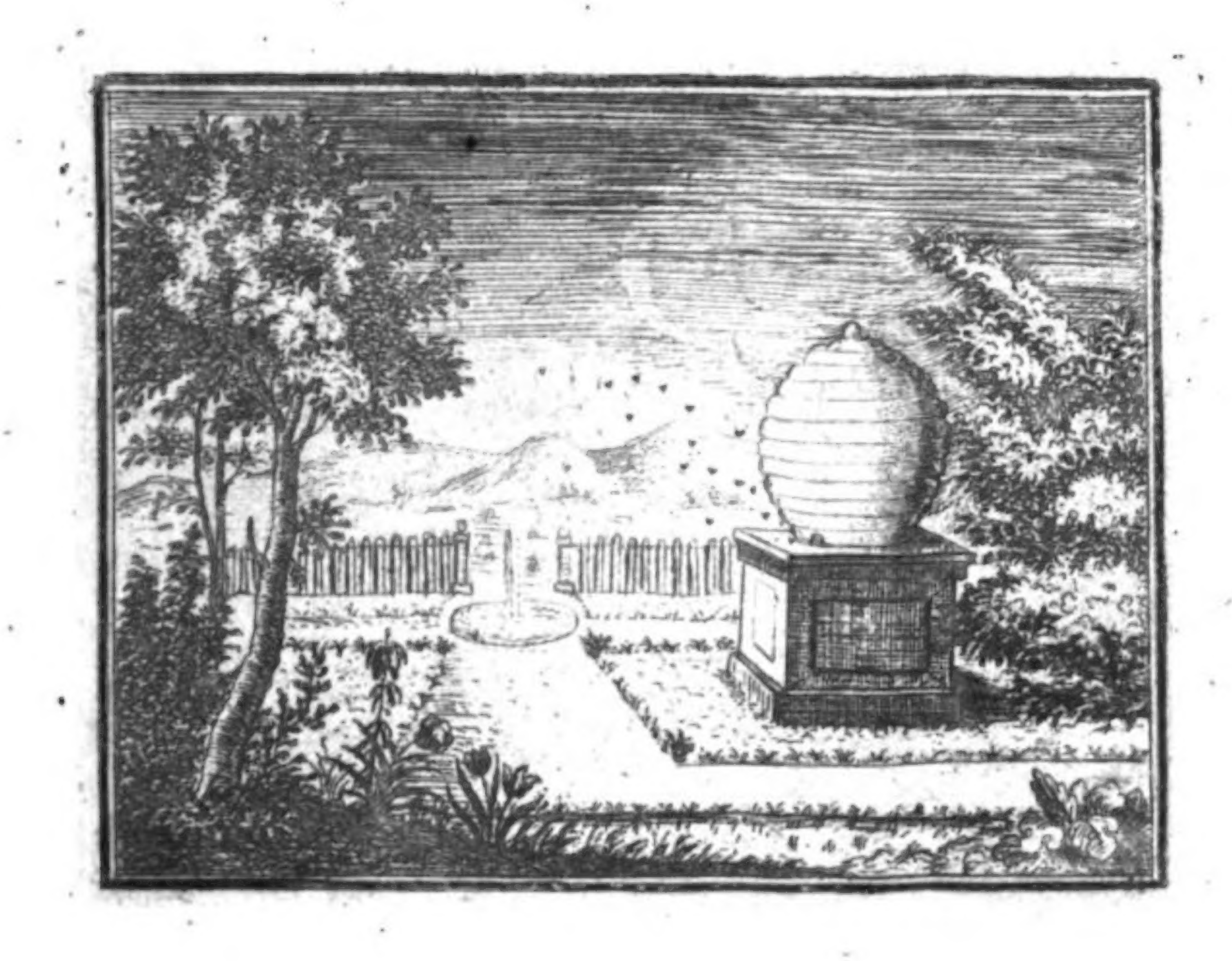
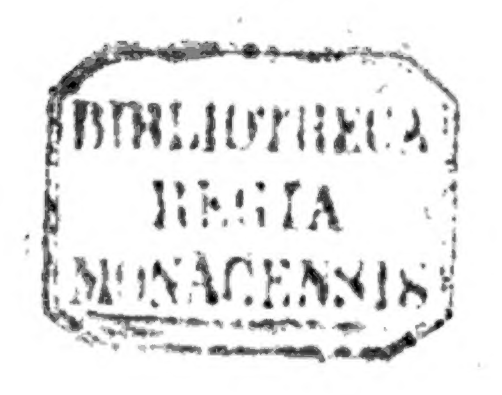


Hanauisches
Magazin
vom Jahr 1778.

Erster Band.



Hanau.
Im Verlag des Ev. Luth. Waisenhauses
1779.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Wir liefern hiemit den ersten Band unsers im vorigen Jahr angekündigten Hanauischen Magazins. Die Verfasser bescheiden sich gerne, daß nicht alle Abhandlungen allen Lesern gleich interessant und angenehm haben seyn können, wie das nach der Verschiedenheit der Leser, des Geschmacks und der Materien zum Voraus vermuthet werden muste. Wenn sie aber doch keinen einzigen Theil von Lesern, deren Beyfall sie sich wünschen, in dem ganzen Jahrgang dieses Wochenblatts sollten unbefriedigt gelassen, oder abgeschreckt haben, weiter zu lesen: so halten sie den Anfang ihres Wunsches, so wie ihres Plans, erreicht, auf welchen sie ihre Leser bitten, oft Rücksicht zu nehmen.

Hätten wir auch weiter nichts, als ein vaterländisches Blatt zu Stande gebracht, wodurch wir unsern Mitbürgern Gelegenheit geben, manche ihrer nützlichen Bemerkungen und Entdeckungen, die sonst — wer weiß, wie lang? — vergraben gelegen hätten, allgemeiner bekannt zu machen; so würden wir schon auf die Gefälligkeit und den Beyfall unsers nächsten Publicums zum wenigsten Anspruch machen können. Damit wollen wir freylich diejenigen nicht vermengen, die gleich auf alles, was ohne ihren Rath und Beytritt unternommen worden, scheel sehen, und schon auch deswegen es zu tadeln sich berechtigt glauben. Wenn es einige dieser Herren unter uns giebt, die uns bisher hinter dem Fenster beobachtet, und mit angenommenen Richterminen gesagt haben, daß ihnen das Magazin nicht gefalle, daß sie über

diese oder jene Materie etwas viel Bessers hätten sagen können, oder bessere Nachrichten besäßen, als der Verfasser; so bitten wir sie als Patrioten, sich mit uns zu vereinigen, und in unserer Gesellschaft, für welche wir kein ausschließendes Privilegium verlangen, Gutes wirken zu helfen. Dies wird ihrem Verstand und ihrem Herzen mehr Ehre machen, als wenn sie fortfahren, ein Institut zu verachten, welches zu tief gegründet, und auch nun schon zu weit gekommen ist, als daß es nur von ihrer Stimme abhangen sollte.

Offenbar haben wir durch diese Blätter die Merkwürdigkeiten unsers Landes mehr zu beobachten, und mehr Vortheile zu seiner Cultur zu entdecken angefangen. Offenbar haben wir auch dadurch mehr Litteratur hereingezogen und gemeinnütziger gemacht, und zwar nicht aus fremden Zeitungen abgeschrieben, sondern aus der ersten Hand erhalten. In beiden Stücken haben uns schon andere gedruckte Blätter zu nutzen gewußt, wenn sie auch die Quelle nicht anzeigten, woher sie in diesem Falle geschöpft hatten. — Muthig werden wir also in unsrer Laufbahn fortfahren, so lang uns der Beyfall unsrer Leser nicht verläßt, welchen wir durch Auswahl, Abwechselung und innere Vollständigkeit der abzuhandelnden Materien immer mehr zu erlangen uns bestreben werden, mit der Versicherung, daß wir auch der auswärtigen Leser wegen die localen Stücke nie zu sehr hinter einander häufen wollen. Jeder Beytrag, welcher unsere gutgemeynte Absicht befördern hilft, er komme her, woher er wolle, wird uns jederzeit sehr willkommen seyn.

Hanau, den 31. Decemb. 1778.

I. Verzeichnis
der in diesen Bande enthaltenen Stücke.

Register.

XXXVII. Stück.

XXXVIII. Stück.

XXXIX. Stück.

XL. Stück.

XLI. Stück.

XLII. Stück.

XLIII. Stück.

XLIV. Stück.

XLV. Stück.

XLVI. Stück.

II. Verzeichnis
der Materien und Namen nach dem Alph.

A.

)(5 Anre-

Men-

N.

O.

P.

R.

S.

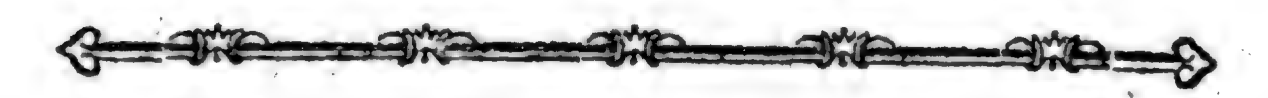
T.

U.

V.

Hanauisches Magazin.

Erstes Stück.



Ueber Patriot und Patriotismus.

Ein so oft abgehandelter Gegenstand verdient gleichwohl keine Entschuldigung, warum er hier an der Spitze dieser Blätter steht, da er immer das Ehrwürdigste in dem Verband einer bürgerlichen Gesellschaft bleibt, wornach der Werth der Mitglieder, und der Nutze des Staats zu berechnen ist. Es kann nie überflüssig, nie ganz verlohrene Arbeit seyn, zumal bey einer neuen Unternehmung, die dem Nutzen des Vaterlandes vorzüglich gewidmet seyn soll, ihn oft zu betrachten, sich oft mit seinen Mitbürgern vor diesen Spiegel zu stellen, um zu wissen, wie weit man auf den Titel eines Patrioten Anspruch machen könne oder nicht, weil man damit oft so verschwenderisch und unbestimmt, wie mit dem Titel Menschenfreund umgegangen ist. Eine Seele — sie sey in einem männlichen oder weiblichen Körper (denn ich spreche diese Tugend keinem Geschlecht ab, obgleich Erziehung, Gelegenheit und Beruf dem männlichen mehr Aufforderung zum Patriotismus, wenigstens einen grösseren Umfang desselben geben als dem andern) eine Seele also, welche den Nutzen ihrer Mitseelen, die die Vorsehung in einer kleineren oder grösseren Gesellschafft an Einem Orte, in Einem Lande, unter gleichen Gesetzen Einer Obrigkeit, mit ihr verbunden hat, mit Wärme, mit Geisteskraft und Thätigkeit liebt, unterstützt und befördert, und allenfalls, um diesen Zweck zu erreichen, selbst etwas von

ihrem Privatnutzen, von ihren äußerlichen Vortheilen, Vergnügungen oder Bequemlichkeiten aufopfert, und die Ehre, unter einem guten glücklichen Volke zu leben, für die beste Ehre des gesellschaftlichen Lebens hält — eine solche Seele ist patriotisch, und die Uebereinstimmung dieser ihrer gesellschaftlichen Neigungen heist Patriotismus. Liebe des Geburtsorts, Liebe des eigentlichen Vaterlandes, vorzügliche Zuneigung gegen Landsleute, (die sich doch in einem fremden Lande, wenn sie da zusammenkommen, immer am stärksten auszeichnet) ist freylich da, wo sie sich mit der Liebe des gesellschaftlichen Besten insbesondere verbindet, große Verstärkung des Patriotismus. Die Natur schont hier den Fleiß. Oft verbindet sich damit auch eine gewiße Portion Nationalstolz, die Triebfeder mancher glänzender Handlungen, die man in der Geschichte alter und neuerer Völker, insonderheit der alten, bewundert.

Es giebt aber auch ein Vaterland der Wahl, oder des Zufalls in den Schicksalen des Lebens. Alle Menschen sollten nicht in ihrem Dorfe, in ihrer Stadt, in ihrem Lande bleiben: das wollte die Vorsehung um des allgemeinen Besten willen nicht. Verbindung der Menschen durch Handel und Wandel, durch wechselseitige Dienste, in der Ferne nicht ausgeschlossen, durch Aufnahme der Fremden und überall gleichen Genuß der Rechte der Menschheit, die sich mit jedem Grundgesetze des Staats vertragen, — soll die große Familie Gottes auf diesem Planeten zusammen halten, wozu der Patagonier so gut wie der Europäer gehört. Mancher kann an dem Orte, wo seine Wiege stand, so viel Gutes nicht wirken, als an einem andern, wo man ihn mit wenigern Vorurtheilen sieht und hört, und eine günstigere Verbindung der Dinge für ihn da ist, zu wircken: Mancher kann glücklicher an dem einen Orte seyn, als an dem andern. Wir wollen uns also in die Fragen nicht einlassen: Haben wir auch ein Vaterland? und gehört nothwendig ein freyer Staat dazu, um eins zu haben? — Wer die

Men=

Menschen, seine Zeitgenossen liebt, und das gesellschaftliche Band, das ihn mit ihnen verbindet, muß in einem gewißen Verstande überall eins haben; doch in diesem allgemeineren immer ein näheres nach seinem Standorte in der Welt. Ja, ich bin überall in meinem Vaterlande, wo ich bin, (denkt der Weltbürger in der besten Bedeutung) aber doch mehr da, wo ich nicht blos durchreise, sondern wohne, Feuer und Heerd habe — noch mehr da, wo ich durch einen besonderen Beruf, durch ein Amt, in der ganzen Kette der Gesellschaft, ein zusammenhängender, nothwendiger, gehaltener und haltender Ring bin, wo meine Mitbürger mir ein Unterpfand anvertraut, und mich dadurch verpflichtet haben, ihnen nützlich zu seyn — wo ich ihnen in meiner ganzen Wohlfahrth und in dem Glück meiner Kinder wieder Unterpfänder anvertraue — da muß ich in einem näheren Verhältnis wirken, so gut ich kann; jede Gelegenheit dazu ist Aufforderung für mich. Gott hat mir diese Menschen durch gemeinschaftliche Bedürfnisse und Vortheile näher ans Herz gelegt, als andere. Gern zwar will ich überall zum Besten der Menschheit wirken: aber ich kann nicht überall — und wenn ichs könnte — nicht überall gut. Am verbundensten also mit dem nächsten Kreise, den mir die Vorsehung angewiesen hat, will ich mich da nach meinem Vermögen, nach meinen Talenten und Umständen meinen Mitbürgern und Zeitgenossen, und wärs möglich, auch noch ihren Nachkommen, recht nüzlich zu machen suchen, und so die Sphäre meines Daseyns durchleben, so mich dankbar für das Gute bezeigen, das ich in dieser Gesellschaft geniesse, so mit Thaten beweisen, daß ich hier gelebt habe. — Hier fixirt sich also die Neigung des Weltbürgers aus dem allgemeinern in das Localverhältnis, als ihren eigentlichen Wirkungskreis; unterschieden von denen, welche überall und nirgends zu Hause sind, überall gleichwenig nützen und schaden, überall vorlieb nehmen wie sies finden, überall mit Gleichgültigkeit kommen und gehen. Er fühlt in der allgemeinen Liebe — brüderliche Liebe — concentrirte gesell-

schaftliche Kraft, einen blühenden Winkel der Welt erschaffen zu helfen — dazu vielleicht brauchbar genug — für einen grösseren Umfang zu schwach. Er will nicht sowohl auswärts groß und berühmt scheinen, gleich gewissen Bildern, die nur in der Ferne gefallen — nicht das Interesse fremder Staaten wägen, und das Beste seiner Familie, seiner nächsten Mitbürger vernachlässigen. Ein guter Name ist noch besser als ein berühmter. Und wie verwelklich insgemein der berühmte, der bald durch andere neue verdrungen wird! Zeige mir das Grab des Menschenfreunds, des Wohlthäters seines Dorfs — und es wird mich mehr rühren, als der Posaunenhall des Mannes, der auf Thränen, Blut und Leichen daher gieng, ohne glückliche Menschen zu machen, — mehr als das Geräusch eines Autors, der sich in ganz Europa mit Bild und Schrift herumtragen ließ, ohne an seinem Orte geliebt und liebenswürdig zu seyn. Held und Autor — wie bald vergessen, wenn sie nicht Wohlthäter ihrer Nebenmenschen waren — von aussen nur groß, und klein daheim! — Wenigen Sterblichen ists vom Himmel gegeben, gleich Fixsternen mehr als Eine Welt zu erleuchten und zu erwärmen. Aber gut und nützlich kann sich doch jeder seinem Zirkel machen, worinn er lebt, wenn er ernstlich will. Das ist sein erstes angewiesenes Publikum, sein eigentlichstes Vaterland; dies ruft ihm zu: Sey Patriot! Um diesen Namen zu verdienen, brauchts nicht schlechterdings lauter glänzender Aufopferungen, wie jene: für das Vaterland zu sterben, arm zu werden, Verweisung zu dulden — wie Codrus und Aristides. Freylich, wenn Nothfälle so wichtige Opfer erheischen: Sollte da der Geist des Christenthums in eines Patrioten Seele unkräftiger wirken, als was Heiden aus niedrigern oder schwächern Bewegungsgründen thun konnten? — Aber schön ists auch für das Vaterland leben, für das Vaterland Güter besitzen und reich seyn, dem Vaterlande mit Gegenwart und Thätigkeit nützen. Laßt ihn also auf diesen Stufen der Verdienste anfangen mit dem Glücke seiner Mitbürger sein eigenes zu verbinden!

Patriot ist der Bauer, der nicht blos seinen Acker grünen, und des Nachbars seinen mit Gleichgültigkeit welken sehen kann, der seines Dorfs Rathgeber, Freund und gutes Exempel ist. — Patriot ist der Bürger und Handwerksmann, der nicht neidisch auf seinen Nebenbürger und Mitmeister alles allein an sich zu ziehen wünscht, nie von einem Irrthum oder von einer Unwissenheit zum Schaden des andern Mißbrauch macht, der dem Staat gute Kinder erzieht, bey Noth und Gefahr der erste mit ist, zu helfen, mehr die Pflichten eines fleissigen stillen Einwohners ausübt, als bey den Zechen über die Obrigkeit raisonirt. — Patriot ist der begüterte Privatmann, der arme Handwerksleute unterstützt, ehrlichen Arbeitern auch ohne Procente Geld leiht und forthilft, Dürftige, Kranke, Kümmerliche tröstet und erquickt, Waisen erzieht, und zu guten Stiftungen für das gemeine Wesen gern die Hände bietet. — Patriot ist der Gelehrte, der zum Besten der Menschen überhaupt, und seiner Mitbürger insbesondere, lehrt und schreibt, gute Erfindungen bekannt macht, und die vorhandenen verbessert — der Schulmann und Prediger, welcher Erkenntnis, Wahrheit und Tugend, auch unter eingeschränkten äusserlichen Belohnungen, ausbreitet, dem Staat gute Bürger bildet, und zum Vortheil der Sitten nicht anders lebt, als er lehrt — der Arzt, Sachwalter und Richter, welche die Prozesse der Gesundheit, des Vermögens und der bürgerlichen Ruhe mit Gewissenhaftigkeit behandeln, und den Armen eben so willig und treu umsonst dienen, als ums Geld — der Kriegsmann, der das Vaterland schützt, und ausserdem nach der Regel des grösten Sittenlehrers niemand Gewalt noch Leids thut, und sich begnügen läst mit seinem Solde — jede obrigkeitliche Person, die auch ohne Sporteln, ohne ausdrückliche Gesetze, so viel Gutes veranstaltet, und so viel Böses abschaft, als sie kann. — Patriotische Frauen von jedem Stande sind die, welche ihren Pflichten getreu, ihre Kinder wohl erziehen, ihrem Hauswesen wohl vorstehen, und in ihrem billigen und überlegten Aufwand und Putze lieber die einheimischen Waaren nutzen, als die frem-

 den,

den, mehr die einheimischen Fabrikanten und Handelsleute emporbringen helfen, als die Putzmacher und Modehändler von Lyon und Paris. — Hats eine Zeit gegeben, wo man beiden Geschlechtern, wo nicht im Ganzen — doch nach dem überwiegenden Theil kein Kompliment darüber zu machen brauchte, so zu denken, und so zu handeln? — Gern wollten wir ihnen unendlich dafür danken, wenns beiden gefiele, einmal ihrer Welt — auch nur ihrer kleinen Welt, so eine Zeit zu schenken, und mehr Patriotismus mit mehr Frugalität zu verbinden; denn diese beide Tugenden waren von jeher unzerttennliche Freunde.

Heil dem Fürsten, welcher nicht blos von seinem Lande, sondern auch für sein Land lebt, als der Vater seines Volks über glückliche Unterthanen herrscht, und von ihnen wie von Kindern geliebt wird — welcher gute Erziehungsanstalten, um wahre Menschen zu bilden, begünstigt, Gerechtigkeit und Ordnung beschützt, Wissenschaften und Künste befördert, Stadt und Land verschönert, und in allem, was recht und gut heißt, selbst das erste Exempel — der erste Patriot ist!

Vorläufige Antwort auf ein Paar Briefe.

Es hat jemand unterm 14ten Nov. u. 14 Dec d. J. ohne seinen Namen anders als mit den Anfangsbuchstaben J. C. R. und seinen Ort mit H. zu bezeichnen, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Prediger in einem benachbarten Lande, mich mit einigen ausführlichen und freundschaftlichen Schreiben beehret, und darinn wegen unsers herauszugebenden neuen Gesangbuchs mancherley Wünsche geäussert, in welchen ich mich zum Theil schon zum voraus mit ihm vereinigt habe, zum Theil aber auch aus guten Gründen mich nicht vereinigen kann. Ich wähle diesen Weg, dem würdigen Mann, wofür er sich durchgehends in seinem Briefe ankün=

kündigt, wenn ihm diese Blätter zu Gesichte kommen sollten, die Versicherung zu geben, daß wenn es ihm gefallen mögte, sich näher gegen mich zu entdecken, meine Antwort im Detail ihm bezeigen würde, wie lieb mir seine Correspondenz sey, und wie weit das neue Gesangbuch seinen Erwartungen entsprechen, oder nicht entsprechen könne.

Stockhausen.



Nachrichten.

1. Hr. **Nicolai** in Berlin veranstaltet eine Uebersetzung von dem **Leben Johann Bunkels, nebst dem Leben verschiedener merkwürdiger Frauenzimmer,** aus dem Engländischen, in vier Bänden in Octav auf feinem Schreibpapiere, mit Kupfern von Chodowiecki geziert. Das Werk wird in der künftigen Ostermesse 1778. erscheinen, und kostet in der Pränumeration drey Thaler zwölf Groschen Conventionsmünze, in Louisd'or a 5 Rthlr. gerechnet. Nachher kostet das Exemplar einen Louisd'or. Die Pränumeranten haben ausserdem den Vortheil, die ersten besten Abdrücke der Kupferstiche zu erhalten, und ihre Namen werden dem ersten Bande vorgedruckt. Das Avertissement giebt von dem Innhalt dieses launigten und zu einer geistreichen Lecture sehr unterhaltenden Buchs nähere Nachricht.

2. Hr. **Claudius** in Wandsbeck giebt auf Ostern einen neuen Theil seiner Werke heraus, davon der erste unter dem Titel: Asmus omnia sua secum portans, bekannt ist. Die Liebhaber, welche darauf subscribiren wollen, zahlen **einen Gulden** in hiesigem Conventionsgelde.

3. Hr.

3. Hr. Justiz-Amtmann Bürger zu Wöllmershausen ohnweit Göttingen, wird auf Ostern seine sämmtliche **Gedichte**, gedruckte und ungedruckte, ohngefähr 1 Alph. in kl. Octav auf feinem weissen Schreibpapier schön gedruckt, und mit neuerfundenen Kupfern und Vignetten von Chodowiecki geziert, in der Dieterichschen Officin zu Göttingen herausgeben. Die Subscribenten, deren Namen vorgedruckt werden sollen, zahlen einen Rthlr. in Golde, die Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet. Ausser der Pränumeration kann man nicht anders als für 1 1/2 Rthlr. das Exemplar bekommen. Die pränumerirten Exemplare werden postfrey bis Frankfurt am Main geliefert.

4. Hr. Professor Henke in Helmstädt giebt mit diesem Jahre eine neue **gelehrte Zeitung** in lateinischer Sprache heraus, wovon wöchentlich zwey Stücke erscheinen sollen. Der ganze Jahrgang soll drey Rthlr. in Braunschweigischem Gelde kosten; und man kann sich desfalls entweder an die Fürstl. Zeitungs-Expedition in Braunschweig, oder an das Fürstl. Postamt in Helmstädt, auch an Hr. Prof. Henke selber wenden.

Das hiesige **Lutherische Waisenhaus** nimmt Pränumeration und Bestellungen auf alle diese Werke an, wo auch die Avertissements zu bekommen und einzusehen sind.

Von diesem *Magazin* erscheint im Verlag des *Ev. Lutherischen Waisenhauses* zu Hanau Wöchentlich ein Stück von einem halben oder ganzen Bogen. Der Jahrgang kostet 1 Rthlr. in Vorauszahlung. Bestellungen von Auswärtigen übernimmt gedachtes Waisenhaus, wenn sie postfrey an dasselbe gelangen.

Hanauisches Magazin.

Zweites Stück.

Von der Viehseuche.

John Swaine, ein Engländer, hatte Gelegenheit, viele Beobachtungen bey Viehseuchen anzustellen, und schrieb eine kleine Abhandlung darüber unter dem Titel: **Ein jeder Hausvater sein eigener Viehearzt.** Er behauptet darinn, daß die jetzigen Seuchen unter dem Hornvieh mit denen, deren Livius und Plutarch, besonders aber Columella erwähnt haben, einerley wären. Ausser der Erfahrung, auf welche er seinen Satz gründet, ist es auch schon a priori wahrscheinlich; denn da das Vieh von jeher meist einerley Nahrung genossen, und nicht wie Menschen darinn abwechseln, so muß auch seine Krankheit nicht sehr verschieden seyn. Man sieht es an alten Leuten, die sich immer an die natürlichste Kost gehalten: Sie haben wenige und beynahe einerley Krankheiten, denen leicht abgeholfen werden kann, und wenn sie sterben, so leiden sie fast weiter nichts, als daß sie zu leben aufhören.

Im neunten Jahrhunderte war diese Seuche in den meisten Europäischen Ländern so allgemein, daß sich auch der Aberglaube davon ernährte. Um das Vieh gesund zu erhalten, zeichneten es die Geistlichen mit einem Kreuz auf der Stirne, und der Cardinal Baronius versichert: es wäre kein Stück Vieh angesteckt worden, das man auf diese Art gezeichnet hätte.

So gelehrt aber sonst auch dieser Cardinal war, so begegnen doch die neuen Aerzte dieser Meinung mit verdienter Verachtung, und selbst in Italien, wo doch sonst der Aberglaube zu

Hause ist, braucht man dergleichen Mittel nicht mehr. Man ist überzeugt, daß die Krankheit in den Leibern der Thiere steckt, und daß folglich natürliche Mittel gebraucht werden müssen. Nur ist der ganz unwissende gemeine Mann noch so abergläubisch, daß er sich an Nachrichter und sogenannte Weißemänner wendet, und sich Mittel gegen Hexerey geben läßt.

1) Ursachen der Krankheit.

Es ist nicht möglich, alle Ursachen der Seuche bey uns anzugeben, Herr Swaine erwähnt nur der bekantesten, und ich werde noch einige hinzusetzen.

Es ist wahrscheinlich, daß sie ihren Ursprung in denen Ländern genommen, welche dieser Plage am meisten unterworffen sind.

Wenn der Nilfluß in Egypten ungewöhnlich stark austritt, so verursacht der in allzugroßer Menge zurückgelassene Schlamm, besonders in den heissen Herbstzeiten, diese Seuche unter dem Hornvieh; Und folglich ist ihm auch bey uns sumpfiges und trübes Wasser schädlich.

Eine andere Ursache, und die zugleich der Menschheit Schande macht, ist die Begierde zum Gewinn, die mit Häuten von Vieh, das an dieser Pest gestorben, handelt, und dadurch diese Krankheit dahin bringt, wo sie sonst nicht hingekommen seyn würde. Nicht allein aber in Häuten, sondern sogar auch in Kleidern kann das Uebel von einem Orte zu dem andern getragen werden, besonders von Leuten, die viel mit krankem Vieh umgehen.

Böse Luft, die aus allerley verfaulten Körpern entsteht, ist ebenfalls eine Ursache; folglich auch Ställe, die nicht rein gehalten werden, oder wo sich Schweine und Hüner aufhalten, die mit ihrem Koth die Luft verunreinigen.

Hauptsächlich aber sind öffentliche Weiden sowol an der Entstehung als auch an der Ausbreitung dieses Uebels, Ursache und Gelegenheit. Denn einmal ist die Ansteckung von anderm Vieh mehr zu befürchten, als in den Ställen, wo es nie Gemeinschaft mit fremdem Vieh hat, und darnach sind die Pfützen oder Lachen, die das Vieh auf der Weide

de suchen, und daraus trinken muß, eben wegen des trüben Wassers schädlich. Es regnet entweder zu viel, und dann ist das Wasser davon trübe, oder es regnet zu wenig, und dann muß das Vieh bis auf den Grund trinken, und folglich auch trübes Wasser genießen, das es mit dem Hineintreten noch trüber macht. Ja, das Graß selbst ist ungesund, wenn es zu trocken oder zu naß ist. Daß Pferde aber nicht so leicht auf den Weiden ungesund werden, ist kein Schutz für sie: Denn man trägt mehr Sorge, die Pferde an reinem Wasser zu tränken, und nimt sie überhaupt mehr in Obacht als anderes Vieh. Zudem so sind sie auch eigensinniger, und genießen lieber gar nichts, als daß sie trübes Wasser tränken, wenn sie der äußerste Durst nicht dazu zwingt. Ueberall wo keine gemeine Viehweiden sind, ist die Krankheit des Viehes seltener und weniger ansteckend.

Das zu frühe Hinaustreiben ist dem Vieh nicht weniger schädlich, und besonders wenn der Sommer zu naß ist. In der Frühe sitzt noch Thau auf dem Graße, der den Magen leicht verkältet, der aber nicht mehr schädlich ist, sobald ihn die Sonne theils erwärmet, und theils abgeleckt hat. Der Schaden, welchen der unerwärmte Thau verursachet, ist vielleicht auch die Ursache, warum der Landmann sein Vieh an den Tagen, an welchen eine Sonnenfinsterniß ist, nicht auf die Weide treibt. Gift fällt nun freylich nicht vom Himmel, aber der Bauer hat doch durch mündliche Ueberlieferung von seinen Vorfahren gehört, daß man alsdann kein Vieh aufs Feld oder auf die Weide lassen dürffe, und er bleibt bey der Regel, welche die Alten gewiß aus der Erfahrung gemacht haben. Die Brunnen aber könnte man bey diesen Finsternißen vermuthlich ohne Gefahr unbedeckt lassen. Was nun eine Finsterniß verursachet, das kann auch ein zu früher kalter Morgenthau. Mitten im Sommer müste der Hirte nicht vor 8 Uhr, im Frühjahr und Herbst nicht vor 10, und früh im Frühjahr, so wie auch spät im Herbste, gar nicht hinaustreiben. Ueberhaupt aber muß das Vieh auch keinen Mangel leiden, und bey seinem Weidegang noch zu Hauße gut gefuttert werden, weil

es bey magerem Leibe leichter krank und auch leichter angesteckt werden kann, als wenn es munter ist, und Kräfte hat.

2) Kennzeichen der Krankheit.

Auf die Kennzeichen der Krankheit muß man genau Acht haben, weil man sonst leicht ein Vieh für gefährlich krank halten könnte, und um weitere Ansteckung zu verhüten, ohne Noth, todstechen müßte.

Zuerst also zeigt sich Mangel der Lust zum Fressen, Kopfschütteln, Ohrenhängen, trübe wässerigte Augen, ein wilder und unruhiger Gang, und augenscheinlicher Schmerz am ganzen Leibe, welches alles bis an den vierten Tag währet. Hierauf folgt ein dreytägig anhaltendes und entkräftendes Fieber. Das Vieh ist dabey wie fühlloß, bewegt die Augen stark, bekommt einen trockenen Husten, und hat immer noch keine Lust zum Fressen. Einer Kuh vergeht sogleich die Milch, und in den drey ersten Tagen hat sie einen solchen Durchfall, der alle ihre noch übrige Kräfte erschöpft; am vierten Tage hört das Purgiren auf, sie gibt noch keine Milch, ächzet starck, und liegt fast ohne alle Bewegung darnieder.

Die Seuche wirkt aber verschiedentlich, nach der Verschiedenheit der Thiere selbst. Kühe sind ihr mehr unterworfen als Ochsen, doch breitet sie sich auch bald unter diesen aus.

Es ist besonders merkwürdig, daß eine Kuh, die während ihrer Krankheit kalbet, wenn anders das Kalb tod von ihr abgeht, und kein anderes an ihr trinket, fast allezeit davon kommt, wenn ihr gehörig gewartet wird.

Nicht weniger merkwürdig ist es, daß sich die Seuche nach den Jahreszeiten richtet. Im Sommer und Herbste grassiret sie am meisten, sie ist aber nicht so gefährlich als im Frühjahr und Winter, ob sie gleich da seltner ist.

Den siebenten Tag zeigt sich endlich, ob das Vieh davon kommt oder nicht. Wenn sich Geschwüre auf der Haut, auf dem Rückgrad hinunter, aus welcher Materie läuft, zeigen, so ist das Thier ausser Gefahr. Der abgehende Mist ist dabey trocken, und die völlige Gesundheit nahe. Auch sind es Zeichen der Erholung, wenn des Viehes Nase wund ist,

ist, wenn die Augen nicht mehr wässerigt sind, und wenn es mit grösserer Begierde als vorhin frisst.

3) Mittel gegen die Seuche.

Sobald sich die ersten Kennzeichen der Krankheit äussern, so muß man folgende Regel genau beobachten:

Man wählt einen großen Platz, z. B. eine Scheuertenne, wo die Luft freyen Umlauf hat, wo es weder zu kalt noch zu warm ist, und stellt das Vieh dahin. Die Streue muß alle Tage frisch gemacht, und die Luftlöcher, wenn es warm ist, gegen die Mittagsseite täglich etliche Stunden aufgemacht werden, um frische Luft einzulassen, und der verdorbenen Ausgang zu verschaffen. Vorzüglich muß man verhüten, daß sich das Vieh erkälte, welches gemeiniglich geschieht, wenn die Oefnungen gegen Norden nicht sorgfältig zugestopft werden. Und darum wäre eine wollene Decke über das Vieh gehängt, sehr nützlich, ob es gleich, zumal, wenn viele Stücke auf einmal krank sind, sehr kostbar wäre. Einer trächtigen Kuh läßt man einen starken Schoppen Blut am Halse ab. Sie darf aber nicht schwächlich seyn, dann in dem Falle ist ihr das Aderlassen schädlich. Nach diesem wascht man sie mit warmem Wasser mit Essig vermischt, und reibt sie mit einem wollenen Tuche, oder mit weichem Stroh. Es hat den Nutzen, daß alles Ungeziefer und aller Unflath von der Haut abgeht. Während dem stellt man dem Vieh eine Schüssel mit kochendheissem Essig vor, worinn wohlriechende Kräuter eingeweicht sind, damit es vom Kräuter- und Essigdampf neue Kräfte und Munterkeit erhalte.

So lange die Seuche anhält, muß das Thier alle Morgen, wenigstens eine Viertelstundelang mit einem wollenen Tuche oder weichem Stroh gerieben werden. Das Reiben lindert ihm nicht allein die Schmerzen, sondern es öfnet und reiniget auch die Schweißlöcher von der Unreinigkeit die sich darauf setzt, und befördert die Ausdünstung; Dabey muß man den Eiter des Morgens mit Oel schmieren und ihn sowol vor der Kälte als auch der zu großen Wärme bewahren.

Nach dem Tage, an welchem man dem Vieh zur Ader gelassen, macht man einen Tocht von Hanf, Flachs oder Werg eines Daumens dick und eines Fusses lang, bestreicht ihn mit Schweinenschmalz, und zieht ihn durch ein Loch, das man dem Thier am Kalg, d. i. durch die an der Brust herabhängende Haut gestochen, so daß er an beyden Enden herabhängt. Wenn dieses Seil 24 Stunden gesteckt, so zieht es hin und her, und bestreicht den Theil, welcher durch die Wunde gezogen wird mit venetianischem Terpentin und Eyergelb. Wann die Wunde aber schwillt, so legt man Pflaster von Brod, Milch und Schweinenfett darauf. Es befördert den Ausfluß der Materie und vertreibt den Geschwulst, wenn es täglich zweymal und anhaltend wiederholet wird. Der Tocht muß aber wenigstens einen Monath lang, nachdem sich das Thier wieder erholet, stecken bleiben, um die Materie alle herauszuziehen. Hängt das Thier nach dem Aderlassen den Kopf, oder holt es schwer Athem, so muß man ihm folgende kühlende Abführung geben:

Man kocht vier Händvoll Weitzenkleye in 1/2 Maas Brunnenwasser so lange bis es etwa auf 3 1/2 Schoppen eingekocht ist: nach diesem giesset man die Brühe davon ab, löset 1 Loth Glauberisch Salz darinn auf, und giebt es dem Vieh milchwarm ein. Auf dieses giebt man ihm noch eine halbe Maas Habergrütze zu trinken.

Wenn das Vieh gehörig laxirt hat, oder wenn es dessen nicht bedarf, so giebt man ihm noch Folgendes: Man nimmt 2 1/2 Maas gut gehopftes Bier, 6 Loth Färberröthe, 2 Loth Meerrettig, 2 Loth Tormentill, eine Handvoll Kamillen, eine Handvoll Raute, und eine Handvoll Salbey, läßt es eine halbe Stunde kochen, giesset es ab und giebt es darauf dem Vieh, die eine Hälfte des Morgens und die andere des Abends ein. Dabey muß man ihm aber so lange kein trockenes Futter geben, bis es wieder anfängt zu käuen.

Auf dieses giebt man ihm folgenden Trank: Man kocht 3 Schoppen Milch, wenn es seyn kann von der Kuh selbst, und eben soviel Brunnenwasser, zehen Minuten miteinander, darnach giesset man einen starken halben Schoppen guten

ken Weinessig darzu, und schüttet es dem Vieh milchwarm ein.

Zur Reinigung des Mundes und der Naslöcher, die alle Woche zwey oder mehrmal vorgenommen werden muß, dient folgendes: 3 Schoppen Milch, dann so viel Wasser nebst 4 Loth grosse Rosinen, 4 Loth Feigen, 1 Loth gestossenen Senf, läßt man über die Hälfte einkochen, thut darnach 4 Loth Honig, 1 Loth Spir. Sal. amoniac. dazu, und wäscht dem Thier das Maul und die Naslöcher solange, bis sich das Geschwür, das etwa daran ist, in trockene Schuppen verwandelt, die darnach leichtlich abgehen, wenn man sie mit Salbeythee, worein Honig gethan worden, recht oft anfeuchtet.

Am Anfange der Krankheit hat das Vieh meist einen wunden Schlund, und dagegen braucht man: Fünf Schoppen Brunnenwasser, 4 Loth Eichenrinde, 2 Loth Chinarinde und 2 Loth Myrrhen, läßt es bis auf 3 Schoppen einkochen und giebt es dem kranken Vieh, wenn es zuvor durchgeseihet worden, laulicht ein. Ist das Thier schwach, so giesset man noch einen halben Schoppen Heefen von rothem Wein dazu. Auch ist es sehr dienlich, wenn man des Thieres Maul über heiß Wasser und Weinessig hält.

Die gefährlichste Aeusserung der Seuche ist, wenn die Haut aufschwillt. In dem Falle macht man einen Einschnitt hinein und verschaft dadurch der Materie Abzug. Nachher füllet man das Loch mit einem Stopfen Werg, der vorher in eine Salbe, die aus Eyergelb, Terpentin, und gestossenen Myrrhen besteht, eingetunkt worden. Ueber die Wunde legt man ein Pflaster von Habermehl, saurem Bier, wozu 1/4 Schoppen Spirit. Vin. gegossen wird, täglich zweymal. Auf dieses Schwellen der Haut äussert sich zuweilen ein sehr starkes Purgiren, welches aber nicht sehr abmattet. Man braucht dabey: 2. Loth Rhabarber, 2. Loth kleingeschnitten Süßholz, 2. Loth Aniskörner, 1. Loth Sennesblätter, welches man in 1. Maas Bier solange kocht, bis nur noch 3. Schoppen übrig sind, darnach wird es durchgeseihet und dem Vieh eingegeben. Zuletzt giebt man ihm noch Habermehlbrühe, und läßt es übrigens, ohnerachtet seines Appetits, nicht gar zu viel fressen.

Bey

Bey diesem Mittel steht noch mit Recht das untrüglichste gegen die Entstehung und Ausbreitung der Seuche. Es ist nichts anders als die Abschaffung der Viehweiden, eine Sache, die dem Landmanne, der den Nutzen der Stallfütterung nicht versteht, an das Leben geht. Dadurch würden sowohl viele von den Ursachen der Seuche verhütet, als auch die Ansteckung durch anderes Vieh vermieden. An Orten, wo Stallfütterung ist, ist dieses Uebel selten, und breitet sich fast gar nicht aus, wenn man nur die geringste Vorsicht gebraucht. Indessen wird dieses Mittel, so zuverlässig es ist, solange nur ein Wunsch bleiben, bis man dem Landmanne zeigt, daß die Weiden mehr eintragen, wenn sie zu Wiesen liegen bleiben oder urbar gemacht werden, daß sein Vieh im Stalle mehr Milch giebt, mehr Dung macht, die es auf den Weiden verträgt, und daß damit seine Aecker um mehr als die Hälfte fruchtbarer gemacht werden können. Aber alles dieses muß man ihm durch Exempel zeigen, sonst drückt er seine Augen dagegen zu, und bleibt bey seinem Satz, weil seine Voreltern dabey geblieben sind.

Unterdessen muß man bedacht seyn, dem Landmanne die oben vorgeschlagenen Mittel leicht zu verschaffen. In der Noth verläst er sich, halb verzweifelt, auf die unmittelbare Hülfe Gottes, und erwartet lieber den Ausgang, als daß er einen weiten Weg nach der Stadt in die Apotheke geht, und vielleicht ungewisse Mittel hohlt. Auf jedem Dorfe sollte also jemand bestellt werden, der mit dem Vieh umzugehen und die Mittel zu bereiten wüßte.

Eben da ich schließe, erhalt ich ein Blatt von den Frankfurther gelehrten Nachrichten. Es wird darinn ein Mittel des Herrn Doctor Heins gegen die Viehseuche, vorgeschlagen, und zum Beweiß der Untrüglichkeit will der Bekantmacher das Vieh assecuriren. Man darf aber die Assecurance-Rechnung nur ein wenig verstehen so beweißt sein assecuriren nichts. Ist aber das Präservatifmittel, (denn weiter soll es nichts seyn) wircklich gut? — Ja! — Wolan, heraus mit dem Geheimniße, zur Ehre, und zum Besten der Menschheit!

R.

Hanauisches Magazin.
Drittes Stück.

Auszug eines im Manuscript vorhandenen und vom Jahre 1563. bis 1617. geführten Jahr- und Tage-Buchs von Hochstadt.

Es würde in vielem Betracht nützlich seyn, wenn von alten Zeiten her mit brauchbaren Beobachtungen geschriebene Tagebücher in mehrerer Anzahl vorhanden wären. Ein jeder begreift wohl, daß hier nicht von solchen die Rede ist, worinn ein Privatmann nur lediglich die in seinem Leben vorgefallenen häußlichen Umstände, oder Begebenheiten, die blos allein auf seine Person eine Beziehung haben, aufzeichnet. Es müssen Bemerkungen darinn mit angebracht werden, die mehr als das Gewöhnliche zum Gegenstand haben; sie müßen das Publikum interessiren, wenigstens in einem gewißen Bezirk, interessiren. Das Andenken solcher Begebenheiten, sie mögen die Geschichte, Künste und Wissenschaften, Oekonomie, das Naturreich oder die moralischen Handlungen der Menschen betreffen, welche die Aufmerksamkeit unserer Voreltern von Jahrhunderten her nach sich gezogen, wird auch die späten Enkel angenehm unterhalten können. Vielleicht dürfte es auch Leser geben, welche an diesem Auszuge des Jahr und Tagebuchs, welches ein gewißer Konrad Appel in Hochstadt, einem nur eine Stunde von der Stadt Hanau gelegenen Orte, aufgesetzt hat, einiges Vergnügen finden. Man erwarte von diesem Manne nicht Erzählungen von wichtigen Staatsveränderungen. Er schrieb seinen Kindern zur Nachricht auf, was in dem Zeitraum seines Lebens Merkwürdiges um ihn

her, das ist etwa in der Grafschaft Hanau und den umliegenden Gegenden, sich zugetragen hatte. Es gehöret nicht zur Absicht dieses Blatts, diejenigen Vorfälle hier zu berühren, welche unser Konrad Appel in dem Zirkel seiner Familie erlebt hat, oder anzuführen, wann er gebohren, wann er sich verheirathet, wann, und wie oft er taufen lassen, oder wie viel Aecker er gekauft; alles dieses konnte nur seinen Kindern und Nachkommen allein von einigem Nutzen seyn. Man trift darinn ausser andern Beobachtungen, auch solche an, die dem Liebhaber der Haus- und Landwirthschaft nicht ganz gleichgültig seyn werden. Der Titel dieser Handschrift ist: „Chro„nica oder Beschreibung etlicher Ding, so sich in und „ausser diesem Flecken Hochstatt bey meinem Leben ver„laufen und begeben haben, durch Conrad Appel be„schrieben.„ Unter diesem Titel stehet: „Vermah„nung, Ihr meine Kinder! es ist mein Euers Vatters „Will, daß Ihr dieses Büchlein nach meinem Todt „verwahrlich die Zeit Eures Lebens behaltet, Ewer ge„treuer Vatter Conrad Appel.

Unser Chronikenschreiber fängt seine Bemerkungen an vom Jahre 1563. und meldet, daß in eben diesem Jahre in dem Flecken Hochstadt ein grosses Sterben gewesen, und 500 Menschen begraben worden sind. — Zu Mittelbuchen sind 1568. Donnerstag vor Christtag 30 Gebäude abgebrannt. — Im Jahr 1684. ist der Wein so wohlfeil gewesen, daß das Maaß mehr nicht als 12 Heller gekostet hat — Dahingegen hat man 1587. für ein Achtel Korn 5 Gulden bezahlen müssen, und ist daher eine grosse Hungersnoth entstanden — Den 9ten September 1589. hat Dörnigheim einen beträchtlichen Brandschaden erlitten. — Im Jahre 1597. ist die Neustadt Hanau zu bauen angefangen, und das erste Haus zum Paradies genannt worden — Den 29ten May dieses Jahrs hat das Wetter Wein und Korn erschlagen, und das Achtel hat 3 Gulden gegolten,

ten, welches vor beynahe zweyhundert Jahren, als ein sehr hoher Preis angesehen wurde. — 1599. hat das Korn im April zu blühen angefangen, und auf Walpurgis hat man schon zeitige Kirschen gehabt. — Im Julius Monath sind bereits in den Weinbergen reife Trauben gefunden, und man machte schon den 5ten September mit der Weinlese den Anfang. Der Wein wurde sehr gut, wovon das Fuder damals zwar nur 42 Gulden, in dem folgenden Jahr aber 100 Gulden gekostet hat. — Im Jahr 1600. den 18ten April brannte die Hälfte von dem Flecken Bergen ab — Der Weinstock, wie auch die Nußbäume sind erfroren, und man hat auf Michaelis nicht einmal zeitige Trauben gehabt. Es gab daher sauren Wein, welchen man doch mit 36 Gulden bezahlen mußte. — Den 8ten September 1601. hat man ein Erdbeben verspürt, welches solche Erschütterungen gemacht, daß einige Thüren sich aus den Angeln gehoben haben. — Der Wein ist in diesem Jahre nicht gerathen, und dessen ohngeachtet kostete das Fuder 60 Gulden — 1602. haben die Kirschenbäume im März-Monath schon verblühet, und ist vorher die Witterung den ganzen Winter hindurch warm gewesen; dahingegen fiel den 2ten April eine solche Kälte ein, daß die Weinstöcke und Obstbäume erfroren, mithin wurde das Obst ausserordentlich rar und theuer, und im Herbst galt das Fuder Wein 56 Gulden — Graf Philipp Ludwig der Zweyte zu Hanau ließ 1603. Geld münzen. — Die Weinlese gieng schon den 14 Sept. vor sich, es gab guten Wein, und das Fuder wurde für 60 Gulden verkauft — 1604. gerieth der Wein ebenfalls überaus wohl, und galt mehr nicht als 40 Gulden. — 1605. schon in der Mitte des Sept. wurde Herbst gemacht, es gab viel und guten Wein; der Preis davon war damals nur 36 Gulden, wegen seiner Güte hingegen stieg er nachher auf 100 Gulden — In diesem Jahr war das Korn so wohlfeil, als es in den damaligen Zeiten noch nie gewesen, indem man ein Achtel um 1 1/2 Gulden kaufen

konnte. — Den 13ten December ward Hermann Fischer, weil er seine Frau in dem Selbolder Wald ermordet, zu Bruchköbel mit dem Rade hingerichtet, nachdem er vorher zweymal mit glühenden Zangen gezwickt worden — Im Jahre 1606. war die Feier des Osterfestes der Römisch-Katholischen und Protestanten fünf Wochen von einander unterschieden, indem die Ostern der erstern auf den 16ten März, der leztern aber auf den 20ten April fielen — Der in diesem Jahr gewachsene Wein ist so sauer gewesen, daß selbigen Niemand kaufen wollen, sondern zwey Jahre liegen geblieben ist, bis nachher das Fuder für 24 Gulden erlassen worden — Das folgende 1607te Jahr brachte sehr guten Wein hervor; dieser galt zwar nur Anfangs 60 Gulden, aber nachher stieg der Preis desselben auf 100 Gulden — Den 16. October ist ein Stück auf der Leuchte (ein Wald nahe bey Hochstadt) zu einem jungen Walde mit Eicheln und Bäumen besetzt worden — Den 21ten Octob. entstand zu Seckbach ein Brand, welcher doch nicht weit um sich gegriffen — Zwischen den Jahren 1607. und 1608. ist ein sehr kalter Winter gewesen. Die strengste Kälte nahm 14 Tage vor Weihnachten ihren Anfang, und dauerte bis Petri, auch war der Mayn 6 ganzer Wochen mit Eis belegt. — Der Wein von diesem Jahr war schlecht, sehr sauer und wenig, so daß man selbigen nicht einmal verkaufen konnte. Eben so wenig gerieth auch die Mast, welches alles der kalte und nasse Sommer, der nur während den Hundstagen warm war, verursachte — 1609. hat man 4 Wochen vor Petri angefangen in den Weinbergen zu schneiden, nachdem ein sehr gelinder Winter vorher gegangen war — Ein Achtel Korn wurde nur mit 2 Gulden 8 ßl. ein Maaß Wein aber hier bey dem Wirth mit 7, und in Hanau mit 8 auch 9 Albus bezahlt. — Die den 2ten Junius zu Bischofsheim entstandene Feuersbrunst wurde, nach Abbrennung von vier Scheuern, glücklich wieder gelöscht. — Unsere gnädigste Herrschaft zu Hanau

man hat den Weg auf der Kirschschale mit Sand auffüllen, und von den Fuhrleuten Wege-Geld zu Dörnigheim erheben lassen. — Der Preis des Korns stieg in diesem Jahr von 2 Gulden 8 ßl. (Ein Schilling oder ßl. ist so viel als 10 Heller) bis 3 und 4 Gulden damaliger grossen Währung — Der Wein ist gut gerathen, uns hat das Fuder 70 Gulden gekostet. — 1610. war Anfangs der Preis vom Korn 3 Gulden und stieg bis zu 4 Gulden, vom Gersten 3, vom Weizen 4 und von Erbsen ebenfalls 4 Gulden. — Die gnädigste Herrschaft überließ den Unterthanen das Korn für 3 Gulden 8 ßl. — Der Wein dieses Jahrs war sehr gut, und bezahlte man das Fuder mit 50 Gulden, welches zwey Jahre nachher schon 100 Gulden kostete — Im Jahr 1611. sind die Lebensmittel theuer gewesen, indem ein Ey 4 und 6 Pfenninge gekostet, welches noch nie erhört worden — Den 16. März ist der Tannen-Wald auf der Leuchte auf Befehl der Obrigkeit wegen des Wildes mit einem Zaun umgeben — Der Monath April war so warm und trocken, daß das Korn schon in der Blüthe stand; aber die auf Walpurgis Tag eingetretene Kälte, war den Feldfrüchten sehr nachtheilig, und machte den Weinstock erfrieren. — Um Johannis mußte man das Achtel Korn mit 5 Gulden damaliger grossen Währung bezahlen, und ein Laib Brod von 2 1/4 Pfund galt 2 Schilling. Diesem Mangel und der fernern Theurung abzuhelfen, wurde von der Herrschaft den Unterthanen das Achtel Korn zu 4 Gulden 6 ßl. angeliehen — Der Wein von diesem Jahre wurde sauer und fast nicht trinkbar, selbiger kostete 36 Gulden und noch weniger — Im Anfang des Winters zwischen 1611. und 1612. hat größtentheils das Rindvieh in diesem Flecken Hochstadt böse Mäuler bekommen, daß es eine Zeitlang nichts fressen können. Auch sind verschiedene Schweine in der Mastung lahm worden — Der hohe Preis des Korns und des schwarzen Brodes blieb so wie im vorigen Jahr; da hingegen der Waizen und die Erbsen auf

 6 Gul-

6 Gulden, die Gerste auf 4 und der Hafer auf 3 Gulden gestiegen sind — Das Pfund Rindfleisch kostete 14 Pfennige, Kalbfleisch 2 Albus, Hammelfleisch 3 1/2 Albus und Schweinefleisch 21. Pfennige — Ein Maaß Wein vom zweyjährigen Gewächse 6 und vom einjährigen 3 1/2 Albus — Den 23ten Junius 1612 traf der kurz vorher zu Frankfurth gekrönte Römische Kaiser Matthias mit seiner Gemahlin in Hanau ein; der Zug gieng durch die Altstadt nach der Neustadt. Das Gefolge desselben war so groß und zahlreich, daß es von Morgens 9 bis 10 Uhr dauerte, ehe alles hindurch kam. Das Mittagsmal wurde in ersagter Neustadt zur W. K. eingenommen. *) — Den 9ten August, Morgens zwischen 8 und 9 Uhr starb Graf Philipp Ludwig der Zwente zu Hanau, und Tages drauf wurde dessen Sohne Philipp Moritz von den Unterthanen gehuldigt. — Den 23. Sept. wurde der Hochselige Graf in Hanau begraben, nachdem in allen Flecken neunmal zur Leiche geläutet worden. Sonntags darauf hielt man in allen Kirchen des ganzen Landes die Leich-Predigt — Der Wein ist in diesem Jahre nicht gut ausgefallen, und hat es nur wenig gegeben — Den 23ten October ist ein Stück neben dem Tannen-Wald mit Eicheln besetzt worden, und ein jeder Nachbar in Hochstatt hat einen Baum bey der sogenannten Schelmen Kaute gepflanzt. — Den 7ten November sind die Herrn Räthe aus Hanau auf der Leuchte gewesen, und haben den Edlen und Ehrenvesten Philipp Henrich den Unterthanen als Oberamtmann von Hanau vorgestellet. Bey dieser Gelegenheit wurde zugleich befohlen, daß keiner zur Kanzley kommen sollte, er sey denn vorher bey dem Oberschultz und Oberamtmann gewesen. Nicht weniger wurde verbot-

*) Dasjenige Haus, welches damals zur W. K. genannt wurde, ist die am Neustädter Markt gelegene sogenannte goldene Schwanen-Apotheke, und man findet noch Merkmale, daß ersagter Kaiser daselbst eingekehrt ist, und Tafel gehalten hat.

boten, daß keiner den andern Schulden halber vor das Landgericht forden sollte. — Der Weinpreis dieses Jahrs war das Maaß zu 5 Albus und das Fuder 60 Gulden — 1613 Im Aprilmonath sind die Weinstöcke und Nußbäume zum Theil erfroren, doch ist es ein fruchtbares Jahr an Korn gewesen, und hat das Achtel nur 2 Gulden gekostet. — Der Wasserbau an der Mühle zu Hanau ist von Grund auf mit gehauenen Quadersteinen samt dem Bollwerk gemacht worden. — Der Herbst war warm, daher es ziemlich guten, und viel Wein gegeben hat, der Preis desselben ist 60 Gulden gewesen. — Den 13ten December kam eine Gräfliche Verordnung heraus, vermöge welcher alle Unterthanen ihre Juden-Schuld bey der Obrigkeit anzeigen mußten. — 1614 Im Anfang war der Korn-Preis nur 2 Gulden, er erhöhete sich aber auf 3 Gulden. In diesem Jahre wurde ein Stück vom neuen Wall hinter dem Schloß aufzuführen angefangen. — Der im Herbst sich eingestellte häufige und anhaltende Regen hat verursacht, daß es sauren Wein und vom gemeinen Schlag gegeben, welcher für 36 Gulden verkauft worden. — 1615 den 22ten Januarius ist ein außerordentlich tiefer Schnee gefallen, welcher bis den 10ten März noch gelegen hat. — In diesem Monath starb der letzte Bewohner des einzigen Hauses in dem gewesenen Dorf Großschlag. Dieser zwischen Hochstatt und Dörnigheim ehemals gelegene Hanauische Ort war seit verschiedenen Zeiten dergestalt mit Feuersbrünsten heimgesucht worden, daß zu allerletzt nur noch Ein Haus übrig geblieben. Dieses wurde niedergerissen, als der obengedachte letzte Besitzer Namens Johannes Heß verstorben, und ist mithin das Dorf Großschlag gänzlich eingegangen. — Die gegen Ende des Aprils eingefallene Kälte war dergestalt schädlich, daß der Weinstock, die Kirsch- und Nußbäume nebst dem übrigen Obst und Mast zum Theil erfroren — Der darauf folgende Sommer war warm und trocken. Man fing früh an in den Weinbergen zu lesen, etwas

Wein

Wein war gut, es gab aber nur sehr wenig, und der Preis desselben stieg von 78 bis zu 90 Gulden. — Weil es fast den ganzen Sommer nicht geregnet hatte, wurde das Gemüse sehr rar und folglich theuer, indem man für ein Hundert Kraut-Häupter 2 Gulden und für einen Sechter Rüben 3 Albus bezahlen mußte. Die Früchte waren besonders nach den damaligen Zeiten auch nicht wohlfeil. Das Korn kostete 3 1/2 Gulden gut Geld; die Gerste 3. der Hafer 2 und die Erbsen 6 Gulden. — 1616. Der Pflanz-Saamen ist in diesem Jahr ausserordentlich theuer gewesen, und ist ein Löffel voll mit 3 bis 4 Gulden bezahlt worden. — Den 7ten April Sonntags unter dem Gottesdienst entstand zu Wachenbuchen eine grosse Feuersbrunst, durch welche 20 Häuser mit den dazu gehörigen Gebäuden in die Asche geleget wurden, so daß die Eigenthümer auch nicht einmal etwas von ihrem Hausrath retten konnten. — Schon 3 Wochen vor Johannis hat der Weinstock in den Weinbergen verblühet, und in der Mitte des Junius ist bereits mit der Korn-Erndte der Anfang gemacht. — Der Preis des Korns fiel bis auf 2 Gulden herunter. — Wegen der ausnehmend seltenen Dürre im Sommer ist das Wasser im Mayn klein und niedrig gewesen, daß man aller Orten durchwaden konnte, und die größte Tiefe hatte mehr nicht als 2 1/2 Fuß. — Gleich im Anfang des Septembers wurde Herbst gemacht, und man endigte die Weinlese bereits vor der Frankfurter Messe. Der Wein gerieth so gut, als man seit vielen Jahren nicht gehabt hatte. — Der Leinsamen war ungemein theuer, wovon das Achtel 10 Gulden kostete, welches man bisher noch nicht erlebt hatte. Aus dieser Ursache stiegen auch die Preise von allerhand Art Leinwand. — Im Anfang des Jahrs 1617. war ein warmer Winter und hat es fast gar nicht gefroren. Man fieng schon 4 Wochen vor Petri an, den Weinstock zu schneiden, und gleich darauf in den Weinbergen zu hacken — In den ersten Tagen des Februars blühete schon der Mandelbaum, so wie auch die Veilchen und Schlüsselblumen, und alle Hecken waren grün. — Die Mäuse haben den Kornfeldern einen beträchtlichen Schaden verursachet, und ist die grosse Anzahl derselben nicht zu vertilgen gewesen — Der Herbst brachte besonders guten und vielen Wein, so daß ein Morgen in einigen Weinbergen ein ganzes Fuder getragen, welches etwas sehr seltenes ist. — Im Nachsommer trockneten hier in Hochstatt alle Brunnen aus, und der Mangel am Wasser war bis zu Ende des Jahrs so groß, daß man selbiges in der Mühlbach holen mußte.

E.

Hanauisches Magazin.

Viertes Stück.

Ueber die Erziehung.

Erster Brief.

Sie wollen, daß ich Ihnen meine Gedanken über die Erziehung schreiben soll? Darüber ist ja schon so viel geschrieben worden, daß man fast nichts neues mehr sagen kann, und es gereicht zur Ehre unsers Jahrhunderts, daß dieses Feld seit einiger Zeit von verehrungswürdigen Männern der aufgeklärtesten Völkerschaften Europens vorzüglich ist bearbeitet worden.

Wir Deutschen fiengen zwar etwas später an, allein jetzt stehen wir hierinn keinem Volke nach. Es fehlt uns nicht an Systemen und großen Werken, noch an besonderen kleineren Abhandlungen, worinn man entweder nur auf gewiße Stände, oder ein gewißes Alter gesehen hat.

So groß unterdessen die Anzahl dieser Art Schriften seyn mag, so wird es doch nicht undienlich seyn, wenn immer noch damit fortgefahren wird, und zwar so, daß die allgemeinen Regeln der Erziehung immer mehr ausgebreitet werden, oder daß ein Mann, der sich mit der Erziehung junger Leute seit vielen Jahren abgegeben hat, uns seine Erfahrungen und Beobachtungen mittheilt, oder, welches ich fast noch nothwendiger und nützlicher halte,

die unglaublichen Fehler und Vernachlässigungen, welche bey der Erziehung begangen werden, rüget.

Es wäre zu wünschen, daß die guten Schriften dieser Art in den Händen aller derjenigen wären, welche sich mit der Erziehung abgeben. Allein wie wenige kaufen sie! Gut wäre es, wenn das Wichtigste über diese Materie durch fliegende Blätter bekannter gemacht würde.

Man sage und schreibe von der Erziehung so viel man will, man gebe die besten Regeln, und der Führer der Jugend sey, was Rousseau sagt, mehr als ein Mensch, er wird seinen Zweck nicht, oder wenn alle Umstände auch auf das erwünschteste zusammen kommen, doch mit vieler Mühe kaum erreichen, wenn der Säugling an der Mutter Brust versäumt worden. Hier ist es, wo der Anfang der Erziehung gemacht werden muß, und wo er am meisten verabsäumet wird. Ohne mich hier weitläuftig über die Fehler, welche bey dieser ersten Erziehung begangen werden, einzulassen, so wollen wir nur bemerken, wie schwer wir den Kindern die Sprache machen! Man höre nur auf das Gewäsch und Geschnatter der Eltern, Ammen, und vieler Personen, welche mit Säuglingen reden und freundlich thun wollen! Alle Wörter werden ihm verstümmelt, oft mit dem unleidlichsten Tone vorgelallt, besonders werden die Hauptwörter zu den abgeschmacktesten Diminutiven gemacht, in welchen fast kein Buchstab und Ton von dem wahren Worte ist. Es lernet also vorerst jene verstimmelte Wörter. Wenn es dieselben nachlallen gelernet hat, muß es hernach doch noch die wichtigen lernen, und wird dadurch oft in der Vorstellung der Sache, wenn sie ihm nicht vor den Augen ist; irre gemacht, und verwechselt die Begriffe.

Wörter, welche viele Sylben oder harte Buchstaben haben, ausgenommen, wird ein Kind eben so leicht die richtigen als die falschen Wörter lernen nachreden, und wenn

wenn auch einige Zeit mehr dazu erfordert würde; so wird es doch im Begriffe nicht irre gemacht, braucht auch ein Wort, nehmlich das verstümmelte, weniger zu lernen.

Man sieht oft Kinder von 3 = 4 Jahren, bey welchen die Sprachorganen bereits stark genug sind, um ein Wort richtig auszusprechen, die aber nichts destoweniger ihre verstümmelte Ausdrücke gebrauchen. Dieses kommt einzig und allein von dem Fehler der Eltern, welche um sich verständlich machen zu wollen, die falschen Wörter der Kinder beständig selbst wiederholen und ihnen vorplaudern.

Sie glauben vielleicht es sey nicht der Mühe werth, sich bey diesem Fehler so lange aufzuhalten. Allein wenn Sie bedenken, wie viel die Richtigkeit der Sprache zur Beförderung der Begriffe und Aufklärung des Verstandes beytragen; so werden Sie diese Bemerkung nicht überflüßig finden.

Noch ein viel wichtigerer Fehler bey der Erziehung wird dadurch begangen, daß man so wenig um die Wahl einer Kinderwärterin besorgt ist. Die wenigsten Eltern sehen darauf, daß sie eine gute verständige Person bekommen, welche die Kinder von bösen Sitten und Unarten abhalten, und sie zu allem Guten anführen und aufmuntern könnte; sondern sie trachten nur eine Wärterin für weniges Geld zu erhalten. Gemeiniglich wird deswegen ein junges 15 = 17jähriges Stadt = oder Dorfmädchen genommen, das selbst noch ein Kinderkopf ist und keine Sitten hat, und diesem wird dann das Kind den grösten Theil des Tages überlassen, und man ist schon wohl mit ihm zufrieden, wenn es nur die Kinder nicht fallen lässet, oder ihr Schreyen und Lärmen den Ohren der Eltern zu entziehen weiß.

Das Mädchen läßt, wenn es von den Eltern nicht beobachtet werden kann, den Kindern allen Willen und Eigensinn, damit es selbst und die Kinder nur ruhig seyn möge, es redet in Ausdrücken mit ihnen, welche nur unter den geringsten Leuten im Gebrauch sind, es erzählet ihnen, um sie stille zu erhalten, die abgeschmacktesten Dinge vor.

Daher entstehen denn Eigensinn, Unarten, grobe Sitten und Redensarten, Schimpfworte, Flüche und falsche Begriffe, welche, besonders die lezteren, den Kindern oft ihr ganzes Leben durch ankleben.

Die lächerlichen, allein für ein Kind fürchterlichen Gespenster-Geschichten, das Drohen mit dem Pozemau, mit der Finsternis, die falsche Furcht vor dem Donner, da man den Kindern sagt: der liebe Gott zörne u. s. w. erfüllen die Seele des Kindes mit Schreckbildern, von welchen es bey aufgeklärterem Verstande los zu werden alle Mühe hat, und ihm doch nicht immer gelinget. Ich kenne einen Mann, der die Gespenster und sogenanten feurigen Männer bey hellem Tage in guter Gesellschaft so gut weg zu demonstriren wußte als einer, der aber doch meine Einladung, einem solchen feurigen Mann mit mir auf einer Wiese nachzugehen, um den armen Einwohnern des Ortes ihre eitle Furcht zu benehmen, ausschlug.

Wenn also die Eltern dergleichen Uebeln bey ihren Kindern zuvor kommen wollen, wie es denn ihre Schuldigkeit ist; so müssen sie an statt eines jungen leichtfertigen Kindermädchens, eine gesetzte Person von 30-40 Jahren suchen, und sich vorher wohl um ihre Denkungsart und Lebenswandel erkundigen. Aus der Vernunft und Religion muß sie begreifen, daß sie es vor Gott zu verantworten habe, wenn sie die Kinder zum Bösen ver-

lei-

leite, durch ihre Reden und Beyspiele Böses lehre, und von allen Untugenden und bösen Neigungen nicht abhalte.

Sie muß von den Eltern weitläuftig und deutlich unterrichtet und angewiesen werden, wie sie mit den Kindern umzugehen habe. Sie muß Reinlichkeit bey ihnen beobachten, sich der Sprache bey ihnen bedienen, welche unter wohl erzogenen Leuten gewöhnlich ist, die Kinder nie furchtsam machen, ihnen keine falsche Antworten geben, wenn sie nach etwas fragen, sondern im Falle sie nicht recht antworten kann oder darf, lieber sagen: sie wüste es nicht; sie wollte die Eltern fragen. Sie muß, auch die kleinsten Kinder, von allem entfernen, wo sie etwas Böses oder Unanständiges sehen oder hören können.

Bey einer solchen Kinderwärterin darf es aber auch den Eltern nicht darauf ankommen, derselben jährlich etliche Thaler mehr zu geben, als einem jungen unerfahrnen Mädchen. Bey den meisten Familien auf dem Lande wird vielmehr Vorsichtig- und Behutsamkeit in der Wahl einer Vieh- als Kindermagd angewandt, und diejenige, welcher man das Vieh anvertraut, wird besser belohnt, als diejenige, welcher man die Kinder überläßt. Was meynen Sie, sollten den Eltern etwa ihre Kühe und Kälber lieber und kostbarer seyn, als ihre Kinder? Ich bin ꝛc. H.

Gelehrte Nachrichten.

Die vor einiger Zeit in Homburg vor der Höhe unter Protection Sr. Durchl. des Herrn Landgrafen errichtete Patriotische Gesellschaft hat ein Programm in Französischer Sprache auf 4 Bog. in gr. 8vo sauber gedruckt herausgegeben, worinn ihre Statuten, der Gegenstand ihrer Bemühungen und die Namen ihrer gegenwärtigen Mitglieder enthalten sind.

find. Wir ersehen daraus, daß die Kön. Schwedische Societät pro Patria sich seit einem Schluß unterm 20. Jul. 1776. mit der Hessen-Homburgischen verbunden habe, so, daß die Mitglieder der einen auch Mitglieder der andern seyn sollen, und daher werden auch hier in dem Namenverzeichnis die gegenwärtigen Mitglieder der Schwedischen Gesellschaft, welche die gröste Zahl ausmachen, alle genannt. Hr. Rath Paradis ist beständiger Secretair der Hessen-Homburgischen Gesellschaft. Sie hat in den entfernten Gegenden gleichsam Colonien, worinu die Mitglieder Versammlungen unter sich anstellen, aber mit Homburg zusammen hängen, und ihre Arbeiten dahin senden müssen, als den Hauptsitz der Gesellschaft und der ganzen Correspondenz. Auch sind junge Leute, die Hofnung von sich geben, als Zöglinge der Gesellschaft, nicht von den Versammlungen ausgeschlossen, doch ohne Stimme zu haben. Statistik, Geographie, Geschichte der neuesten Zeiten, Oekonomie, Biographie der Gelehrten, Anzeige der Künstler und ihrer Arbeiten, Beispiele edler Handlungen, Education 2c. sollen hauptsächlich die Gegenstände ihrer Beschäftigung seyn. Aus der hinten angehängten Nachschrift erhellet, daß Niemand zum Mitgliede aufgenommen werden soll, der sich nicht selbst förmlich darum bey der Gesellschaft gemeldet hat.

Herr Professor Bergsträßer ist unterm 2ten Dec. 1777. von der rühmlich bekannten Gesellschaft Naturforschender Freunde in Berlin zu ihrem Ehren-Mitgliede aufgenommen worden.

Bücher Nachrichten.

Von der bekannten: veritable Politique des personnes de Qualité ist im vorigen Jahre eine deutsche Uebersetzung in Erlangen, unter dem Titel: Von Cailleres Lehrgebäude der Erziehung, oder das kluge Betragen der Personen von Stande, herausgekommen. Allein ob sie gleich dem Original getreu ist so ist, sie doch nicht so gut als jene freye Uebersetzung, welche in Leipzig 1776. unter dem Titel: Wahre Maximen des Lebens für Personen von Stande, erschienen ist. Der Ausdruck ist körnigter und edler und der Uebersetzer hat vieles, welches für die französische Jugend gut,

gut, für uns Deutsche aber nicht passend war, weggelassen, und hat es dadurch viel nützlicher für uns gemacht. Hätte es doch beyden Uebersetzern gefallen, das der französischen Ausgabe, welche Hr. Professor Stolle besorget hat, beygefügte vortrefliche Gedicht des grossen Fenelons: Rendés au Createur, ce qu'on doit lui rendre ebenfalls zu übersetzen, und solches beydrucken zu lassen!

Ankündigungen.

1. Herbelots Bibliotheque Orientale wird von dem Buchhändler van Daalen im Haag, verbessert und vermehrt in vier Quartbänden auf Subscription gedruckt, wovon der erste bereits erschienen ist. Auf diesen und die übrigen wird nur noch kurze Zeit Pränumeration angenommen. Das ganze Werk kostet 24 fl. holl. auf ordinair Papier, auf großes 36. fl. außer der Pränumerationszeit ist der Preis von jenem 30, und von diesem 45. fl. In Leiden wird auch gegenwärtig des Goli Wörterbuch der orientalischen Sprachen in 4to neu gedruckt, welches den Liebhabern von Herbelots wichtigem Werke angenehm seyn muß.

2. Hr. Nicolai in Berlin, um dem Heidesheimischen Nachdruck der theologischen Recensionen in der allgemeinen Bibliothek zu begegnen, will die ersten 24 Bände dieser Bibliothek nebst den dazu gehörigen beiden Anhängen, welche sonst 43. Thlr. kosteten, von jetzt bis den 1. Jun. 1778. für 20 Thlr. gegen baare Bezahlung in alten Louisdor zu 5. Thlr. gerechnet, lassen, auch einzelne Stücke (den 1. u. 6. Band ausgenommen) während der gedachten Zeit für eilf Groschen verkaufen.

3. Popens Werke, auf welche Shakespear, Young, Milton und andere ausländische Schriftsteller folgen sollen, werden zu Carlsruh in deutschen Uebersetzungen und für den nämlichen Preis gedruckt, wie man bisher die deutschen Schriftsteller von daher gehabt hat.

Plans und Avertissements sind im Waisenhause zu bekommen.

Nach-

Nachtrag zum zweiten Stücke des Magazins.

Zur Präservation, die Hornvieh-Seuche auf das Künftige abzuhalten, hat man folgenges Mittel in den Oldenburgischen Marschländern bewährt gefunden, wie uns ein Freund von dorther berichtet: Man giebt Kälbern, die von durchgeseuchten Kühen gefallen, bevor sie 6 Monathe alt sind, am sichersten im ersten Vierteljahr einmal Milch vom kranken Vieh zu saufen. Diese Kälber bekommen die Seuche, gewinnen fast alle durch, und bleiben nachher von aller andern Ansteckung frey. Der Erfinder, oder der die meisten Proben gemacht, ist ein wohlhabender Einwohner in Jahde, der nachher seine Kälber mit gutem Erfolg mitten unter inficirtes Vieh gestellet hat.

Der Landmann ist bey Seuchen unter dem Hornvieh vor unzuverlässigen Mitteln und Arzeneyen (und das sind wohl ohne Ausnahme alle, die von Marktschreiern angepriesen werden) nicht genug zu warnen. Die meisten vermehren das Uebel eher, als sie es heben, und selbst von denen Mitteln, welche glaubwürdige Leute hin und wieder mit Nutzen gebraucht haben, sind bisher sehr wenige, bey den vielfältigen Ursachen und Arten der Krankheit, mit gutem Erfolge nachgeahmt worden. Das beste, was man thun kann, ist bey den ersten Anzeichen einer Seuche, völlige Absonderung des gesunden Viehes von dem kranken — ordnungsmäßige Pflege und Wartung des Viehes mit sorgfältiger Reinlichkeit und Zulassung frischer Luft — nöthige Vorsicht durch obrigkeitliche Veranstaltungen gegen die Ausbreitung. Um diese zu verhindern, muß oft ein kleineres Uebel zugelassen werden, damit man dem grössern entgehe, wie man bey einer Feuersbrunst auch ein noch nicht angezündetes Haus in der Reihe niederreißt, damit das brennende nicht die ganze Seite anstecken möge. Diejenigen, welche betrüglich gegen solche Veranstaltungen handeln, begehen eine Sünde gegen das ganze Publikum.

Hanauisches Magazin.

Fünftes Stück.

Der 19. December.

Gott sah das Jahr im Winterkleide
Mit dunklen Farben eingehüllt,
Da schuf er, auch zu Hanau's Freude
Ein Herz von seiner Huld erfüllt,
Gabs Hessens Carln, und schuf, im Wählen
Heut einen Frühlingstag der Seelen.

Der 30. Januar.

Konnt auch der erste Mond im Jahr
Nach unserm Wunsch sich schöner schliesen,
Als daß er Freund des letzten war,
Und unserm Carln gebar Louisen?
Ja, so ist Schluß und Anfang schön
Des Jahres Freuden zu erhöhn,
Den Innhalt unsrer heutgen Lieder!
O komm doch, lieber Tag im Jahr,
Der uns so froh, so heilig war,
Im Christmond und im Januar
Noch oft zu unsrer Freude wieder!

Gedanken über die Vorschläge, Mittel und Anstalten zu Verbesserung der Landwirthschaft.

„Die herrschende Mode unseres Zeitalters, sich bey „keinem Gegenstande lang zu verweilen, durch „Phänomene die Welt in Erstaunen zu setzen „und immer mit neuen Erscheinungen die Aufmerksam„keit des Zuschauers zu unterhalten, ist wohl die er„giebige Quelle, aus welcher die Fluth von Projecten „herausströmet, und Verderben über die Welt verbrei„tet. Ein jeder der nur schreiben kann, will seine Zeit„genossen belehren. Ein jeder behauptet von sich, sein „Rath wäre der beste. Und wer nicht glauben will, „wer dem Neuen seinen lauten Beyfall versagt, den er„klärt man ohne Barmherzigkeit für wahnsinnig oder „gar für einen Unmenschen. Man erlaube uns doch, „daß wir in solchen Tagen, wo der Unglaube in Religion „von vielen für Weisheit gehalten wird, auch ein wenig un„gläubig seyn dürfen. Uns kommt es so vor, wir wol„len es offenherzig gestehen, als wenn Ehrgeitz und „Eigennutz, nicht aber warmer Patriotismus, nicht „Menschenliebe, so viel neue Projecte und Anstalten „erzeugt hätten. Man giebt vor, als wollte man „die Welt verbessern, und seinen Nebenmenschen glück„licher machen, und unter diesem Titel weiß man sei„ne gewinnsüchtige und ehrgeitzige Absichten nach Wunsch „hinaus zu führen. Weg mit allen Philanthropinen! „weg mit allen glänzenden ökonomischen Anstalten! Es „sind lauter Luftgebäude, so hellglänzend wie ein Re„genbogen, und eben so vergänglich wie derselbe, die „Landwirthschaft überlasse man dem Bauer. Durch „alle viel versprechende Anstalten und Vorschläge „wird nichts ausgerichtet. Und wenn mans glaubt, so „sage man uns doch, was mit allen so laut geprieße„nen Anstalten bißher noch ist ausgerichtet worden?

„Die

„ Die Leute in den heutigen Zeiten sind nicht reicher „ und glücklicher, als sie es in den Tagen unserer Vä„ ter waren. Man schreibt, und lehrt, aus welchen „ Quellen man Reichthum und Ueberfluß schöpfen soll, „ und die Menschen bleiben arm, und dürftig. Wer „ mag noch zuhören, wenn bald dieser, bald jener im „ feyerlichen Kleide auftritt, und mit vielem Witz ver„ sichert, daß er den Stein der Weisen gefunden habe? „ Wär es nicht weit vernünftiger, man ließ es beym „ Alten, als daß man schadhafte Gebäude niederrisse, „ und neue mit noch größern Fehlern aufbauete?

In diesem Tone habe ich so oft nachdenkende und patriotisch gesinnte Männer urtheilen hören, wenn von Verbesserungen die Rede war. Ein Beweis, daß auch rechtschaffene Leute gegen das Neue zu sehr können eingenommen werden. Ohne einen jeden einzelen Gedanken in solchen Urtheilen anatomiren zu wollen, glaube ich mit Grunde behaupten zu können, daß ein jeder gutdenkender, patriotischgesinnter Mensch in einem guten Verstande projectiren müsse. Ist es denn besser ohne Plan zu arbeiten? Sind unsere Entwürfe nicht öfters fehlerhaft, und einer Verbesserung benöthigt? Haben unsere Vorfahren gar keine Fehler begangen? Ist denn das Alte ohne Ausnahme unverbesserlich gut? Und ist etwas schon aus dem Grund verwerflich, weil es neu ist? Ich sollte denken, kein vernunftiger könnte also urtheilen. Wenn unsere Voreltern nach solchen Grundsätzen gedacht hätten; so wäre Deutschland noch eine Wildniß, wie in den Zeiten des Tacitus: so blüheten noch keine Künste, Manufacturen, kein Handel in unserem Vaterlande, wodurch so vielen Menschen Nahrung und Bequemlichkeiten verschafft werden. Die Oekonomie hat sehr dabey gewonnen, daß sie eine Modewissenschaft der Gelehrten und vieler Personen von Stande geworden ist. Man schämt sich nicht mehr, den Hafer von der Gersten unterscheiden zu können, welches man wohl

in vorigen Zeiten für erniedrigend, für bäurisch hielte. Durch die vielfältige Versuche, welche man in ökonomischen Dingen angestellet hat, sind viele nützliche Entdeckungen gemacht worden. Und durch gute, mittelmäßige und schlechte Vorschläge sind einsichtsvolle Männer zu weiterem Nachdenken erweckt worden, und die Landwirthschaft hat immer dabey gewonnen. Das hiesse zu viel gefordert, wenn man von ökonomischen Anstalten verlangen wollte, daß dadurch allem Mangel gänzlich sollte vorgebeuget werden. Es ist unmöglich zu verhindern, daß nicht Menschen durch eigenes Verschulden, und Unglücksfälle sollten in ihren Nahrungsumständen zurück kommen, und in Armuth gerathen können. Man vermehre die Einkunfte eines Liederlichen: wird ihm dadurch geholfen? vielleicht giebt ihm das eine Veranlassung noch verschwenderischer zu werden. Wer hat nicht Leute gekannt, welche vor dem lezteren Kriege in Deutschland durch Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit mit ihren Einnahmen sich ehrlich durchgebracht haben? Sie erwarben im Krieg, gewöhnten sich aber zugleich an eine kostbarere Lebensart, und verlohren das Erworbene wieder mit demjenigen, was sie zuvor eigenthümlich besessen hatten. Verheerungen der Felder durch Hagel und Ueberschwemmung, Mißjahre, Seuchen, und andere Unglücksfälle können ohnehin durch keine Anstalten nicht immer verhütet werden. Aus dem Grunde, weil nicht alle Uebel können gehoben und nicht eines jeden Nahrungsumstände nach Wunsch können verbessert werden, darf man ökonomische Vorschläge, und Anstalten nicht verwerfen.

Es ist wahr, die Vorschläge und Anordnungen zur Verbesserung der Landwirthschaft sind nach ihrem Gehalte einander sehr ungleich. Sind sie aber um dieser Ursach willen alle verwerflich? Es ist wahr, daß sehr viele sich in dieses Gefach wagen, ohne dazu einen Beruf zu haben. Erfahrung bleibt immer der beste Lehrmei-

meister. Und wer Mittel angeben und Entwürfe zur Verbesserung der Landwirthschaft machen will, ehe er durch Erfahrungen praktische Erkenntniß von der Landwirtschaft sich erworben hat, der lauft immer Gefahr, solche Vorschläge zu thun, welche auf dem Papier eine gute Parade machen, und in der Ausführung unmöglich, oder schädlich befunden werden: Ich würde immer den Prediger dispensiren, eine Taktik zu schreiben; so wie ich von dem Arzt keinen Katechismus erwarte. Und von dem eingekerkerten Metaphysicker verbitte ich mir schlechterdings ökonomische Vorschläge, welche im eigentlichen Verstande das Praktische betreffen. Soll man sich aber gegen alle ökonomische Vorschläge lassen einnehmen? Auch gegen solche, die von Männern kommen, welche aus Erfahrung reden? Es ist gewiß, daß man aus Vorurtheil von dieser Seite nicht nur kann zu weit gehen, sondern daß es von vielen wirklich geschiehet.

Auf der andere Seite begeht man den entgegengesetzten Fehler, und verwirft das Alte, weil es alt ist. Aus einer gewissen Neuerungssucht will man nicht die kranken sondern auch die gesunden Theile des Staatskörpers heilen. Und dieses ist schädlich. Arzeneymittel sind heilsam wenn die wahren Mittel zur rechten Zeit, und in gehöriger Dosis gebraucht werden. Gewisse ökonomische Aerzte wollen alles auf einmal umschmelzen, und halten dem armen Landmann harte Strafpredigten, wenn er sich ihrer Cur nicht geduldig unterwerfen will. Der Bauer, so heißt es, ist ein eigensinniges und halsstarriges Geschöpf. Er will nicht einsehen, was zu seinem Besten dienet, und nimmt keinen Rath an. Man muß ihn entweder zu seinem eigenen Vortheil zwingen; oder ihn seinem Verderben überlassen. Sollte das wahr seyn? Sollte der Bauer solche Vorwürfe verdient haben? Zum Theil; zum Theil auch nicht. Man thut ihm Unrecht, wenn man glaubt, daß er gar keinen Rath anneh-

 me.

me. Nur will er durch den Augenschein überzeugt werden, daß das, was man ihm anräth, gut sey. Findet er, daß gemachte Versuche der Erwartung entsprechen, so folgt er ohne Zwang ganz willig nach. Man kann es ihn auch nicht verdenken, wenn er nicht jeden Versuch auf eigene Kosten wagen mag; noch weniger, wenn er gegen solche Leute Mißtrauen heget, die sich ihm zu Lehrern der Oekonomie wollen aufdringen, und doch ihrem eigenen Hauß nicht wissen vorzustehen. Hierinn handelt der Bauer nach meinen Gedanken vernünftig. Man lasse sich nur von einem bejahrten Bauer auf einem Dorfe erzählen, welche Früchte und Gewächse man in seiner Jugend gepflanzt habe, so wird man hören, daß die jetzige Einrichtung der Landwirthschaft von der vorigen sehr weit unterschieden sey. Erst in diesem Jahrhundert hat man die Kartoffeln in der Grafschaft Hanau zu pflanzen angefangen. Wäre es wahr, was man den Bauern Schuld giebt, daß sie von ihren Gewohnheiten gar nicht abgiengen, wie kommt es denn, daß sie so manche Früchte und Gewächse pflanzen, die in vorigen Zeiten noch ganz unbekannt waren?

Desto gegründeter ist der Vorwurf, daß ihre Anhänglichkeit an verjährte Gewohnheiten oft bis zum Lächerlichen groß sey, welche auf vermeinte Gerechtsame eine Beziehung haben. So bald es darauf ankommt, daß man Anordnungen machen will, um die Weydgänge besser zu benutzen; oder eine nützlichere Abtheilung der Felder zu machen; oder einschürichte Wiesen da, wo es möglich ist, in zweyschürichte zu verwandeln; oder eine bessere Feldpolizey einzuführen: da wiedersetzt sich der Bauer aus allen Kräften. In diesen Fällen ist er zu argwöhnisch, und fürchtet, wo nichts zu fürchten ist.

Mit Nachsicht und Mitleiden verdient in meinen Augen der Bauer immer beurtheilt zu werden, weil er das Ganze nicht immer übersieht, und seinen Vortheil dabey berech

berechnen kann, wenn er gleich will. Und mit Nachsicht und Liebe verdient er auch behandelt zu werden.

Wenn wir uns aber auch darinn mit einander haben einverstanden, daß man auf beyden Seiten zu weit gehen, und bey ökonomischen Anstalten im Lob und Tadel die Sache übertreiben könne: so bleibt die Frage noch immer einer gründlichen Untersuchung würdig:

Durch welchen Weg können wahre Verbesserungen in der Landwirthschaft, welche nicht einzele Personen, sondern das Ganze betreffen, zu Stande gebracht werden?

Ich will meine Gedanken darüber sagen, und sie einsichtsvollen Oekonomen zu genauerer Prüfung vorlegen, ohne behaupten zu wollen, daß meine Gedanken und Vorschläge in allen Betrachtungen unverbesserlich wären. Ich werde zuerst von denjenigen Mitteln und Anordnungen reden, welche ich nicht für hinreichend halte, um die gehoffte Absicht auszuführen, und die Landwirthschaft im Ganzen zu verbessern. In einer folgenden Abhandlung werde ich mich näher erklären über die Mittel und Anstalten, von welchen nach meiner Erwartung eine wahre Verbesserung der Landwirthschaft im Ganzen zu hoffen ist.

Unter der Landwirthschaft verstehe ich hier die Beschäftigung mit Weinbau, Viehzucht, Gärtnerey und Ackerbau. Die Frage ist also: Durch welche Mittel können diese Nahrungsquellen ergiebiger gemacht werden? wie können die Einkünfte eines ganzen

Orts, nicht einzeler Personen, dadurch so sehr vermehret werden, als nur immer möglich ist? So wie bey einer Anarchie in Pohlen einzele Magnaten gewinnen können, so finden einzele Personen in Dörfer öfters in Unordnungen ihren Vortheil. Davon ist hier die Rede nicht. Die Einkünfte eines ganzen Ortes müssen hier in Anschlag kommen, und berechnet werden, wenn von Landwirthschaftsverbesserungen im Ganzen die Rede ist. So kann man von dem Dorf Rodenbach im Hanauischen sagen, daß seine Oekonomie seit 40 Jahren sehr hoch getrieben worden. Ehedem waren die meisten Einwohner arm, und jetzo ist dieses Dorf eines der reichsten in der ganzen Grafschaft Hanau. In diesem Dorf, welches ohngefähr aus 100 Einwohnern bestehet, werden wohl jährlich über 800 biß 1000 Ochsen gemästet. Gesetzt nun, daß in diesem Dorf ein oder der andere Einwohner, in seinen Nahrungsumständen sollte zurückkommen: so bleibt es doch Wahrheit, daß die Landwirthschaft seit 40 Jahren im Ganzen genommen, sehr verbessert worden. Im Gegentheil können auch wohl Personen einzele Verbesserungen in ihrer Oekonomie vorgenommen haben, die nichts weniger als **wahre** Verbesserungen, und am wenigsten Verbesserungen im **Ganzen** zu nennen sind. Z. E. Es verbessern Leute aus einer Lieblingsneigung ihre Gärten, oder Weinberge, und vernachlässigen ihren Feldbau und Viehzucht, so daß der Schaden grösser ist, als der Nutzen welchen sie durch ihre Verbesserungen erlangen. Solche ökonomische Blendwerke verdienen den Namen einer Landwirthschaftlichen Verbesserung im Ganzen nicht.

Nun wollen wir von den Mitteln reden, die Landwirthschaft in Aufnahme zu bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Hanauisches Magazin.

Sechstes Stück.

Vom Barometer.

Zu der natürlichen Geschichte eines Landes gehören hauptsächlich auch die Wetterbeobachtungen.

In Absicht auf die Gesundheit der Menschen hat Hippokrates schon den Aerzten angerathen, die Luft, die Lage und das Wasser derjenigen Städte und Oerter genau zu prüfen und zu untersuchen, unter deren Einwohnern sie ihre Kunst ausüben wollen. Es ist nützlich zu wissen, was für Winde an einem Orte wehen, was für Grade der Hitze oder Kälte die Luft in demselben erreicht, wie schwer oder wie leicht sie ist. Deshalben steckt man Windfahnen auf, gebraucht Thermometer, die Wärme oder Kälte zu wissen, und Barometer, um die Schwere und Leichte der Luft zu erforschen.

Ehe der Barometer bekannt war, hatte man schon aus den Veränderungen, die sich an hänfenen Schnüren, Darmsaiten, an den Salzen, Hölzern, ja sogar an Steinen äußern, vorher zu sagen gesucht, ob bald Regen zu erwarten, oder wenn es regnete, ob bald wiederum helles Wetter zu hoffen sey. Bey feuchter Luft schwellen die hänfenen Schnüre und Saiten, verkürzen sich und drehen sich zusammen. Die Darmsaiten hingegen werden länger und drehen sich auf. Die Salze werden schwerer und fangen an zu zerfließen. Das Holz schwellt auf, wenn die Feuchtigkeit in seine Fibern dringt und sie auseinander treibt. Die Thüren gehen alsdann meistens un-

ungern auf und zu. Lockere Steine werden durch Feuchtigkeit weich. Herr De Luc beschreibt einen Stein der nahe bey Aschersleben in dem Fürstenthum Halberstadt zu finden war, und vielleicht noch zu finden ist, welcher den Reisenden zum Barometer diente. Wann es bald regnen wollte, konnte man mit leichter Mühe einen eisernen Nagel in diesen mit Nägeln schon wie besäeten Stein treiben, der alsdann so weich war als Laimen. Aber bey anhaltendem hellen Wetter wurde der Nagel auf den ersten Schlag stumpf.

Nachdem der Barometer erfunden worden, hatte man mehr Glauben an dieses Instrument, welches nun beynahe in jedem Haus zu finden ist. Jedermann spricht von den Veränderungen, die in der Witterung vorgehen und die der Barometer anzeigen soll. Oft hört man Leute entweder ihre Barometer loben, die doch nicht schlechter könnten seyn, oder anderer ihre verwerfen, die nach allen Regeln der Kunst eingerichtet sind, weil vielleicht einmal das Queckſilber in ihrem schlechten Barometer gefallen, als Regen erfolgte, und dieses in einem guten nicht geschehen war.

Wir wollen zum Anfang unserer Wetterbeobachtungen eine kurze Geschichte dieses Instruments liefern und sagen, wie man in der Welt dazugekommen, was für Arten erfunden worden, welches die beste sey, und wie es nach Beobachtungen von vielen Jahren jetzt in Hanau anzuordnen, das ist, wo man eigentlich das veränderliche, das schöne oder Regenwetter auf den eingetheilten Zettel schreiben muß.

Nicht Naturkündigern von Profession, sondern Liebhabern und denen, welche gerne von solchen Sachen hören, ohne sich die Mühe nehmen zu wollen, sie aus physikalischen Büchern heraus zu klauben, ist diese Abhandlung bestimmt, die wir trachten werden so faßlich und so wenig scientifisch zu machen, daß sie auch ohne Kenntniß anderer Grundsätze, als derjenigen, die man hier finden wird, zu begreifen seyn soll.

Ein

Ein italiänischer Gärtner beobachtete der erste, daß in den Saug- oder gemeinen Pumpen das Wasser nicht über 32 bis 33 Fuß hoch steigt. Dieses will so viel sagen, daß wenn man in einem Keller oder auf der Strasse einen Brunnen gegraben hätte, und wollte vermittelst einer Pumpe, wie man sie in Hanau hat, das Wasser über etliche dreyßig französische Schuh hoch pumpen, so würde man keines bekommen. Man möchte noch so lang und noch so stark mit pumpen anhalten, würde es in der Röhre, wenn diese lang genug wäre, höchstens 33 Schuh steigen, da stehen bleiben, und nicht weiter hinauf zu bringen seyn.

Der Gärtner benachrichtigte den berühmten Mathematiker Galilaei von dieser Entdeckung. Es wurden Versuche angestellt und die Sache richtig befunden, aber falsch erklärt, wie wir hernach erzählen werden.

Ein anderer Mathematiker Toricelli, der in Diensten des Großherzogs von Florenz dem Galilài nachgefolget, fieng 1643. neue Versuche über diese Materie an, und gab dadurch Gelegenheit zur Verfertigung des Barometers, der ihm deshalben zu Ehren, noch von vielen die Röhre des Toricelli genannt wird. Er nahm eine ohngefähr 3 Schuh lange und zwey Linien weite gläserne gerade Röhre, die an dem einen Ende zugeschmolzen und an dem andern offen war. Er füllte die Röhre ganz mit Queckſilber an, hielt die Oefnung mit dem Finger einer Hand zu, faßte die Röhre mit der andern Hand an, stellte sie senkrecht in eine Schale, deren Boden mit Queckſilber bedecket war, und alsdann erst that er den Finger von der Oefnung der Röhre weg, als diese unter dem Queckſilber der Schale stand. Nun fieng das Queckſilber an, den obern Theil der Röhre zu verlassen, aus dem untern in die Schale zu fliessen, und sich mit dem Queckſilber derselben zu mischen, aber alles floß nicht heraus, sondern vieles davon blieb in der Röhre hängen.

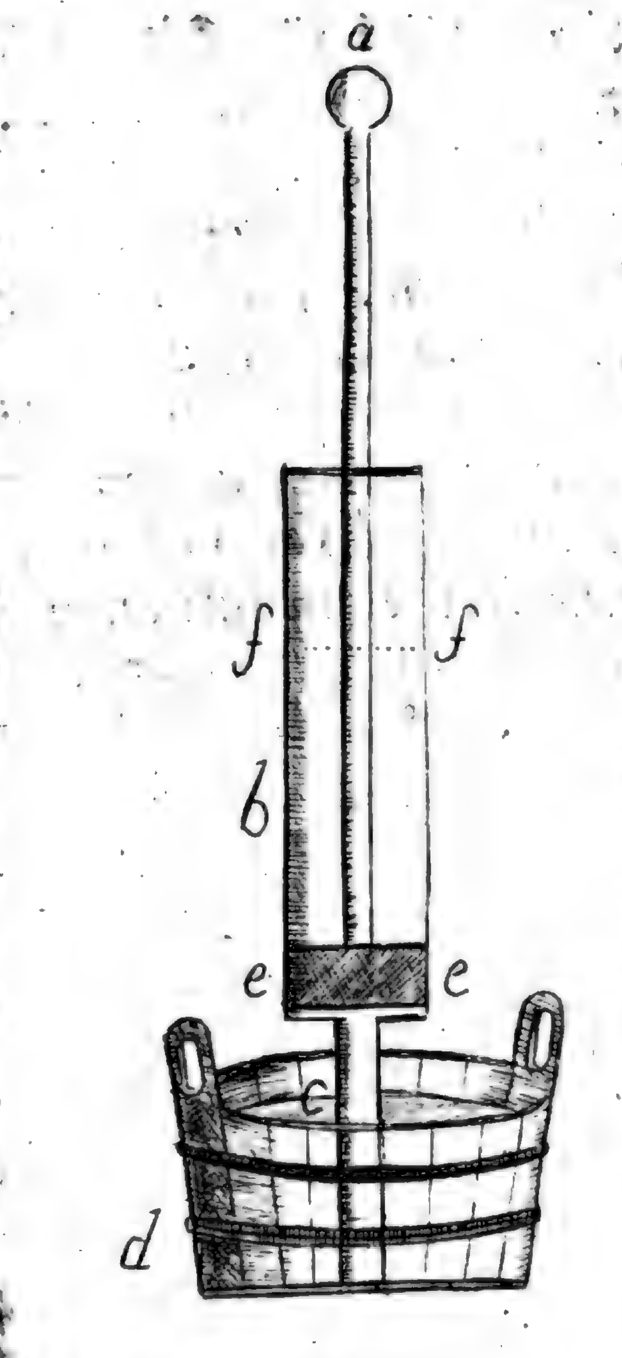
Wiederholt man diesen Versuch in Hanau; hat man eine inwendig trockene und saubere Röhre mit reinem Quecksilber angefüllt; schüttelt man in dem Füllen die Luftbläschen, die sich zwischen das Quecksilber setzen, heraus, so daß keine mehr darzwischen zu sehen, so wird zwar das Quecksilber niemals über 29 französische Zoll hoch in der Röhre hängen bleiben, aber auch nicht mehr als etliche Linien unter 27 Zoll fallen.

Füllt man eine solche Röhre, anstatt mit Quecksilber, mit Wasser, und stellt sie auf die angegebene Art, an statt in Quecksilber, in ein Gefäß mit Wasser, so wird gar nichts herausfliessen, ja die Röhre könnte 30 Schuh lang seyn und doch würde sie ganz voll bleiben.

Unsere Leser werden hier fragen, was denn Toricelli mit seinem Versuch wollte, und wie er dadurch auf die Erfindung des Barometers gekommen? Beyde Fragen sind nun zu beantworten. Um aber die Sache deutlich vorzutragen, müssen wir erstlich durch eine Figur erläutern, was in einer Pumpe oder nur in einer gemeinen Spritze vorgeht, in welche Wasser steigen soll.

Es sey *a b c* eine gläserne oder metallene Spritze, deren Stempel *e e* die Röhre *b* vollkommen ausfüllt. Setzt man die unterste Röhre *c* in ein Gefäß mit Wasser *d*, und zieht den Stempel *e e* vermittelst der daran befestigten Stange *a*, bis *f f* z. E. in die Höhe, so wird das Wasser aus *d* durch *c* in *b* steigen, und wäre die Distanz von *d* bis *b* 30 Schuh hoch, würde das Wasser dahinkommen, doch niemals höher als 33 Schuh. So hoch kann es auch in den Pumpen steigen, aber die Ursache davon wußte man zu Galiläi Zeiten noch nicht. Man sahe dazumal wohl ein, daß wenn der Stempel *e e* bis *ff* in die Höhe gezogen würde, ein leerer, oder wenigstens nur mit etwas Luft angefüllter Raum, zwischen *e e* und *ff* entstehen müßte. Sogleich entschloß man sich, zu behaupten, die Natur habe einen Abscheu vor dem Leeren und deshalben steige das Wasser aus *d* in *b* damit der leere Raum verhütet wer-

werde. Dieses sagte Galiläi, und alle Philosophen vor ihm hatten schon wegen anderer Erscheinungen die nemliche Meinung gehegt, daß die Natur das Leere verabscheue.



Ohne Lachen kann man freylich heut zu Tage an das Abgeschmakte eines solchen Vorgebens nicht gedenken, so wie vielleicht unsere Nachkömmlinge nicht ohne Lachen an viele Meinungen der jetzigen Philosophen denken werden. Gar bald erkannte Galiläi selbst die Unzulänglichkeit dieser Erklärung, denn als er merkte, daß alle Pumpen das Wasser nur bis auf eine gewisse Höhe ziehen, und daß wenn die Höhe von *d* bis *f* den Ort, wohin man den Stempel erhoben hatte, mehr als etliche 30 Schuh ausmachte, das Wasser nicht bis *f* steige, und also zwischen demselben und dem Stempel doch noch ein luftleerer Raum war, so fand er eine Modification, und sagte, die Natur verabscheue den leeren Raum nur bis auf einen gewißen Grad.

Durch diesen Abscheu vor dem Leeren erklärte man auch die Wirkungen der Heber, der Blasbälge, der Schröpfköpfe, des Saugens der Kinder, des Athemholens, denn kein Mensch dachte daran, daß die Luft schwer und elastisch sey. Alle Philosophen schrieben ihr eine absolute Leichtigkeit zu, oder wenn einige muthmaßeten, sie

 könn-

könnte gleich allen Körpern schwer seyn, so machten sie doch, wie Galiläi selbst, keine Anwendung davon.

Toricelli hingegen leuchtete diese Lehre nicht mehr ein. Er fieng an Versuche zu machen, und da es ihm nicht bequem schien, 30 und mehr Schuh lange Röhren dazu zu gebrauchen, so verfiel er darauf, nur etliche Schuh lange zu nehmen, sie auf die beschriebene Art mit Quecksilber anzufüllen und in Quecksilber zu stellen, um zu sehen, ob alles auslaufen würde. Seine Absicht war, auf diese Art einen luftleeren Raum wie in den Pumpen zu erhalten, und dieser mußte nothwendig erfolgen, indem das Quecksilber das obere beschloßene Ende der Röhre verließ, und unter derselben, wie es geschah, hangen blieb.

Als Toricelli diese hängende Quecksilbersäule in seiner Röhre beobachtete, und ihre Höhe mit der Höhe der Wassersäule in den Pumpen verglich, so fand er, daß diese zwey Höhen sich allezeit umgekehrt verhielten, wie die Schwere des Wassers zu der Schwere des Quecksilbers, das ist, er fand die Quecksilbersäule in seiner Röhre allezeit 14 mal kürzer als die Wassersäule in der Pumpen, weil das Quecksilber, wie die meisten Schriftsteller in der Physik es auch jetzt annehmen, 14 mal schwerer ist als das Wasser.

Diese Entdeckung brachte Toricelli auf die Gedanken, die nemliche Ursache, die das Quecksilber in der Höhe erhalte, treibe auch und erhalte das Wasser in den Pumpen. Diese Ursache glaubte er in dem Druck der äussren Luft zu finden, die sowohl auf die Oefnung seiner Röhre, oder auf die Oberfläche des Quecksilbers der Schalen, in welcher sie stand, als auf die Oberfläche des Wassers, darinn die untere offene Röhre einer Pumpe steht, wirken muß. Dieser Druck der äussern Luft, auf die Oefnung seiner Röhre erlaubte seiner Meinung nach dem Quecksilber nicht, gänzlich heraus zu fließen, und wegen des nemlichen Drucks auf die Oberfläche des Wassers bey den Pumpen, muste dieses in die Höhe steigen, weil der luftleere Raum, der oben ist, keinen Widerstand thun könn=

konnte, sondern blos die Schwere des Quecksilbers und des Wassers, bis sie mit der Luft im Gleichgewichte war. Die Meinung war richtig, alles bekräftigte sie.

Unzählige Versuche wurden an allen Orten angestellt. Der Pater Marsenne dem man 1644 Toricellis Meinung aus Italien berichtet hatte, verbreitete sie in Frankreich, und der sinnreiche Pascal setzte die Wahrheit davon durch viele Beweisthümer ausser allen Zweifel.

Wird die in dem Quecksilber stehende Röhre des Toricelli samt der Schale unter ein hohes Glas gethan, aus welchem man alsdann mit einer Luftpumpe die Luft zieht, so fällt das Quecksilber ganz in die Schale, weil in diesem Fall keine Luft mehr auf die Oefnung der Röhre druckt.

Nimmt man eine Röhre, die oben und unten offen ist, und an dem obern Ende einen Rand hat, um welchen man ein Stückchen nasse Blase binden kann, die man hernach trocken werden läßt: Füllt man alsdann diese Röhre mit Quecksilber, stellt sie nach voriger Anleitung in die Schale mit Quecksilber, und wartet bis die Quecksilbersäule in der Röhre sich formirt hat, so darf man nur mit einer Nadel das oben mit der Blase beschlossene Ende durchstechen, um alles Quecksilber in die Schale auslaufen zu machen; denn so bald die Luft unten und oben auf die Röhre drückt, kann kein Quecksilber in derselben hangen bleiben. Es ist also eine ausgemachte Sache, daß der Druck der äussern Luft das Quecksilber in der toricellischen Röhre erhält, und das Wasser in der Pumpen steigen macht, und da dieses der Grundsatz ist, auf welchem die Lehre von den Barometern beruhet, so haben wir uns mit Fleis dabey aufgehalten.

Aus dem, was bisher gesagt worden, erhellet, daß die Saugpumpen den Anlaß zu der toricellischen Röhre, und diese zu der Erfindung des Barometers gegeben, oder vielmehr diese Röhre war schon ein Barometer, ohne daß man es wuste.

Einige Zeit verstrich, ehe man wahrnahm, daß das Quecksilber in einer solchen Röhre bald höher, bald nie-

driger stand. Toricelli bemerkte dieses wiederum der erste und nach ihm Pascal. Sie schlossen daraus, die Schwere der Luft müsse sich verändern. Werde die Luft leichter, so falle das Quecksilber in der Röhre. Bey schwererer Luft steige es.

Ehe wir aber darauf kommen, wie man auf den Einfall gerathen, dieses Steigen und Fallen zu Wetterbeobachtungen zu nutzen, wollen wir noch kürzlich anzeigen, warum in den Pumpen das Wasser nicht über etliche 30 französische Schuh steigt. Wir haben schon erinnert, daß die gröste Höhe des Quecksilbers in der toricellischen Röhre oder dem Barometer kaum 29 Zoll in Hanau betrift. Fragt man nach der Ursache, so ist diese leicht anzugeben. Die Luft wird niemals schwerer, um das Quecksilber höher zu erhalten. Gesetzt nun, die Schwere der Luft mache den Barometer auf 29 französiche Zoll hoch steigen, so würde gewiß diese Schwere zu der nemlichen Zeit das Wasser in einer genugsam langen Röhre 14 mal so hoch erhalten, weil das Wasser 44 mal leichter ist als das Quecksilber. 14mal 29 Zoll geben 406 Zoll, oder 23 Schuh 10 Zoll, der Schuh zu 12 Zoll gerechnet. Da die nemliche Ursache, der Druck der Luft, dem Quecksilber des Barometers und dem Wasser, so sich in den Pumpen erhebt, zum Gleichgewichte dient, so ist klar, daß bey der grösten Höhe von 29 Zoll des Barometers, das Wasser in einer Pumpe nicht mehr als 14mal höher kommen kann, das ist, 33 Schuh 10 Zoll. Der Versuch würde leicht anzustellen seyn, wenn in Hanau eine Pumpe zu finden wäre, mit der man das Wasser so hoch leiten könnte. S.

Druckfehler. Im dritten Stück S. 24. Z. 12. soll anstatt Gulden, Albus heissen. S. 23. unten in der letzten Z. etwas, muß heissen der. S. 18. Z. 26. ist die Jahrzahl 1684. zu berichtigen durch 1584.

Hanauisches Magazin.

Siebentes Stück.

Der Winter.

Die Natur feyert nun den grossen Ruhetag des Jahres. Fast überall herrscht nun Stille des Todes, wo noch kurz vorher rastlose Bewegung und Geschäftigkeit war. Was vor melancholische Aussichten öfnet nicht rings um uns her der öde finstere Winter, der über unserer Halbkugel ruht? Schmuklos steht nun die Schöpfung in Feld und Wald, auf Bergen und in Thälern da, die noch kurz vorher mit ihrer bunten Pracht jedes Auge, und mit ihm jedes empfindsame Herz so sehr ergötzte. Die kleinen befiederten Sänger des Waldes und der Bäume verstummen, ohne das süße und harmonische Concert fortzusetzen, das aus lauter innigster Freude herstammte, und eben deswegen auch in andern Freude zu erregen so geschickt war. Die mildere Luft, die vorher auf unser Gefühl so sanft wirkte, hat der rauhe Nord- oder Ostwind verscheucht, der mit scharfer stechender Luft unser Gesicht bestürmet. Ganz scheint uns die Sonne verlassen zu wollen, wirft uns nur noch einige matte Seitenblicke zu, und drohet uns völlig, ihr alles durchdringendes Licht, ihre alles belebende Wärme entziehen zu wollen. Mit unbezwinglicher Härte und Kargheit verschließt der Erdboden seinen sonst so offenen und freygebigen Schooß, aus welchem Nahrungsmittel für Menschen und Thiere, in ungemessenem Ueberfluß emporstiegen. Nirgends äussert er hier durch neue Erzeugungen seine Schöpfungs-

kraft, die vorher unaufhörlich rege war. Er scheint seinen Beruf, seinen Bewohnern immerfort wohlzuthun, völlig aufgeben zu wollen. Kalte und ungestümme Luft und Witterung kerkern uns in unsre Wohnungen ein, verschliesen vor uns den grossen Schauplatz der Natur, auf dem wir sonst öffentlich nach Lust und Belieben herumwandelten, und nöthigen uns durch selbst angezündete Feuer, uns von der Natur die Wärme zu erzwingen, die sie uns vorher freywillig gab. Und dem ohnerachtet sollte es der Herr der Natur gut mit uns gemeint haben, wenn er uns in jedem Jahr mit dem trüben, rauhen, öden Winter heimgesucht werden läßt? Diese traurigste aller Jahrszeiten sollte Wohlthat, göttliche Wohlthat für uns Menschen seyn? Schwer fällt mir das zu glauben, das mich zu überreden, was allen meinen Empfindungen zu widersprechen scheint, und doch wünschte ich das mit völliger Ueberzeugung glauben zu können und zu müssen. Das würde mir Beruhigung und Heiterkeit, selbst in den trübsten und unangenehmsten Tagen des Winters, und unter dem widrigen Gefühl seiner Beschwerlichkeiten schenken. Um desto gelassener würde ich sie dann ausharren können, bis die fröliche Wiederkunft des Frühlings ihnen einen Grenzstein setzt, und auch über mich neues Leben, neue Wonne und Heiterkeit verbreitet.

Versuchen will ich es wenigstens, ob ich mir diese beruhigende Ueberzeugung gewähren kann. Für meinen Geist, der in sich selbst, in seinem Daseyn, in seinen Fähigkeiten und Kräften, und in dem grossen Vorrecht der Vernunft, das den Menschen so weit über alle Geschöpfe hier auf Erden empor hebt, ein so herrliches Denkmal von der Güte seines grossen Schöpfers erblicket, kann ohnehin keine Beschäftigung anständiger seyn, als mit Willigkeit und Freudigkeit auch außer sich den Spuren der im Wohlthun so unermüdeten Güte Gottes nachzuforschen, und sie da zu enthüllen, wo sie noch

ver-

verborgen sind. Nochmals will ich daher mit prüfendem Nachdenken den Winter auf seinen traurigen, schon angeführten Seiten, betrachten. Ich schmeichle mir schon im voraus mit der Hofnung, daß ich da überall in ihm eine Wahlthat, obgleich eine in etwas verborgene und verkleidete Wohlthat Gottes entdecken werde. Groß und feyerlich ist freylich die Pause, welche die Natur durch den Winter in ihrer Geschäftigkeit macht. Der sonst so trächtige Erdboden höret da auf, Pflanzen Gewächse und Früchte, die Menschen und Thieren zur Nahrung dienen, sich entlocken zu laßen. Das sehe ich wohl. Aber werde ich wohl jemals mir darüber die geringste Unzufriedenheit erlauben dürfen, wenn ich bedenke, daß sie hier nur ruhe und schlummere, um ihre durch die vorhergehende Jahreszeiten erschöpfte Kräfte wieder zu sammlen, sie noch mit neuen, durch den reichlichen Beytrag der Luft, des Regens, des Schnees zu vermehren, um sie dann wieder, mit desto grösserer Wirksamkeit zu unserem Besten äussern zu können? Was die Nacht für den Menschen ist, das ist der Winter für die Natur, nemlich die nöthige Zeit, um von einem Tagewerk des Jahres sich zu erholen, und mit vergnügten Kräften an dem Morgen des kommenden Frühlings wieder an ein anderes zu gehen. Felder, die immerfort angebauet werden, unaufhörlich tragen sollen, werden leicht ganz ausgesogen. Bisweilen brach zu liegen, ist für sie eben so nöthig als heilsam. Und was ist der Winter anders, als die jährliche Brachzeit für die Natur und den Erdboden? Kein Vernünftiger tadelt einen Wohlthäter, der bey einem bestimmten Maaß von Vermögen, welches leicht erschöpft werden kann, seine Freygebigkeit mit Sparsamkeit und Erwerbsamkeit, in eine gehörige Verbindung zu setzen sucht — der nach grossem Aufwand, nach vielen Ausgaben, die er zum Besten derjenigen, die auf seine Unterstützung und Versorgung Anspruch machten, gehabt hat, sich Zeit nimmt, um durch gute Haushaltung sich wieder einen

neuen Vorrath zu Wohlthaten auf die Zukunft zu sammlen. Und das thut ja der Erdboden, der auch so, wie alles Endliche, nur ein bestimmtes Maaß von Kräften hat, in dem Winter, wenn er in den vorhergehenden Jahreszeiten zum Besten und zur Versorgung aller seiner Bewohner, und insbesondere der Menschen, großen Aufwand, große Ausgaben gehabt hat. Er spart und sammlet da einen neuen Schatz von Kräften, um uns auch in dem nächsten Jahre noch ferner wie bisher, Gutes thun zu können. Eben dadurch macht er uns zugleich seine Geschenke nützlicher und schätzbarer. Würden die durch die Erndte eingesammleten Früchte der Erden, durch ihren Preiß, die saure Mühe und Arbeit des Landmanns belohnen, wenn sie immerfort, auch selbst im Winter, wachsen, und aufs neue eingeerndtet werden könnten, und durch ihren verschwenderischen Ueberfluß allzu wohlfeil würden? wenn sie nicht in dieser ganz unfruchtbaren Jahreszeit allmählich wieder aufgezehrt würden? Und würde das Holz den grossen Werth in unsern Augen haben, den es nun hat, wenn es uns nicht auch im Winter gegen die Kälte schützen und erwärmen müste?

Die Reize der Schöpfung verschwinden gröstentheils im Winter vor unsern Augen. Der herrliche Schmuck wird hinweggenommen, der ihre Oberfläche zierte, und der eine so reiche Quelle von angenehmen Empfindungen vor unser Gesicht ist. Auch diese widerliche Seite des Winters will ich nicht verkennen, und um desto weniger verkennen, da sie uns Gelegenheit giebt, neue Freuden zu gewinnen, und die vorigen nach ihrer Wiederkunft erneuert zu sehen. Wie viel von ihrer anziehenden Kraft, von ihrem Werth würden nicht in unsern Augen jene Reizungen der Schöpfung, jener mannigfaltige und bunte Schmuck derselben, alsdann verliehren, wenn wir sie stets damit vor unserm Angesicht prangen sähen, wenn sie nicht durch den Winter auf einige Zeit von ihr hin-

hinweggenommen würden, um in dem folgenden Frühling wieder erneuert zu werden. Selbst das Angenehmste verliehrt dann viel von seiner Kraft uns zu ergötzen, und von seinen Reizen für uns, wenn wir es immerfort sehen, empfinden, genießen, wenn es dadurch uns allzugewöhnlich wird. Sättigung und Ueberdruß ist dann über kurz oder lang eine unausbleibliche Folge; und Abwechslung, wodurch das Gewöhnliche uns wieder ungewöhnlich, das Alte wieder neu gemacht wird, ist hier für die Bedürfnisse des veränderlichen Menschen das Beste. Und nie würden wir sie durch den Schnee, in das weise, unbefleckte, und glänzende Gewand der Unschuld gehüllt sehen, das durch seine Einförmigkeit, durch seinen blendenden Schimmer, auch seine Reizung für uns hat, und auf reine unschuldige Seelen nicht wenig Eindruck machen kann, wenn es keinen Winter gäbe. Nie würden wir das prächtigste aller Schauspiele, den gestirnten, und von unzählbaren Lichtern funklenden Himmel so sehr zu sehen bekommen, wenn nicht die langen und finstern Nächte des Winters, uns diesen grossen und herrlichen Anblick noch anschauender machte, und uns dieses sinnliche Vergnügen in einem weit reichlichern Maaß gewähreten.

Die Sonne sieht uns im Winter nur mit matten Blicken an, und läßt uns nicht, wie vorher, ihre erwärmende Kraft so merklich fühlen. Die mildere Luft gehet in rauhere über. Kälte tritt an die Stelle der Hitze. Auch das ist unleugbar. Aber auch das ist Wohlthat für den Menschen! Die Kälte macht ja nach der Erfahrung die Erde mürber und lockerer, dünget sie durch den Schnee, in welchen sie den Regen umschaft, und trägt dadurch nicht wenig zur Fruchtbarkeit des nächsten Jahres bey. Und wer wollte ihr auch einen heilsamen Einfluß in unsern Körper, und durch ihn in unsere Seele absprechen, den die Erfahrung eben so zuverläßig bezeuget? Sie ist es, die unserm Körper mehr Festigkeit und

Dauerhaftigkeit schenkt, und ihn zu grossen Arbeiten und Ungemächlichkeiten mehr abhärtet. Alle nordische Völker sind lebendige Beweiße davon. An Stärke und Festigkeit des Leibes sind sie dem weichlichern Südländer, dessen Körper sobald großen Arbeiten und Beschwerlichkeiten unterliegt, bey weitem überlegen, und zugleich an Muth, Entschlossenheit und Beharrlichkeit der Seele, die mit jenen Eigenschaften des Körpers gemeiniglich gepaart sind. Wie groß ist nicht der Unterschied zwischen einem ächten, noch durch keine weichlichere Lebensart entnervten Europäer, und dem Bewohner der heissen Zonen in Asien Afrika und Amerika? — Und ist es nicht auch die Kälte des Winters, die unsere Körper gegen ansteckende Krankheiten mehr sichert und verwahret? Gemeiniglich hört man ja nichts in dieser Jahreszeit, wenn sie anders recht strenge ist, von ansteckenden, und immer weiter sich ausbreitenden Seuchen unter den Menschen: weit wenigere Beuten hascht da der Todt, als in andern Jahreszeiten — hier, wo es schwerer fält, in der vor Kälte starren und verschlossenen Erde neue Gräber zu bereiten, fällt es auch ihm schwerer, dem Grabe immer neue und frische Opfer in Menge zu liefern.

Der Winter treibt uns durch seine rauhe unfreundliche Witterung in unsere Häuser, und schließt uns gleichsam in sie ein. Traurig und unleidlich genug, dünkt das so manchen zu seyn, die gerne in freyer unbeschränkter Luft athmen, gerne in dem grossen offenen Gebiete der Schöpfung umherwandeln. Allein so treibt er auch den Menschen, der sich in seinem freyen Umgang mit diesem grossen Reiche der Schöpfung gehindert sieht, an, geselliger mit seinen Nebenmenschen zu werden, die dann durch ein ähnliches Schicksal ihm noch mehr genähert zu seyn scheinen, und nöthiget ihn, mehr als vorher ihren Umgang zu suchen. Werden nicht die meisten Gesellschaften im Winter gehalten, und viele

Besuche bis dahin aufgespart? und wie reich hat nicht das Bedürfniß dieser Freuden der Natur leeren Jahreszeit die Menschen an Erfindungen von allerley Zeitvertreiben und Lustbarkeiten gemacht, durch die sie sich gemeinschaftlich die unangenehmen und bittern Tage des Winters zu versüssen suchen? Zeitvertreibe und Lustbarkeiten, auf die schon lange vorher, noch ehe sie ihren Anfang nehmen, so manche grosse und kleine Kinder sehnsuchtsvoll harren! Wahr ist es, daß der Winter bey so manchen eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringt, daß er sie noch mehr zur Einsamkeit, und zu denen stillen Beschäftigungen des Geistes anlockt, die so sehr von ihr begünstigt werden. Viele Gelehrte giebt es, die hier sich in ihre Bücherzellen, mit dem Gelübde, der Welt auf einige Zeit zu entsagen, verschliessen, und da als Sklaven des Eigennutzes, und des Ehrgeizes, oder aus edler reiner Forschbegierde, und aus untadelhaftem Eifer für die Aufklärung des menschlichen Geschlechts, sich auf den Ocean der Ideen hinwagen, um neue Länder zu entdecken, oder schon entdeckte noch genauer kennen zu lernen, und dann ihre erlangte Einsichten der Welt durch den Druck mitzutheilen: Die unfruchtbarste aller Jahreszeiten, wird dadurch die fruchtbarste ihres Geistes: und hier, wo es in der Natur mehr Nacht als Tag ist, gehet in ihrer Seele der längste Tag an, den sie auch durch ihre Schriften in andern zu schaffen suchen. Die Bücherverzeichnisse, die in jeder Frühjahrsmeße herauskommen, sind eben so viele glaubwürdige Urkunden, von dem grösseren Fleiße und Geschäftigkeit der Gelehrten im Winter. Und sollte denn nicht auch in der Absicht diese Jahrszeit wohlthätig für die Menschheit seyn, die ihr einen grösseren Gewinn von heilsamen Einsichten und Belehrungen verschaffen hilft?

Nun so will ich denn auch in dem rauhen und öden Winter, eine von den grossen Wohlthaten meines Gottes und Schöpfers verehren! auch hier empfinden

und schmecken, wie liebreich freundlich er gegen mich ist! Nie will ich mehr über euch seufzen, klagen, murren, ihr trübe und unangenehme Tage, die Er in jedem Jahr mir durch den Winter bereitet hat! auch ihr seid Beweise, obgleich verborgene Beweise, daß Er mich und mein Wohl liebt, und für dasselbe alle Jahreszeiten hindurch sorgt. Mit stillem, ruhigen, geduldigen Herzen, will ich euch ertragen lernen, bis der wiederkehrende Frühling bessere und heiterere Tage über mich bringt, und auch hier zur Ehre des grossen Herrn und Urhebers der Natur das Bekentnis ablegen: **Der Herr hat alles wohl gemacht.** B.

Bücher.

1. Resewiz Gedanken zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung. 8. Berlin 1777. 1tes Stück.

2. Ein liebenswürdiger und glücklicher Schullehrer auf dem Lande. Ein Lesebuch, sämtlichen Schullehrern auf dem Lande in der Christenheit zugeeignet. 8. Hamb. 1777.

Gerne empfehlen wir ein paar Schriften mit lautem Beyfall, welche die wichtige Sache der Menschheit, das Glück der Schulen, zum Gegenstande haben. Der Hr. Abt Resewiz, welcher bereits durch seine Gedanken von der Erziehung des Bürgers auch in dieser Sphäre rühmlich bekannt ist, wird seine Arbeit zum Nutzen des Publikums fortsetzen; und das letztere finden wir so zweckmäßig gut geschrieben, daß wirs in den Händen jedes Landschulmeisters zu sehen wünschten — von wohlthätigen Menschenfreunden den aermern geschenkt wünschten.

Nachricht.

Von Youngs Nachtgedanken, wovon schon 4 Theile fertig sind, sind noch einige Exempl. um den Pränum. Preis zu 4 fl. 30 kr. mit dem Porto für alle 5 Theile zu haben. Auch kann man noch auf die Kinderschriften, wovon bereits 3 Theile fertig sind, auf jeden mit 30 kr. und auf die neueste Sammlung von Theaterstücken, wovon schon 4 Theile da sind, auf jeden mit 45 kr. bei mir pränumeriren. Götz.

Hanauisches Magazin.

Achtes Stück.

Denkwürdigkeiten Herzog Heinrichs II. zu Lothringen und Brabant, als Landgrafen zu Thüringen und Hessen.

So bekannt Herzog **Heinrich** zu **Lothringen** und **Brabant**, mit dem Beinahmen der **Großmüthige** in der teutschen Reichs- und besondern brabantischen Geschichte ist; so wenig hat man bisher bemerket, daß demselben in der Reihe der Landgrafen zu Thüringen und Hessen ebenfalls eine Stelle gebühre, da alle bisher bekannte Geschichtschreiber darüber ein tiefes Stillschweigen beobachtet haben. Wir wollen denselben hier besonders in dieser letztern Eigenschaft vorstellen, glauben aber unsern Lesern keinen unangenehmen Dienst zu thun, wenn wir dieselben erst mit den vornehmsten Lebensumständen dieses Herrn bekannter machen, ehe wir zu dem eigentlichen Gegenstande unsrer Abhandlung fortschreiten.

Herzog **Heinrich** II. war der ältere Sohn **Heinrichs** I. **H.** zu **Lothringen** und **Brabant** von dessen ersten Gemahlin **Mechtild** einer gebohrnen Gräfin von Flandern. Das Jahr seiner Geburth finden wir nicht besonders aufgezeichnet, wenn er aber bey seinem im J. 1248. erfolgten Ableben nach **Bütkens** Zeugnisse a) neun und fünfzig Jahre alt gewesen seyn soll, so muß er nothwendig ohngefehr im J. 1189. das Licht zuerst erblicket haben. Er scheinet sich frühe im Kriege hervorgethan zu haben, indem König **Fried-**

a) Trophées de Brabant p. 237.

rich II. als er im J. 1214. seinem Vater und ihm die Stadt **Mastricht** schenkte, **die von beiden erhaltene Dienste** zum Beweggrunde anführte. b) Seit dem Jahre 1225. erscheint er bey den wichtigsten Regierungshandlungen seines Vaters als Mitregent, c) und erhielt endlich durch dessen im Jahre 1235. den 5ten Sept. erfolgtes Ableben die völlige Landesregierung, mit Ausschliessung seines jüngern Bruders **Gottfrieds von Löwen**, welcher mit einer standesmäßigen Apanage versehen wurde. d)

Die erste Gemalin unsers Herzogs war **Maria** des teutschen Königs **Philipps** Tochter. Er wurde mit derselben zu Gelnhausen den 9ten Februar 1207. verlobt. e) Die Vermälung wird zwar gemeiniglich in eben dieses Jahr gesetzet; f) sie muß aber weit später erfolgt seyn, da die Braut als das dritte Kind Königs Philipps, welcher sich selbst erst im Jahr 1196. vermält hatte g) damals das siebente Jahr ihres Alters kaum erreicht haben konnte. Mit derselben erzeugte er sechs Kinder, nemlich **Heinrichen** seinen Nachfolger in der Regierung, und Stammvater der nachherigen Herzoge in Brabant, **Philipp**, welcher in der Jugend starb, und vier Töchter, von welchen die älteste **Mechtild** sich zum erstenmal mit **Robert** Grafen zu Artois, einem Bruder Königs **Ludwigs des Heiligen** in Frankreich, und nach dessen Tode mit **Guido von Chatillon** Grafen zu St. Pol vermälte

b) Bütkens l, c. Preuves p. 64.
c) Daselbst p. 226. Preuv. p. 71. 78.
d) Daselbst p. 227. und p. 599. u. f. Stochmann de iure devolut. Part. II. Cap, III. p. 38. sq.
e) Bütkens l. c. Preuv. p. 59. Lünig Cod. Germ. diplom. Tom. II. p. 1087.
f) Bütkens l. c. p. 172. Koeler diss. de Familia aug. Stauff. Tab. II n. 17, & Prob. p. 39.
g) *Koeler* l. c. n. 11. & Prob. p. 33. sq.

mälte. Beatrix wurde im Jahr 1241. die dritte Gemalin des Gegenkönigs Heinrichs Raspo Landgrafen zu Thüringen, nach dessen Ableben sie im Jahr 1247. mit Wilhelm Grafen zu Flandern in die zwote Ehe trat, aber auch dieses Gemals im J. 1251. durch den Tod beraubet wurde. Maria erhielte Herzog Ludwigen in Bayern und Pfalzgrafen am Rhein zum Gemal, welcher sie im J. 1256. einer ungegründeten Eifersucht aufopferte: Margareta die vierte Tochter H. Heinrichs erwählte den geistlichen Stand, und starb als Abbtissin des von ihrem Vater gestifteten Klosters Vau le Duc in Brabant. h)

Nach dem Tode dieser ersten Gemalin schritte H. Heinrich zur zwoten Verbindung mit Sophia der hinterlassenen Tochter Landgraf Ludwigs IV. zu Thüringen und der H. Elisabeth, welche im J. 1224. geboren war. Der bekannte Mönch zu Trois Fontaines, Albericus i) und mit ihm Bütkens k) setzen diese Vermälung in das J. 1239. Miräus l) aber, und mit ihm Haräus m) in das J. 1240. Wir folgen aber mit mehrerer Sicherheit den thüringischen Geschichtschreibern n), welche melden, daß die Verlöbniß der Sophia mit H. Heinrichen auf dem Fürstentage zu Frankfurt im J. 1242. geschlossen worden, zumalen Bütkens selbst angiebt, daß dieselbe bey ihrer Vermälung neunzehen Jahr alt gewesen sey, welches mit dem leztern, nicht aber mit den erstern Jahren übereinkommt. Aus dieser zwoten Ehe erzeugete H. Heinrich zwey Kinder; Heinrichen mit dem Beynahmen

h) Bütkens l. c. p. 240-244. *Haraeus* Annal. Duc. Brabant. p. 250.
i) Chron. ad a. 1239.
k) l. c. p. 238.
l) Auctar. ad Sigebert. Gembl. cit. Haræo.
m) l. c. pag. 253.
n) Hist. de Landgr. Thur. cap *L.* p. 926. ed. Pistor.

das Kind, den nachherigen Stammvater des ganzen hochfürstlichen Hauses Hessen, und eine Tochter Namens Elisabeth, welche im J. 1254. an Herzog Albrecht zu Braunschweig vermälet wurde, o) im J. 1261. aber ohne Erben verstorben ist p).

Dieser jüngste Sohn Herzogs Heinrich II. ist es, welchen alle ältere und neuere Geschichtschreiber bisher mit Uebergehung seines Vaters als den unmittelbaren Nachfolger seines Großoheims des Gegenkönigs Heinrichs Raspo in der Regierung der Thüringischen und Hessischen Lande irrig angegeben haben. Die Quelle dieses Irrthums ist wohl in nichts anders als in der Kürze der Regierungszeit H. Heinrichs, dessen noch kürzern Aufenthalt in Hessen, und in der Seltenheit derjenigen Urkunden zu suchen, welche von demselben als Regenten der thüringischen und hessischen Lande ausgestellt worden sind. Man hat auch denselben um so eher übergehen können, da der Gegenkönig Heinrich der ehemaligen gemeinen Meinung q) nach erst im Frühjahr 1248. mithin zu gleicher Zeit mit Herzog Heinrichen verstorben seyn soll.

Dieser aber starb bereits am 17ten Februar des Jahrs 1247. r) Da er keine Leibeserben hinterließ, so war die Herzogin Sophia in Brabant, und durch dieselbe deren Gemal, unser H. Heinrich, die unstreitigen nächsten Erben der thüringischen und hessischen Allodial-Lande. s) Beide säumeten nicht lange diese ihnen zugefallene

o) Orig. Guelf. Tom. IV. Præf. p. 9.
p) Chron. vetus Duc. Brunsv. ap. Mader. Orig. Brunsv. p. 20. sq.
q) Hist. Landgr. Thur. p. 227. ed. Eu.
r) Hr. R. R. Schmink de vera epocha elect. & mortis Henrici Rasp. §. IV. p. 13.
s) Hundeshagen Untersuchung der Trennung Hessens und Thüringen §. 7. p. 9. sq.

ne reiche Erbschaft in Besitz zu nehmen. Sie befanden sich im Monath May desselben Jahrs bereits in **Marburg**, allwo H. **Heinrich** als Herzog in Brabant den Grafen **Adolf zu Bergen** mit der von gedachtem Herzogthum zu Lehen rührenden Burg **Windecken** am S. Servatius Tage den 13ten May belehnete t). Die darüber ausgestellte Urkunde ist überaus merkwürdig. Der Herzog führt darinn nicht nur den Titel eines **Landgrafen zu Thüringen** u) sondern setzet denselben auch selbst dem herzoglichen Titel von Brabant, in einer blos dieses Herzogthum betreffenden v) Handlung, vor:

Von Marburg begab sich **Herzog Heinrich** ohne weitern Zeitverlust auf den Weg nach Thüringen. Er hielt sich einige Zeit in **Hersfeld** auf, und bestätigte daselbst am Freytage vor Pfingsten (den 17ten May) die Privilegien der Stadt Cassel. w) In der Urkunde über diese Bestätigung nennt er sich zwar blos **Herzogen in Lothringen und Brabant**, übte aber eben dadurch eines der wichtigsten und unstrittigsten Hoheitsrechte aus. Wohin er von da seine Reise weiter fortgesetzet habe, darüber ermangeln noch zur Zeit die Nachrichten. Wir sind daher nicht im Stande, davon etwas mit Zuverlässigkeit anzugeben.

Der Herzog scheint sich bey seinem Aufenthalt in Hessen nicht weniger mit wohlthätigen Handlungen gegen

t) Bückens Trophees. Preuv. p. 89.
u) Siehe hiervon mit mehrerm Hundeshagen l. c. §. 13. p. 16.
v) Es ist das in dieser Urkunde gedachte Windecken kein anderes als das noch jetzt in dem Herzogthum Bergen gelegene Schloß gleiches Namens. Diejenigen, welche den Hanauischen Ort Windecken darunter verstehen wollen, verdienen keine Widerlegung.
w) Kuchenbecker Anal. Hass. Coll. IV. p. 266.

geistliche Stifter und Klöster, als mit Aufrechthaltung der von den vorigen Landgrafen zu Thüringen und Hessen hergebrachten Hoheit in geistlichen Sachen, beschäftigt zu haben. Von beiden finden wir in den Urkunden der damaligen Zeit annoch Beweise. Er stiftete in der damals zu Ehren der H. Elisabeth erbauten Kirche zu Marburg einen besondern Altar, welchen nach dessen nicht lange hernach erfolgtem Ableben seine hinterbliebene Wittwe die Herzogin **Sophia** mit hinlänglichen Einkünften versah x). Daß auch derselbe dem teutschen Orden noch weitere Güter und Einkünfte zugewendet habe, führet der nachherige Hochmeister des Ordens **Hanno** selbst mit vieler Dankbezeugung an. y).

Das Nonnenkloster **Bozebach** in Oberhessen hatte sich einer gleichen landesherrlichen Huld von unserm Herzog zu erfreuen. Die Conventspersonen wünschten ihre Wohnung von diesem etwas abgelegenen Orte auf den S. Georgenberg bei der Stadt Frankenberg in Oberhessen zu versetzen. Sie hatten dazu die landesherrliche Einwilligung des Gegenkönigs, Landgrafen **Heinrichs** bereits erhalten. Da aber dieser noch vor ihrem völligen Abzug gestorben war, so suchten sie die Bestätigung dieser erhaltenen Vergünstigung nunmehr auch bei dem neuen Landesherrn H. **Heinrichen**. Dieser ertheilte solche zwar ohne Anstand, die Ausfertigung der Urkunde aber muste, wegen der Abreise desselben aus Hessen, unterbleiben, und geschah nach seinem indessen erfolgtem Ableben erst in folgendem Jahre von der Herzogin **Sophia**. z)

Die

x) Entdeckter Ungrund der gegen des T. R. O. Balley Hessen und Landkommende Marburg Immedietät gemachten Einwendungen (1753. fol.) Beil. Num. 20.

y) Histor. diplom. Unterricht des T. R. O. der Balley Hessen Immedietat Exemtion und Gerechtsamen (1751. f.) Beil. Num. 230.

z) S. die Urkunden in Estors Kl. Schriften III. Band p. 42. sqq.

Die geschwinde Abreise des Herzogs aus Hessen wurde durch die nach dem Ableben Heinrich Raspo in Teutschland wegen der Wahl eines neuen Königs obwaltenden Unruhen veranlasset. Pabst **Innocentius IV.** hatte sogleich den Cardinal **Peter Caputius** als seinen Legaten nach Teutschland geschickt, welches die teutsche Krone erst **Heinrichen** Grafen zu Geldern, und nachher unserm Herzog **Heinrichen** zu Brabant antrug: Keiner von beiden aber wollte sich zu deren Uebernehmung verstehen, und der lezte brachte dafür seiner Schwester Sohn, den jungen Grafen **Wilhelm** zu Holland in Vorschlag, welcher auch hierauf von denen zu **Woeringen** bey Cölln versammleten Ständen den fünften October gewählt wurde aa) Nach dieser Begebenheit begab sich H. **Heinrich** nach den Niederlanden bb), und von da nach Brabant, allwo ihm seine schon einige Zeit gespürte schwächliche Gesundheitsumstände dergestalt zusetzten, daß er nicht lange hernach den 1ten Februar des folgenden Jahrs 1248. starb, und in der Abtey **Villers** seine Grabstätte erhielte cc)

Seine Regierung über Hessen und den damals damit noch verknüpften Theil von Thüringen dauerte also zwar kein völliges Jahr: Indessen ist doch dieses gewiß, daß er nicht nur als der Stammvater des Durchlauchtigsten Hessischen Hauses, sondern auch als der erste wirklich regierende Landgraf in Hessen aus brabantischem Stamm zu verehren sey. H.

Aus-

aa) Häberlin Auszug der allgemeinen Welthistorie II. Th. p. 53. Bütkens l. c. p. 236.
bb) Butkens l. c. p. 236. sqq.
cc) Derselbe p. 237. *Haræus* l. c. p. 256.

Ausgestopfte Vögel vor den Würmern zu bewahren.

Eine Auflösung von Salmiac inwendig in die Federhaut gesprützt, thut hierinn die besten Dienste; auch könnt es versucht werden, da, wo sich schon das kleine Ungezieser in den Federn befindet, die Vögel äusserlich mit solchem aufgelösten Salmiac bisweilen anzufeuchten, um Nutzen davon zu erwarten.

Nachrichten.

1. Ohne Benennung des Druckorts kündigt ein herausgekommenes Avertissement, welches der Verfasser vom 1. Decemb. 1777. in einem Nachen auf dem Rhein zwischen Worms und Mannheim datirt, eine neue Wochenschrift mit diesem Jahr unter dem Titel: der rheinische Zuschauer, an. Sie soll nicht als ein Pendant zu den bereits herausgekommenen rheinischen Beyträgen zur Gelehrsamkeit anzusehen seyn, sondern hauptsächlich das Vaterland mit fremden guten Arbeiten bekannt machen. Das Quartal kostet 48 Kr. und der ganze Jahrgang 3 fl. „Gieb du nur, lieber Leser, fürs Vierteljahr 48 Kr. her, (schreibt der Ankündiger) und wir wollen dir schon sauber weiß Papier und gute schwarze Lettern darauf verschaffen.„ In Hanau wird nach der gedruckten Anzeige, Herr Professor Arnoldi Bestellungen annehmen.

2. In Magdeburg will Hr. Conventual Schummel Recueil des plus jolis Contes, tirés des Mille & une Nuit, als ein brauchbares und amusantes Lesebuch für Anfänger in der franz. Sprache in künftigem Herbst herausgeben, und nimmt darauf Pränumeration mit 1 fl. oder 16 gg. in Conventionsgelde an. Hr. Schummel, welcher schon aus den Kinderspielen und Gesprächen, und aus Fritzens Reise nach Dessau, mit Beyfall bekannt ist, wird diesen Auszug eben so unanstößig für die Sitten, als unterhaltend für die Imagination liefern. Das Waisenhaus erbietet sich, Pränumeration und Bestellungen bis Ostern anzunehmen und zu besorgen.

3. Herr Lieutenant Meyer in Göttingen will die Frucht seiner Reise nach Petersburg in mancherley Kenntnissen, die er dort gesammlet hat, laut eines uns zugekommenen Avertissements, durch ein Buch bekannt machen, welches diesen Sommer unter dem Titel: Briefe über Rußland, ans Licht treten soll, und von den wichtigsten Materien der Statistik dieses weitläuftigen Reichs interessante Nachrichten geben wird. Der Subscriptionspreis ist 1 Rthlr. in Golde, und die Namen der Subscribenten sollen dem Werke vorgedruckt werden. Das Waisenhaus nimmt Bestellungen an.

Hanauisches Magazin.

Neuntes Stück.

Ueber die Viehseuche.

Von einem Arzt wurde in dem letzt verflossenen Jahr ein Gutachten über die Viehseuche gefordert. Nichts wär ihm leichter gewesen, als tausend Recepte von bekannten und sonst guten Schriftstellern, ja seine eigene ehmals vorgeschlagene mitzutheilen, dadurch man dem Einreissen der Seuche vorzubeugen und die schon eingerissene zu heilen glaubte. Sein Gewissen, seine gemachte Erfahrungen ließen ihm nicht zu, solches zu thun. Er wuste, oder war wenigstens überzeugt, daß in ganz Europa keine dergleichen Mittel zu finden sind. Er wollte also sagen, was würklich nützlich ist, nemlich wie ein Land zu bewahren, daß die Seuche nicht einreisse, und was zu rathen, wenn sie einen Ort ergriffen hat. Viele Umstände können zwar die besten Rathschläge vereiteln, aber durch Sorgfalt ist öfters doch der Zweck erhalten worden.

Wir glauben dem Hanauischen Publicum, welches ohne das schon durch das Unglück einiger Dorfschaften aufmerksam geworden, einen Gefallen zu erweisen, wenn wir ihm das Gutachten des Arztes in unserm Magazin zu lesen geben. Liest man in öffentlichen Blättern blos Anzeigen von Mitteln, dadurch man die Seuche zu heilen verspricht, so bleibt den meisten Lesern nur die Freude, zu hoffen, daß diese Mittel helfen werden, und das Vergnügen, sie denen, die nichts lesen, empfehlen zu können. Den Kunstverständigen allein, muß

man zur Untersuchung überlassen, ob sie vernünftig sind. Hingegen wird jeder verständige Mensch beurtheilen können, und befugt seyn zu urtheilen, ob die Sätze des Gutachtens ihm einleuchten. Jeder der Fleisch, Käse und Butter ißt, Milch trinkt, lederne Schuhe trägt, und dieses alles bezahlen muß, wenn er auch selbst kein Vieh hat, ist interessirt zu wissen, wie bestmöglichst dem Uebel zu steuren, so die Thiere befällt, die ihm diese Stücke liefern, und von welchen der Preis von noch vielen andern abhängt. Des Arztes Gutachten über diese Materie lautet wie folgt.

„So wie man das Schiff kennet, schreibt Herr „von Haller, das von Sidon die Pest nach „Marseille gebracht hat, so kennet man den „unglücklichen Stier, der aus Ungarn ins „Venetianische Anno 1711 gebracht worden und die „große Viehseuche angezündet hat, von welcher Ita„lien zuerst, und nachher fast die Helfte von Europa „verheret worden.„ Seitdem wütet diese Seuche mehr oder weniger. Traurige Erfahrungen und die fruchtlosen Bemühungen der grösten Aerzte lassen wenig Hoffnung übrig, sie durch Arzeneymittel bezwingen zu können. Wer würde nicht gern alle seine Seelenkräfte anstrengen, allen Fleiß anwenden, einem so grossen Uebel zu steuren? Oefters, wenn keine Seuche da war, habe ich Bücher, welche in andern Ländern davon geschrieben wurden, gekauft, sie in der Absicht gelesen, einst nützlich zu seyn — aber wenig Trost, als Arzt, darinn gefunden.

Ich will sagen, was ich weiß und in meinem Gewissen für zuträglich halte. Kann ich zur Abwendung der verderblichen Seuche das mindeste beytragen, so habe ich eine Pflicht erfüllt, die mir angenehm ist.

Mein Gutachten soll sich weder auf Eigensinn, Einbildung, noch auf ein angenommenes theoretisches System

stem gründen, sondern auf die vielfältigen Erfahrungen der besten und berühmtesten Schriftsteller, die durch Schaden klug geworden.

Die Seuche ist allezeit als ein bösartiges Fieber beschrieben worden. Bald als ein Entzündungsfieber, bald als ein Gallenfieber, Faulfieber und am allermeisten als eine Lungenfäule.

Der Herr von Haller behauptet, daß wenn man nach dem Tode das Vieh öfnet, so sey allezeit unfehlbar die Lunge angegriffen, und nennt deshalben die Krankheit eine Lungenfäule. Was von den 60000 und mehr Stücken, die in den Provinzen von Holland Anno 1769 und 1770 darauf gegangen, eröfnet worden, zeigte hauptsächlich brandigte Lungen an. Dieses scheinet aber doch nicht beständig zu seyn, wie aus den Eröfnungen von 5 Ochsen und einer Kuh, denen ich den 14 und 15ten im Christmonath 1762 beygewohnet, erhellet. Die 6 Stücke, so den 13ten und 14ten gefallen, wurden aufgehauen und bey allen die Lungen gesund gefunden. Der berühmte Professor Camper hieß die Seuche, so in Holland geherrschet, ein Faulfieber.

Aus der mir in vorigem Jahr zugeschickten Beschreibung, welche enthält, was bey Eröffnung der 4 Stücken zu Hochstadt gefunden worden, ist die jetzige Seuche meiner Meinung nach eine Lungen-Entzündung, oder Fäule, die in den Brand übergegangen. Das Blut war fest zusammenhängend und zwar in dem lezten Grad der Krankheit mehr, als im Anfang, oder bey ganz gesundem Vieh. Man gebe der Seuche einen Namen, wie man will, so ist ein Punkt gewiß, in welchem alle übereinstimmen, daß sie ansteckend ist, und zwar entweder durch unmittelbare Ansteckung von Thier zu Thier, oder durch tausend andere Sachen, die das Gift von dem angesteckten zu dem noch unangesteckten bringen.

Höchstnöthig wär es, sichere Zeichen zu haben, daß ein Thier angesteckt worden. Leider aber kann es 10 Tage, 4 ja 6 Wochen gesund scheinen, herumspringen, fressen, Milch geben, arbeiten und doch schon den Anfang der Seuche in seinen Eingeweiden tragen. Dadurch, daß man auf dieses nicht Acht gegeben, hat der Kirchenstaat Anno 1714. 30000 Stücke Hornvieh verloren.

Das einzige sichere Zeichen das man zuerst wahrnimmt, ist ein geringer Husten, den Paulet zwar nicht immer, die Herren von Haller und Lentin aber allezeit bemerkt haben.

Hernach soll das nächste Zeichen ein öfteres Zähnknirschen und das Salzigwerden der Milch seyn.

Auf diese Zeichen ist wegen der Ansteckung besonders Acht zu haben, denn meistens kann man dasjenige Thier, bey welchem sie sich äussern, nicht nur für verloren halten, sondern auch für fähig, andere schon anzustecken.

Die darauf folgende Symtome der Krankheit sind verschieden, wie auch die Dauer der Krankheit selbst, die zuweilen 2. 4. 7. 14 Tage und viel länger anhält, ehe der Tod erfolgt.

Nun fragt sich, was für Vorbauungsmittel anzuwenden sind, das Vieh vor der Ansteckung zu bewahren, oder was für Heilungsmittel, dem angesteckten zu helfen?

Unendlich viele innerliche und äusserliche sind vorgeschlagen, angerühmt, höchstens empfohlen worden, und täglich erscheinen neue, *) auf betrügliche Historien sich grün-

*) In dem zweiten Stück dieses Magazins sind aus einem englischen Buch, Jeder Pachter sein eigener Vieharzt, betitelt, auch Mittel gegen die Seuche angegeben worden. John Swaine, unter dessen Namen dieses Buch herausgekommen, und das ich besitze, hat viele brauchbare und gute Sachen über die Krank-

gründend, dadurch das väterliche Wohlwollen und Verlangen zu helfen, der Landesregierungen gereizt wird. Befehle ergehen, diese Mittel zu versuchen. Der Ausgang erweißt, daß sie weder präserviren noch heilen.

So ist es in Frankreich mit des Herrn Professors Vicqd' Azyrs und allen Mitteln ergangen welche die berühmtesten französischen Vieharzeneischulen erfanden. Man hat sie lang und an vielen Orten gebraucht, die Seuche ließ nicht nach, das kranke Vieh wurde nicht curirt, und die Regierung, wie ich bald sagen werde, muste andere Masregeln ergreifen.

Mit Herrn von Haller muß ich die schreckliche Wahrheit annehmen, die er in folgenden Worten ausdruckt:

„Wir übergehen die sogenannten Präservative, womit man das Vieh wider die Ansteckung sicher stellen „wollte und wovon kein kundiger Mann sich die geringste Hoffnung machen kann, da in der Pest, in „den Kinderpocken und in andern ansteckenden Seuchen alle dergleichen Arzneien kraftlos befunden worden sind. (s. Abhandlung von der Viehseuche, Bern „1773. S. 13 und 14.) In Ansehung der Heilungsmittel bey dem schon erkrankten Vieh ist die nemliche sehr bedaurungswürdige Erklärung zu thun: „Man hat eine wichtige grosse Wahrheit entdeckt, „schreibt Paulet in dem 2ten Theil S. 102. 103. seiner Beyträge zu einer Geschichte der Viehseuchen

 „und

Krankheiten sowohl des Hornviehs, der Schafe, der Pferde, ja sogar der Kaninichen, des Geflügels und der Bienen. Das Buch verdient ganz übersetzt zu werden. Nur würde ich die Artikel über die Viehseuche weglassen, da die Pachter ohne das schon gewiß sind, und das zu ihrem Schaden, alles zu glauben, was gedruckt und nicht gedruckt ist, und ihnen Spaines Mittel die Seuche nicht heilen können.

„ und diese besteht darinn, daß es fruchtlos und un„ nütz sey, alle gerühmte Mittel gegen die schon vorhan„ dene Seuche anzuwenden.

Holland hat, wie man sagt, demjenigen einen Preis von 80000 Gulden versprochen, der ein sicheres Specificum, oder ein gewisses Verwahrungsmittel wider die Seuche ausfündig machen würde. Keiner der grösten Aerzte in Holland hat die Belohnung verdient. Wie viel weniger wird sie der gemeine Haufen der Vieh-ärzte mit seinen schlechten Recepten verdienen. Der Reiz dazu hat viele angelockt, unerhörte, aber allemal fruchtlose Bemühungen anzuwenden. Man wird wohl kein solches Specificum entdecken. Viele geschickte Leute glauben zwar noch, man soll nach vernünftigen Anzeigen, die sich auf eine genaue Beobachtung der Krankheit gründen, und auf das, so in allen Perioden derselben bey dem eröfneten Vieh gefunden worden, Mittel vorschreiben. Sie glauben gute Würkungen davon gesehen zu haben. Aber es scheint eher dieses wahr zu seyn, daß das Vieh, so wieder gesund wird, durch seine Naturkräfte mehr, als durch die gebrauchte Arzeneien die Gesundheit wieder erlangt hat. Ich habe ehedem die Schwachheit auch begangen, in der Seuche, die in hiesigem Lande grassirte, Mittel vorzuschreiben. Die Krankheit, wie mein visum repertum von 1762 ausgewiesen, war ein Entzündungsfieber. Dünne kühlende Sachen schienen mir die angemessensten. Ich erfuhr nachher von einem gelehrten Professor in Mainz, daß sie auch dort von der Facultät verordnet worden. Sie haben an keinem Orte geholfen.

Da nun die Seuche ohne allen Zweifel ansteckend ist, die Präservativ- und Curativ-Mittel höchst ungewiß, ja unnütz sind, so bleibt nichts übrig, als gute Polizeyanstalten zu treffen, das Vieh vor der Ansteckung zu verwahren.

Der

Der Herr von Montigny, Commissaire du Conseil de l'Académie Royale des Sciences de Paris hat auf Befehl des Königs Ao. 1775. einen Unterricht für die Bewohner der mittägigen Provinzen Frankreichs drucken lassen. Herr Opitz, Königlich Preußischer Hofrath hat ihn in das Deutsche übersetzt. Berlin 1776. In diesem Unterricht wird offenherzig gestanden, „daß „ man alle Arzeneimittel ohne Nutzen gebraucht habe. „ Daß eine mit gehörigem Nachdruck angebrachte und „ nicht schwankende Polizey, vieles, ja das mehreste „ ausrichten könne, und in Frankreich in verschiedenen „ Provinzen ausgerichtet habe.

Alles läuft dahinaus, das die Hemmung des Umgangs, die schleunigste Absonderung des kranken vom gesunden Vieh, und endlich das Todschlagen alles erkrankenden, die sichersten und gewissesten Mittel; seyen, der landverderblichen Plage Einhalt zu thun.

Auf diesen Grund wird nun in Frankreich verfahren. Die Engelländer haben das Beyspiel eines solchen Verhaltens gegeben. Bates ließ auf Befehl Anno 1714 schon 6000 Stücke Hornvieh in den Provinzen Middlesex, Essex und Surrey töden. Die Seuche wurde in 3 Monaten getilget, da hingegen Holland, welches darauf beharrte, ein Mittel gegen die Seuche zu finden, das Ende dieser wütenden Krankheit erst nach Verfluß von 3 Jahren sah, nachdem es 300000 Stücke verloren.

Die Verordnungen welche die Hochfürstlich Hanauische Regierung, die Polizeyanstalten betreffend, ergehen lassen, enthält das meiste, so nöthig ist, wie es auch die Verordnungen von Cassel, Zweybrücken, Fulda, Frankfurt u. s. f. enthalten.

Doch frey zu sprechen, wie ich es hier zu thun schuldig bin, so müsten alle diese Verordnungen weit schär-

ker seyn, und äusserst genau befolgt werden, wenn sie helfen sollen. Man muß weder sparen wollen, in Hofnung die Seuche werde doch aufhören, noch die mindeste Nachsicht erlauben, in der guten Meinung, sie werde nichts schaden. Kein Fehler ist zu verzeihen, weil durch den Kleinsten ein ganzes Land angesteckt werden kann. Fängt die Seuche an einem Ort in einem einzeln Stall an, so wird dieser Stall, doch noch nicht der ganze Ort, gesperrt, das erkrankte Vieh wird getödtet, und entweder zur Sicherheit auch das gesunde, oder dieses wird auf Kassen in einen abgelegenen Bezirk geführt und da gesperrt besorgt. Verbreitet sich aber die Seuche an einem Ort, so muß dieser Ort so gesperrt werden, daß keine lebendige Creatur hinaus, noch hinein gelassen wird. Ich wollte nicht einmahl zugeben, daß die Tauben eines solchen Ortes auf das Feld fliegen dörften. In dem Ort müsten verständige beeidigte dazu verordnete Männer das kranke Vieh besichtigen, was würklich und deutlich erkranket, todschlagen, und wo nicht auch das in dem nemlichen Stalle stehende gesunde aufopfern lassen, doch dieses an einen in dem Bezirke des Orts abgelegenen beschlossenen Stalle absondern und da auch so sperren, daß kein Mensch diese Ställe betreten dürfte, als die dem darinn eingesperrten Vieh abwarten sollen, und diesen müste ebenfalls verboten werden, ausser den Ställen zu erscheinen.

Den grossen Nutzen des Todschlagens hat man Anno 1776 in dem Oesterreichischen Flandern erfahren, als die Seuche in Holland wütete. Das Opfer in der Kastellaney von Courtrai betrug nur 128 Stücke, und diente dazu, daß mehr denn 25000 Stück gerettet wurden.

Läßt die Seuche in einem gesperrten Orte nach, so ist erst die Frage, wie dieses Orts Quarantaine anzuordnen sey? Im Wintermonath 1764 brach in Mähren in der Stadt Römerstadt die Seuche unter dem Hornvieh aus,

fo-

sogleich wurde diese Stadt dergestalt genau gesperrt, daß kein Mensch aus und eingehen durfte. So blieb es 6 Monathe, und man hatte das Glück, daß ausser der Stadt kein einzig Stück erkrankte, obschon die Häuser von dem nächsten Dorf bis an die Stadt stiessen.

Herr Roczian, von dem man diesen Bericht hat, bestätigt hierdurch, was die Herren Erxleben und von Haller empfohlen haben, und worauf bey der Seuche fürjetzt noch beynah alles ankommt.

Wenn einmal denn gewiß ist, daß die Seuche in einem Ort eingerissen, wenn einmal ein Beamter und ein Landphysikus von Regierungswegen da gewesen, die Sperre erkannt worden, so dürfte von beyden keiner mehr aus der Stadt dahin kommen, ja zu grösserer Sicherheit, gar nicht mehr von dem angesteckten Ort in ein nicht angestecktes, denn dadurch wird die Seuche in das nicht angesteckte gebracht. Sie müßten mit billiger Entschädigung versorgt, auf Landgütern wohnen, wo kein Vieh ist, eine Verfügung, die ohne Zweifel Schwierigkeiten unterworfen, aber nützlich seyn würde, wie Jedermann leicht einsieht.

Keiner darf von einem angesteckten Ort in einen gesunden kommen, um dem Vieh-Haarseile zu ziehen, die zwar gerühmt werden, aber gewiß weder vor der Ansteckung bewahren, noch die Krankheit heilen. Es ist einleuchtend, daß ein solcher eher die Seuche bringt, als verhütet. Erlaubt man das Aus- und Eingehen zwischen den gesunden und angesteckten Orten, so ist die Seuche an den gesunden vor der Thür.

Ich will einige Punkte in Ansehung der Seuche überhaupt beyfügen.

1. Wütet sie in Dörfern, welche eine gesunde Gemeine umgeben, so ist es klug gehandelt, wenn man an dem gesunden Orte das Vieh in den Höfen, und Ställen behält und nicht aufs Feld gehen lässet.

 2. Be-

2. Berichten sich die Herren Beamten unter einander, so sollte besorgt werden, daß die Bothen mit den Briefen aus einem angesteckten Orte nicht weiter als an die Gränzen des gesunden kommen dürfen.

3. Nicht nur Hunde und Katzen, sondern auch Hämmel, Esel, Hühner, sind an einem angesteckten Orte von den gesunden Ställen abzuhalten.

4. Alle Viehärzte, Schmiede, Dienstbothen und mit einem Wort jede, die nicht dem Vieh zu warten bestellt sind, sollen die gesunde Ställe meiden.

5. Besser wär es, Soldaten, als Bauren zum Sperren zu gebrauchen.

6. Demjenigen nicht nur eine Vergütung zu geben, die ohnedem jede Landesväterliche Regierung angedeihen läßt, in dessen Stall gesundscheinendes Vieh wegen der Krankheit eines dabey stehenden Stückes, getödet worden, sondern auch ein Prämium darauf zu setzen, für den, der zuerst anzeigt, daß er ein an der Seuche krankes Vieh hat.

7. Mit Veränderungen, die ich gemacht habe, kann man bey jetziger Seuche dem Vieh in Ansehung seiner Lebensordnung, seiner Wartung und anderer Dinge folgenden Rath, für die Einwohner verschiedener Provinzen Frankreichs bestimmt, empfehlen:

a) Alles Vieh, wenn es möglich, von Anfang der Seuche an bis zu Ende derselben, einzusperren.

b) Alle mittelbare und unmittelbare Gemeinschaft zwischen den gesunden und kranken Thieren zu vermeiden.

c) Die Ställe sehr rein zu halten und alles bey dem Vieh nöthige Geräthe z. E. Krippen, Tröge 2c. öfters mit warmen Wasser auszuwaschen.

d) Den Fremden Reisenden, Schmieden und besonders den sogenannten Viehdoctorn, welche von einem Orte zum andern laufen, das Vieh unter dem Vorwand

wand einer Krankheit besichtigen, befühlen und heilen wollen, den Zutritt zu den Ställen zu versagen.

e) die Hunde besonders von den Wohnungen der Thiere zu entfernen, und dem Vieh nicht einmahl von dem Wasser zu sauffen zu geben, woraus die erstern gesoffen.

f) Dem Vieh Kleyenwasser mit Weineßig vermischt, oder reines, nicht ganz kaltes Wasser, oder einen Trank von Quecken zu geben, oder Molke.

g) Weniger Futter als sonst gewöhnlich ist, von Zeit zu Zeit etwas von gelben Möhren, sauern Aepfeln, etwas weniger Salz früh und Abends.

h) Das Vieh streicheln und reiben lassen von Jemand, der kein anderes berühret.

i) Das Vieh niemals der Gefahr des Ansteckens auszusetzen, was für ein eingebildetes Vorbauungsmittel man auch angewendet haben möge, denn es ist kein besser Präservativ wider die Seuche, als das Vieh reinlich zu halten, und es von allem, was inficirt ist und inficiren kann, zu entfernen.

k) Daß es unnütz sey, die Thiere innerlich mit hitzigen theuern Arzeneien zu quälen.

l) Daß, wenn der Mist blutströmicht und sehr stinkend, man, ohne auf den Todt des Thieres zu warten, selbiges auf einen bedeckten Karren in eine 10 Fuß tiefe Grube schaffe, welche von beurbartem Land entfernt ist, daselbst das Thier töde, dessen Haut zerschneide, unter einen Haufen grosser Steine und Dörner verscharre, dann darauf viel Queckensamen schütte und endlich den Haufen mit 3 bis 4 Fuß hoch Erde erhöhe und bedecke.

m) Daß zur Wegschaffung des schädlichen faulen Gestanks nichts besser sey, als der Dampf von Weineßig, Feuer, heiß Wasser zum reinigen der Ställe, oder die

die Zerstöhrung und Wiederherstellung des Eingeweids und Ueberzugs derselben.

Wer aber lieber um 18 gute Groschen oder 1 fl. 20 kr. Conventionsgeld ein sicheres Arcanum und bewährt gefundenes Präservativmittel mit glaubwürdigen Attestaten versehen, kaufen will, kann die Frankfurter gelehrte Zeitung, die es von Dr. Anton Hains erfunden anzeigt, lesen Nro. 84 den 21ten Octbr. 1777, wo er auch die trostreiche Versicherung finden wird, daß man so gar das schon angesteckte Vieh curiren kann, und kürzlich viele in Offenbach curiret hat, und dabey wird tacite zu verstehen gegeben, daß Haller, Camper, Paulet und andere, die solche Curen leugnen, die Sache nicht verstanden und zu faul gewesen, sie verstehen zu lernen. Süß ist ohne Zweifel die Hofnung, einem Uebel abhelfen zu können, aber eine bittere Anmerkung über das Menschengeschlecht ist, daß sich nicht nur Seigneur Ogul einbilden lassen, ein gekochter Basiliske werde ihn heilen, sondern daß auch die verständigste Leute dergleichen Versprechungen mit beiden Händen ergreiffen, weil man, nach alter Sage, gern glaubt was man wünscht, und selten sich träumen läßt, daß Schaden herauskommen werde. Ich will zugeben, daß es vernünftig sey, dem an der Seuche kranken Vieh mit Arzeneien helfen zu wollen, aber auf diese Arzeneien sich zu verlassen, und darüber zu versäumen, einen Ort vor der Ansteckung zu bewahren, ist das Gegentheil. Schließlich muß ich noch zur Warnung anzeigen, was man zwar in hiesigen Landen noch nicht bemerkt hat, aber in andern gefunden, daß nicht nur das Fleisch von kranken Thieren zu geniessen schädlich, wie es die Soldaten, unter vielen andern Exempeln vom Regiment Royal Baviere erfahren, sondern daß auch der Landmann, der mit dem kranken Vieh umgeht, am allermeisten aber die, so das an der Seuche verreckte aufhauen, nicht ohne Gefahr der Ansteckung lebt. Zeugnisse von 1774

von dem was auf der Insel Guadeloupe geschehen, stehen in Herrn Opitz Uebersetzung S. 63.

Ein merkwürdiges Beyspiel findet man in Paulet 1 Th. S. 226. Eine Frau gab einem kranken Thier ein Arzeneimittel ein, das ihm ein junges Mädchen nicht geben wollte, und steckte darauf die Hand, die sie aus dem Maul des kranken Thieres zurück genommen hatte, in den Busen des Mädchens. Das Mädchen bekam hierauf ein Fieber, eine Geschwulst und Blattern an der Brust und starb.

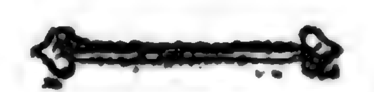
Herr Hartmann, der dieses erzählet, hat in den schwedischen Abhandlungen 20 Th. p. 54 die Wirkungen des Seuchengifts durch ein noch anderes Beyspiel beschrieben.

Ein Bär, welcher ein an der Seuche gefallenes Thier ausscharrte, erkrankte selbst daran. Ein Bauer traf diesen Bär an, tödete ihn und zog ihm die Haut ab. Kaum war er nach Hause gekommen, als er krank wurde und starb. Es wurde vom Magistrat befohlen, die Haut zu verbrennen. Der Pfarrer aber hatte sie vor seine Leichengebühr angenommen und ließ sie von einem andern Bauren gar machen. Dieser und zwey andere, die ihm bey der Arbeit halfen, wurden ebenfalls krank und starben. Es kam von neuem Befehl, diese Haut zu verbrennen und auch das Haus, worinn sie zubereitet worden. Ist es möglich, sagte der Pfarrer, daß diese Haut den Todt verursachen kann, er rieb noch daran, kurz darauf wurde er krank, und starb auch.

Eine Seuche ist freylich mehr ansteckend, als die andere.

Alles beweist, daß die Seuche für Thiere ansteckend ist. Ich habe nach meinem besten Wissen und auf die Autorität der besten Schriftsteller gesagt, wie die Ansteckung am sichersten zu verhindern sey.

S.



Der Kiebitz

Dieser Vogel gehört nach dem Linné in die Ordnung der Stelzenläufer und in das Geschlecht der Strandläufer; er ist 1 Schuh 1/2 Zoll lang, der Schnabel, welcher 1 Zoll, 9 Linien lang ist, ist schwarz, gerade, rundlicht und nach der Spitze zu etwas verdeckt, aber dennoch dünne. Die obere Hälfte desselben ist etwas länger als die untere, die Nasenlöcher sind länglicht, die Zunge rinnenförmig, ungespalten, an der Spitze rund, und nicht gezahnelt. Die Augen sind groß und scharfsichtig, so daß der Vogel die Würmer von denen er lebt, noch unter der Erde entdeckt. Die Augenringe sind haselnußfarbig. Der Kopf von oben schwarzgrün mit einem herabhangenden Federbusch von eben der Farbe, der sehr lang ist. Vor den Augen ist ein schwarzer Streif. Kähle und Schläfe sind an den Exemplaren, die sich in dem Kabinet der Durchl. Prinzessin Friederike zu Hessen befinden, ganz weiß, an andern mit etwas Röthlichem vermischt; der obere Hals grau, der untere über der Brust schwarzgrün, und an der Spitze der Federn weiß gesäumt; der Rücken ist glänzend braun, blau, grün und purpurroth gemischt. Brust, Bauch, Schenkel sind weiß. Der Hintern hellbraun, bei andern ins Grüne spielend. Die Flügel halten ausgebreitet von einer Spitze zur andern 3 1/2 Schuh; wenn sie auf dem Körper liegen, so gehen sie beinahe bis an die äusserste Spitze des Schwanzes; sie sind breit und ihre obere Deckfedern sind wie der Hals gefärbt, nur mehr ins Grüne spielend. Der Schwingfedern sind 24, die alle schwarz sind, an den 4 bis 5 erstern bemerkt man ganz dunkelschmutzig weisse Spitzen. Der Schwanz ist 5 Z. lang und ungetheilt. Der Schwanzfedern sind 12, die 10 mittlere vom Kiel an bis zur Hälfte weiß, dann schwarz und endlich an der Spitze weiß eingesäumt. Die beiden äussersten sind ganz weiß, die bei dem Männchen von innen einen schwarzen Flecken haben, bei dem Weibchen

chen aber nicht. Die Deckfedern von oben und an den Seiten sind rostig roth, die Füsse ziemlich hoch, die Schenkel von unten von Federn entblößt, und der nackende Theil derselben schwarzröthlicht. Der Vogel hat vier Zähen, drei vornen und eine hinten. Die mittlere und äussere sind ein kleines Stückchen durch eine Haut verwachsen. Der Federbusch ist bei dem Weibchen etwas kleiner, und die Farben auf dem Rücken etwas matter, als bei dem Männchen. Die Nahrung dieses Vogels sind Insekten, besonders Würmer. Er hält sich deswegen in wässerichten und sumpfichten Gegenden in Afrika und in dem nördlichen Europa auf, und nistet auf erhöhte Stellen, z. E. auf Maylwurfshaufen, indem er sich in denselben eine Höhle macht, die er mit etwas dürrem Gras bedeckt, auch in Binsen. In unsrer Gegend findet man ihn bei Klein Steinheim jenseits des Mayns auf der sogenannten Steinheimer Heide sehr häufig. Er legt 4 bis 5 Eier, die oben sehr dick und stumpf, nnd unten spitzig sind, und von Farbe falb oder bräunlichgelb, durchaus entweder dunkelbraun oder schwarz gefleckt, und als eine Delikatesse gegessen werden, auch der Vogel selbst wird gegessen. Kaum sind die Jungen ausgekrochen, so führt sie das Weibchen aus dem Nest, und sucht ihnen Würmchen, die sie aber bald selbst finden lernen. Die Jungen können sich sehr geschwind verstecken, und würden schwer zu finden seyn, wenn nicht die Alten den Ort, wo sie versteckt sind, durch ihr Geschrey, das mit dem Namen dieses Vogels einige Aehnlichkeit hat, durch ihr ängstliches Hin- und Herfliegen und Herabstossen verriethen. Nach dem Ritter Linné sollen sie die Krähen, die in Schweden und Norwegen den Lämmern die Augen aushacken, verjagen.

G.

Der

Der Autor und sein Freund.

F. Sprich, Freund, warum gekrümmt, so fleis-
sig, einsam, hager
Schreibst du noch Mitternachts bey blasser
Lampen Schein?

A. Als wenn du mich nicht kenntst! — Mich
wundert so ein Frager,
Muß denn die Nachwelt nicht durch mich
belehrt noch seyn?

F. Freund, laß die Nachwelt gehn! Sie wird
sich selber retten;
Schau nur auf deine Welt, und lebe recht
für die!

A. Die Nachwelt denkt an mich: das hab ich
Lust zu wetten —

F. Gewiß weit weniger, als du, mein Freund,
an sie!

Nachricht.

Von des sel. Hrn. Superint. Ballhorns außerlesenen Bibliothek wird der erste Theil, welcher die schönen Wissenschaften und die Historie begreift, den 22ten Apr. und folgende Tage zu Hannover verauctionirt werden. Der Catalogus ist im Waisenhause einzusehen.

Druckfehler.

Im Siebenten Stück S. 51. Z. 22. vergnügten Kräften, muß heissen verjüngten. S. 53. Z. 22. machte, muß heissen: machten. S. 55. Z. 2. dieser Freuden der Natur leeren, muß heissen: an Freuden der rc.

Hanauisches Magazin.

Zehentes Stück.

Ueber die nothwendige Verbesserung der Erziehung und des Schulwesens, besonders auf dem Lande.

Wenn ich mir einen Staat vorstelle, dessen Mitglieder, vom ersten bis zum letzten, lauter verständige und gute Menschen wären, die sich einander aufrichtig liebten: Dann wünschte ich unter so glückseligen Menschen lieber ein Taglöhner zu seyn, als ein Befehlshaber über Millionen von der entgegengesetzten Beschaffenheit. Es kommt nun freylich nicht darauf an, was ich mir in Gedanken vorstelle, und was ich wünsche: aber an dem, was wahr und gut ist, muß doch einem jeden Menschen alles gelegen seyn; und glücklich müssen sich diejenigen schätzen, in deren Macht es stehet, das Wahre und Gute zu befördern.

Können wirkliche Staaten die ganze Vollkommenheit des vorhin gedachten idealischen Staats nicht erreichen: so können sie doch nach und nach sich derselben nähern. Beruhet die Glückseligkeit eines Staats hauptsächlich auf der moralisch guten Beschaffenheit seiner Mitglieder, welches wohl keines Beweises bedarf; hängt die moralische Beschaffenheit eines Menschen grösten Theils von der Erziehung ab, die er in seiner Jugend genießt: so muß gewiß für den Regenten, dessen edle Seele den grossen Wunsch fühlt, ein Vater glücklicher Unterthanen zu seyn, die Erziehung der Jugend und das Schulwesen zu einer wichtigen Angelegenheit werden. Und dann

erst, wenn die Grossen dieser Welt die hierauf abzielen den patriotischen Vorschläge recht unterstützen, können die für die Wohlfarth der menschlichen Gesellschaft so dringend nöthige Verbesserungen zu Stande kommen.

Ich will meine Betrachtungen über diesen Gegenstand jetzt vorzüglich auf die Erziehung und Unterweisung der Kinder des Landvolks einschränken. Das Landvolk macht den grösten und unentbehrlichsten Theil eines Staates aus; und gewiß verdienen diese guten arbeitsamen Leute mehr Achtung, als der vornehmste Müssiggänger der Stadt. Gleichwohl wird sehr wenig an eine bessere Cultur dieser so nützlichen und so unentbehrlichen Menschen gedacht. Denn was hier und da zu diesem Zweck geschieht, ist immer noch sehr wenig in Vergleichung gegen das, was nicht geschieht. Ich will jetzt die Nothwendigkeit, dem Landvolk eine bessere Bildung des Verstandes und des Herzens zu verschaffen, als demselben gewöhnlich gegeben wird, nicht aus Gründen der Religion, ob diese gleich die wichtigsten und stärksten für jeden Christen seyn müssen, herleiten, sondern selbst aus den Grundsätzen der Kameralphilosophie. Die Vermehrung der Einkünfte des Staats sey also mein vornehmstes Augenmerk. Vorzüglich muß demnach dafür gesorgt werden, den Ackerbau und die Viehzucht, mit einem Worte die Landwirthschaft, zu einer größern Vollkommenheit zu bringen. Denn je mehr die Felder tragen, desto mehr bekommt die Herrschaft an Zehenden. Je mehreres Geld der Bauer aus seiner Viehzucht lösen kann, desto mehr wird an Accise bezahlt u. s. w. Welcher Bauer wird aber wohl seiner Landwirthschaft am besten vorstehen, und am meisten vor sich bringen: der dumme und eigensinnige, oder der verständige und lenksame? Der Bauer, welcher denken und überlegen, und frey von Vorurtheilen einen ihm gegebnen guten Rath prüfen kan, und welcher alsdann auch zur Befolgung des guten Vorschlags willig ist — ein Mann, der Fleis

und

und Ordnung und Rechtschaffenheit beobachtet, wird es offenbar in seinem Nahrungsstande weiter bringen, als der unwissende, starrköpfige und unordentliche. Wie mancher guter Vorschlag, zu dieser oder jener Verbesserung wird auf Dörfern blos durch das Geschrey verworfen: es soll beym Alten bleiben! So schwach ist bey den meisten die Sehkraft ihres Verstandes, daß der blosse Schein einer Neuerung sie gegen ihren wirklichen Nutzen blind machen kann.

So wichtig also für den Staat jede mögliche Verbesserung des Nahrungsstandes ist, eben so wichtig muß aus eben dem Grunde, wegen des genauen Zusammenhanges, die bessere Bildung der Seelen des Landvolks seyn. Ausser den berührten Vortheilen würde daraus, wenn die Unterthanen lauter verständige und gutdenkende Leute wären, auch dieser erwachsen, daß von den Einkünften des Staats weniger an Besoldungen ausgegeben werden dürfte. Die Regierung guter, friedfertiger, gehorsamer Unterthanen würde weniger Mühe verursachen, und weniger Arbeit könnte alsdann auch durch wenigere Personen verrichtet werden. Die Hälfte der Besoldungen wäre alsdann vielleicht zu ersparen.

Aber lauter verständige, gute, friedfertige Menschen — wann werden wir die bekommen? Freylich werden wir das nicht erleben. Die menschliche Gesellschaft wird auch vielleicht niemals so ganz rein von bösen Mitgliedern werden, wenn auch künftig die Jugend nach den besten Grundsätzen aufs sorgfältigste erzogen wird. Aber daran ist doch wohl nicht zu zweifeln, daß unter dieser Voraussetzung die Anzahl der bösartigen nach und nach sehr merklich abnehmen müsse, und daß sie alsdann, wenn ihrer nur wenige sind, desto weniger Einfluß auf die Wohlfarth der ganzen Gesellschaft haben können. Immer würden noch die im vorhergehenden gedachten Vortheile statt finden.

Soll eine bessere Erziehung und Unterweisung der Jugend zu Stande kommen, so müssen erst, ehe einer von denen hierauf abzielenden Vorschlägen, dergleichen schon viele von würdigen Männern geschehen sind, oder ein eigner neuer desfals zu entwerfender Plan, ausgeführet werden könnte, die Hindernisse dieser so nöthigen Verbesserung aus dem Wege geräumet werden. Die Schuljugend auf dem Lande muß nach bessern Büchern und in mehreren nützlichen Dingen unterrichtet werden, als nach dem bisherigen Schlendrian geschiehet. Das ist wahr; und die Einführung tauglicher Schulbücher, deren schon genug vorhanden sind, oder dergleichen noch verfertigt werden könnten, würde keine Schwierigkeit finden, wenn man, wie billig, solche Bücher aus denen ad pios usus bestimmten Geldern anschafte, und sie dem armen Landmann umsonst gäbe — wenigstens bey der ersten Einführung. Aber so nothwendig bessere Schulbücher sind; so wird doch dadurch wenig oder nichts ausgerichtet werden; so lange wir nicht tüchtigere Schullehrer bekommen. Wie kann der Mann, dessen gantze Geschicklichkeit darinn besteht, daß er auf der Orgel zur Noth einen Choral spielen, die Kinder im Lesen und Schreiben allenfals unterrichten, und sie den Katechismus u. d. gl. ohne Verstand auswendig lernen lassen kann, und dem nun seine Methode, die er etwa von seinem Vater ererbet, oder seinem vormaligen alten Schulmeister abgelernet hat, zum Mechanismus geworden ist; wie kann der nun noch eine bessere Methode annehmen, und neue ganz anders eingerichtete Schulbücher, als deren er bisher gewohnt war, mit der Jugend gehörig tractiren? — Die Schulen müssen also mit tüchtigern Lehrern besetzt werden. Und auch dieses ist eine schon oft gesagte Wahrheit. Zur Probe, um zu sehen, was heraus kommt, wollen wir nun einmal eine Dorfschule mit einem Manne besetzen, der alle Eigenschaften des Verstandes und des Herzens, die einen vollkommenen Schulmann ausmachen, an sich hat. Er soll nun, wie es bisher auf

vie-

vielen Dörfern nicht anders war, 80 bis 100 Kinder und drüber, Knaben und Mädchen durch einander, von ihrem 7ten bis zurückgelegten 14ten Jahre, täglich 6 Stunden im Winter, und im Sommer nur etliche Stunden in der Woche, die noch dazu von den meisten Kindern versäumt werden, unterrichten und sie zu vernünftigen und guten Menschen bilden. Ist das nicht zu viel für einen Mann? und ist die zum Unterricht bestimmte Zeit nicht zu wenig für die Jugend? Diejenigen, die lesen können, müssen Stunden lang stumm da sitzen, und das Buchstabiren der Kleinern und das Stammeln derer, die zu lesen anfangen, ohne Nutzen anhören; anstatt daß sie, wenn sie von den Kleinern abgesondert wären, während solcher Zeit noch manche brauchbare Unterweisung hätten geniessen können. Und wie viel weniger kann in den wenigen Stunden der Sommerschule ausgerichtet werden? Es ist darum auch nicht zu verwundern, daß Kinder mit ganz guten Köpfen doch einige Jahre damit zubringen, bis sie lesen lernen, welches, wenn auf jedes Kind in der Schule mehr Zeit verwendet werden könnte, in einem halben Jahre zu erlernen wäre. Kurz, ein einziger, wenn er auch der geschickteste und der redlichste Mann ist, kann nicht so viele Kinder, von so ungleichem Alter und so verschiednen Fähigkeiten, gehörig bearbeiten. Zween Schullehrer wenigstens müste man auf jedem Dorfe haben. Die bisherigen Schulmeister möchten bleiben, was sie sind. Sie hätten die Anfänger zu unterrichten, bis dieselben fertig lesen und schreiben könnten u. s. w. Nun würden die Kinder dem Lehrer der obern Klasse übergeben. Was sie nun bey dem noch bis zu ihrer Confirmation zu lernen hätten, und was sie lernen könnten, das würde sich leicht bestimmen lassen, wenn wir nur erst an jedem Orte für einen solchen Mann, der an der Aufklärung des versäumten Landvolks arbeiten könnte, eine hinlängliche Besoldung hätten. In Ansehung der Besetzung solcher Stellen gefällt mir die Einrichtung, die man schon längst

 anders-

anderswo hat, daß nämlich die im Examen tüchtig befundene Candidaten, ehe sie ins Predigamt befördert werden, eine Zeitlang an Schulen arbeiten müssen. Sie sind ordinirt und heissen Kapläne, und können dem Pfarrer, wenns nöthig ist, in seinen Amtsverrichtungen beystehen. Wird eine Predigerstelle vacant, so bekommt sie derjenige, der am längsten Kaplan war. Auf diese Weise könnte die Stelle des ersten Schullehrers jeden Orts mit einem Manne besetzt werden, der studiert hat, der sich in den Plan eines verbesserten Unterrichts der Jugend zu finden wüste, dem es nicht selbst an nöthigen Kenntnissen fehlte, und der auch in Erwartung einer bessern Beförderung, einige Jahre ohne Verdruß der beschwerlichen Schularbeit sich unterziehen würde. Der Mann wäre also da. Aber die Besoldung für ihn? —

Unterdessen wollen wir einmal über diese Schwierigkeit hinüber springen, wollen jede Dorfschule mit zween tüchtigen Männern besetzen, wollen die besten zweckmässigsten Bücher einführen, und das Schulwesen zur möglichsten Vollkommenheit erheben. Was kommt heraus? So viel gewiß, daß das künftig aufwachsende Landvolk einen geübtern Verstand, mehr Erkenntnis, weniger Aberglauben, vielleicht keinen mehr, und etwas feinere Sitten haben wird. Aber deswegen wird nicht bey jedem das Herz besser seyn. Die Erfahrung lehret, daß der Bauer, der etwas mehr Verstand hat, als andere, auch mehr Erkenntnis in den Wahrheiten der Religion, der wohl in Vergleichung gegen die übrigen ein Schriftgelehrter heissen kann, oft der übermüthigste, boshaftigste, unerträglichste und gefährlichste Mensch im Dorfe ist. Die Bildung des Herzens zur Tugend ist in der Erziehung die Hauptsache; und diese kann auch von den besten Schulanstalten nicht allemal als ein gewisser Erfolg erwartet werden. Der rechtschaffene Schulmann wird freylich seinen Lehrlingen Liebe zum Guten und Ab-

scheu

scheu gegen das Böse einzuflössen suchen, er wird, was er Fehlerhaftes in ihrer Gemüthsart gewahr wird, auszurotten bemüht seyn. Aber wird er auch seine Schüler, die er nicht länger, als in den Stunden der Unterweisung, unter seiner Aufsicht hat, und die sich in seiner Gegenwart wohl hüten werden, sich zu zeigen, wie sie sind, gehörig von ihrer moralischen Seite kennen lernen? Und wenn er sie auch aufs genaueste kennen lernte: wird er wohl die bösen Neigungen und Gewohnheiten, die das Kind unter der schlechten Zucht unverständiger oder gottloser Eltern bereits angenommen, und welchen es, wenn es aus der Schule kommt, wieder freyen Lauf lassen kann, zu verbessern im Stande seyn? In dem Fall gewiß nicht, wenn so gar die Eltern, wie besonders närrische Mütter thun, in Gegenwart des Kindes, das etwa über eine Unart, die ihm doch zu Hause verstattet war, in der Schule bestraft worden ist, auf den Lehrer schimpfen, und dadurch dem Kinde Geringachtung gegen ihn beybringen. Der Lehrer muß nicht allein bey seinen Untergebenen, sondern überhaupt bey der ganzen Gemeinde in einem gewissen Ansehen stehen, wenn der Zweck seines Amts erreicht werden soll; und Eltern dürfen nicht durch eine entgegengesetzte Erziehungsart seine Bemühungen fruchtlos machen.

Es ist also klar, daß durch blosse Verbesserung der Schulen für das Beste der menschlichen Gesellschaft nicht hinlänglich gesorgt wird, so lange nicht die ganze Erziehung eine bessere Beschaffenheit bekommt. Die Eltern, so wie sie jetzt sind, nur wenige ausgenommen, verstehen keine Kinderzucht, lassen ihre Kinder ohne Bildung der Seele aufwachsen, und verderben noch dazu die natürlich gute Anlage derselben. In den ersten 7 Jahren kann schon viel Böses in das Herz einwurzeln, viel Eigensinn, viel Hochmuth, viel Falschheit und Tücke, viele Undankbarkeit, viel Misgunst und dergleichen. In der Schule wird das Kind freylich hören, wie häß-

lich

lich das alles sey, aber es wird deswegen seine Natur schwerlich ändern, wird vielleicht nicht einmal daran denken, daß es diese häßlichen Eigenschaften an sich habe. Und wenn auch etwa, so lange die Schuljahre dauern, der Ausbruch dieser bösen Neigungen ein wenig zurückgehalten wird, sollte nicht mit dem 15ten Jahre, wo die Erlassung aus der Schule geschieht, und der junge Mensch sich nun in Freyheit glaubt, jede Leidenschaft stärker aufbrausen? Das Beyspiel der Eltern und anderer, mit denen sie umgehen, die Grundsätze einer verkehrten Sittenlehre, die sie hören, werden bald den in der Schule genossenen Unterricht von Seiten der Moral in ihrer Seele auslöschen.

(Der Beschluß folgt.)

Anfrage.

Eine gewisse Familienurkunde, die ein Oberst Friedrich von Stepffenberk gestellt hat, ist unterzeichnet: „Datum „im Feldlager vor Mumern, am 24ten August, Anno „1552.„ Da sich aus der Urkunde selbst nicht errathen läßt, bey was für einem Regiment und unter welchen Truppen dieser Oberst gedient habe, noch auch, was Mumern für ein Ort sey, so wünscht man nähere Nachrichten darüber zu haben.

Nachricht.

In Cassel wird den 30. März und folgende Tage eine gute Büchersammlung aus allen Wissenschaften versteigert werden, wovon der Catalogus im Waisenhause einzusehen ist.

Druckfehler.

Im 9ten Stück S. 69. Z. 5. u. 6. in der Note: da die Pachter ohne das schon gewiß sind: heist geneigt sind. Z. 7. zu Ende steht ihnen, heist gewiß. S. 78. Z. 4 statt 1/2 Zoll, setze 1 1/2 Zoll. Z. 6. statt verdeckt lies verdickt. S. 79. Z. 20. statt falb lies fahl.

Hanauisches Magazin.

Eilftes Stück.

Ueber die Bienenzucht.

Unter den mancherley neuen Entdeckungen, welche bisher zur Verbesserung der Bienenzucht durch den Druck bekannt gemacht worden, ist wohl keine so vorzüglich und vortheilhaft, als die von der Fränkischen Bienengesellschaft erfundene Art: einfache Bienenstöcke durch Untersetzung mehrerer Körbe in Magazinstöcke zu verwandeln. Durch diese magazinmäßige Einrichtung der Bienen können fast alle Endzwecke glücklich erreicht werden, worauf ein aufmerksamer Bienenbesitzer sein Augenmerk vornemlich zu richten pflegt. Die Bienen werden dadurch in sich selbst verstärkt; ihre Wohnungen werden durch Wegnehmung der älteren und Anbauung neuer Wachsrosen jährlich erneuert und verjüngt; man erndtet von einem in 3. oder 4. Körben bestehenden Magazinstock durch Abhebung des obersten eine ungleich grössere Quantität Wachs und Honig ein, als aus einem einfachen Bienenkorb kann geschnitten werden; und endlich kann man sich in der besten Zeit, wenn die volle Feldnahrung anfängt, Ableger oder junge Zuchtstöcke machen, und dadurch die Anzahl seiner Stammbienen nach eigenem Gutfinden vermehren. Die Bienenzucht in Magazinstöcken ist also in Ansehung dieser beträchtlichen Vortheile, der noch jetzt fast aller Orten üblichen, da man die Bienen in einfachen Körben zum Schwärmen stehen läßt, und im Herbst zu beschneiden pflegt, weit vorzuziehen, und verdient besonders in solchen Gegenden nachgeahmt zu werden, wo das sogenann-

te Heidenkorn gezogen wird, und zugleich auch die wilde Heide wächst; als welches bekanntlich die vorzüglichsten Gewächse sind, von deren Blüten die Bienen nicht nur ihren nothdürftigen, sondern auch einen überflüßigen Honigvorrath einsammlen können.

Der Verfasser dieses Aufsatzes, ein Bienenfreund in dem Hanauischen, hat seit einigen Jahren Versuche gemacht, diese neue Bienenmethode, nicht zwar im Ganzen und Künstlichen, sondern nur in dem Wesentlichen und Nützlichen, mit gutem Erfolge nachzuahmen, und kann von der Art, wie er dabey mit Weglassung dessen, was die Nachahmung ohne Noth erschweret, was kostspielig ist, und doch keinen wahren Nutzen schaffet, folgendes aus eigner Erfahrung mittheilen.

Ein Bienenhalter, der seine Bienen magazinmäßig anlegen will, hat seine erste und vornehmste Sorge auf eine zweckmäßige Einrichtung der Körbe zu richten; indem eben dadurch der wahre Nutzen der Magazine hauptsächlich muß befördert werden. Die bisher gebrauchte Fränkische Körbe, 10 bis 11 Zoll hoch, und 8 bis 9 Zoll weit, sind nicht so beschaffen, daß sie dem Zweck völlig entsprechen; denn will man 4. bis 5. dergleichen Körbe auf einander stellen, wie solches bey der Magazinzucht zu geschehen pflegt, so wird die Maschine zu hoch und zu schwankend, sie ist nicht wohl zu befestigen und zu behandeln. Gedachte Körbe haben statt des oberen Deckels ein Brett mit einem 4 zölligen Loch, welches mit einem Schieber versehen ist. Dieses alles aber, das Brett mit seinem Loch und Schieber ist nicht allein kostspielig, sondern auch unnöthig, und wegen folgender Ursachen schädlich: Auf dem Brett bleibt allerley Unrath von mülbigtem Gewirke und todten Bienen liegen, worinn die inneren Bienenfeinde, die Maden, eine bequeme Herberge finden. Wenn 4. bis 5. Körbe mit solchen engen Löchern auf einander zu stehen kommen

men, wird die innere Luft durch die Ausdünstung der Bienen zu sehr verdickt, die äussere Luft aber wird durch eben diese Löcher, zumal, da die Bienen sie noch mit Rosen verbauen, zu sehr gehemmt, sie kann ihre elastische Kraft nicht äussern, und weil sie wegen Mangel der Circulation nicht alle Theile und Winkel der Körbe durchdringen und erfrischen kann: so entstehet daraus Ruhr und andere den Bienen schädliche und tödtliche Zufälle. Die Bienen ziehen auch ungern durch das Deckelloch in den Untersatz, und wenn sie gleich in diesem ihren Ausflug haben, fahren sie dennoch fort, in den oberen Korb Honig einzutragen und Brut zu setzen, so lange noch leere Zellen darinn vorhanden sind. Da sie nun ihre Passage durch das enge Loch nehmen müssen, und daselbst bey starkem Flug eine grosse Menge zusammen kommt, welche theils hinauf, und theils herunter wollen, so kann es nicht anders seyn, sie müssen sich mit Gewalt durch einander hindurch zwingen, und sich eben dadurch in der besten Arbeitszeit ungemein aufhalten; Auch beym Abheben des oberen Korbs müssen die durch das Loch gebaute Rosen mit einem Drat durchschnitten und dadurch die Bienen irritirt werden.

Alle diese Ungemächlichkeiten habe ich dadurch glücklich vermieden, da ich meine Körbe auf folgende Art verfertigen lassen: Es wird nemlich ein solcher Untersatzkorb von gewöhnlichen Strohringen geflochten und höchstens nur 8. Zoll hoch, und 11. Zoll im Durchschnitt und Lichten weit gemacht. Alle Körbe müssen von oben bis unten eine gleiche Weite haben, auch oben wie unten offen seyn, damit sie bey dem Untersetzen desto fester stehen und zu allen Magazinen ohne Unterschied können gebrauchet werden, auch mehrere zusammengesetzte Körbe ein gutes Ansehen bekommen, und als ein einziger grosser Korb in die Augen fallen. Wenn man die Strohringe, wie gewöhnlich, einen guten Zoll dick flechten läßt, so werden zu einem solchen Korbe 6. Ringe erfor-

fordert. Aus dem untersten Ring wird ein Stück, 5. Zoll lang, herausgeschnitten, und in diesem Ausschnitt ein Stücklein Holtz, welches eben so dick und rund, als der Ring geschnitzt seyn muß, um die Oefnung auszufüllen, eingeflochten. In dieses Höltzgen wird das Flugloch 4 1/2 Zoll in die Länge und 1/2 Zoll in die Höhe eingeschnitten, und um solches an den Korb desto besser zu befestigen, muß es 7 Zoll lang seyn, damit an dessen beyden Enden ein Zoll übrig bleibe, welcher eines kleinen Fingers dick geschnitzt und zu beyden Seiten in den abgeschnittenen Strohring eingesteckt wird. In eben dieses Hölzgen werden über dem Flugloch kleine Löchlein mit einem spitzigen glühenden Eisen durchgebrannt, um solches vermittelst weidener Schienen auch an den oberen Ring befestigen zu können. In der Mitten des Korbes wird zu Vesthaltung der Wachstafeln das gewöhnliche hölzerne Kreuz eingesteckt. An statt des Korbdeckels wird ein einfacher Ring, accurat so dick und weit, wie die Ringe an dem Korbe sind, besonders geflochten, und in denselben 6. Stäbchen neben einander in gerader Linie, jedes 5/4 Zoll breit, 1/4 Zoll dick, und 1/2 Zoll von einander abgesondert, eingesteckt, so daß sie den ganzen inneren Raum des Rings ausfüllen und die Form eines runden Rostes bekommen, dergleichen man zum braten der Würste gebrauchet. Die Stäbchen müssen an ihren beyden Enden ein wenig gespitzet seyn, um zu beyden Seiten in den Ring gesteckt zu werden, und damit sie sich bey dem Einstecken beugen lassen, und nicht entzwey brechen, von grünem Hasel = oder Birkenholz gemacht werden Wird nun dieser Ring auf den Korb gelegt und mit 4. hölzernen Nägeln auf denselben gestiftet, so ist er alsdann zum Untersetzen fertig. Die Ursache aber, warum dieser Ring nicht mit Schienen auf den Korb angeflochten, sondern statt eines Deckels aufgeleget und angestiftet wird, ist diese: daß man einen vollen Korb, den man abheben und benutzen will, mit leichter Mühe hinwegnehmen kann, ohne

ne deswegen die obere Stäbe zu zerbrechen, auch hernach die Zusammenfügung durch Einsteckung der herausgezogenen Nägel leicht geschehen möge.

Durch Körbe dieser Art, die ein jeder Korbmacher nach der davon gemachten hinlänglichen Beschreibung eben so leicht als andere, und um einen mäßigen Preiß (für die meinigen zahl ich 12 bis 15 kr.) verfertigen kann, ist man im Stande, alle Absichten zu erreichen, welche durch die bisher üblichen nicht konnten erhalten werden. Weil die Stäbchen in solcher Reihe eingesteckt werden, wie die Bienen ihre Wachstafeln bauen: so pflegen sie durch dieselben gern in den Untersatz zu ziehen und den Rosenbau unter den Stäbchen anzufangen. Der zwischen denen Stäbchen befindliche Zwischenraum von 1/2 Zoll, verschaft nicht nur den Bienen einen leichten und ungehinderten Durchgang aus einem Korb in den andern, sondern dient auch der äusseren frischen Luft, die ihnen zur Gesundheit und zum Brutsetzen höchstnöthig ist, zum freyen Durchzug in alle Körbe. Sie werden durch die Stäbchen verhindert, daß sie die Rosen des oberen Korbes mit denen Rosen des unteren Korbes nicht verbinden können, und dieses schafft den Vortheil, das man den oberen Korb bey dessen Benutzung sehr leicht ohne Drat und ohne die mindeste Verletzung der Rosen in dem unteren Korb abheben kann. In den gewöhnlichen Körben bauen die Bienen willkürhlich. Sie richten die Reihen der Rosen nicht immer der Länge nach gegen das Flugloch, sondern setzen sie oft in die Quäre; da denn die vorderste zunächst an dem Flugloch stehende Rose denen hinteren die Luft benimmt. Hier aber kann man sie nöthigen, daß sie die Anlage ihres Rosenbaues nach unserm Willen machen müssen, wenn man nemlich den Ring, worinn die Stäbchen befindlich, so auf den Korb legt und anstiftet, daß die Stäbchen der Länge nach gegen das Flugloch gerichtet werden. Zu jedem Stock, den man zum Magazin bestimmt,

muß

muß man gleich im Anfange 3. bis 4. von diesen Untersatzkörben vorräthig haben. Das Untersetzen selbst muß im Frühjahr bald nach Petri geschehen, da die Bienen gewöhnlicher massen gereiniget werden. Man wählt zu Magazinen nur blos die starken und volkreichen Stöcke; denn die schwachen sind dazu nicht tauglich, und müssen so lange in einfachen Körben stehen bleiben, bis sie sich erst durch junge Brut hinlänglich verstärkt haben. Einen solchen starken Stock, den man zu einem Magazin bestimmt hat, kehrt man gegen Abend herum, setzt ihn auf den Deckel, und nachdem man die Bienen mit Rauch von den Rosen ab, und tiefer in den Korb getrieben hat, schneidet man mit einem ovalen Bienenmesser eines Zolls breit von dem unteren Theil der Wachstafeln weg, weil die Bienen an frisch geschärften Rosen lieber, als an dem Rande der alten fortbauen. Nach dieser Verrichtung wird einer von den obenbeschriebenen Untersatzkörben untergeschoben, und der Mutterstock drauf gestellt, worauf dessen Flugloch nebst allen Oefnungen, die sich zwischen beyden Körben befinden, mit dünnem Rinderkoth wohl verschmieret werden, damit die Bienen ihren Aus- und Eingang durch das Flugloch des Untersatzkorbes nehmen müssen. Dieser aufgestellte Magazinkorb muß sodann nach Gelegenheit des Standes wohl befestiget und gegen das Umwerffen vom Wind und andere widrige Zufälle möglichst verwahrt werden.

Da die ordinären Bienenkörbe gemeiniglich unten 1. bis 1 1/2 Zoll enger sind als oben, so pflegt sich zuweilen der Umstand zu ereignen, daß der Stock, den man zu einem Magazin machen will, auf den Untersatz nicht paßt; indem dieser weiter ist, als jener. In diesem Fall aber hat man doch nicht nöthig, zu einem Fränkischen Lochbrette seine Zuflucht zu nehmen, sondern man läßt in den Ring noch einen Ring von gleicher Dicke einflechten, und steckt die Stäbchen in den inwendigen Ring. Auf solche Weise kann man auch mit Körben zurecht kommen,

die

die unten ganz enge sind; man muß aber auf diesen Fall, der sich nur beym ersten Aufsetzen eines gemeinen Korbes, und hernach nicht wieder, zu ereignen pflegt, mit dergleichen aus zween Ringen bestehenden Korbdeckeln auf den Nothfall versehen seyn. Hindernisse dieser Art pflegen indessen nur bey der ersten Aufsetzung eines Mutterstocks und hernach nicht wieder vorzufallen, wenn man alle Untersatzkörbe von gleicher Weite verfertigen läßt.

Unter den im Frühjahr gemachten Magazinen werden zwar manche gefunden, die nicht eher als in der Mitte des Julius bey der Heidenkornblüte anfangen, Rosen in den Untersatz zu bauen; demohngeachtet aber muß doch das Untersetzen frühzeitig geschehen, nicht nur darum, damit sie durch den ihnen in dem untergesetzten Korb verschaften Raum vom Schwärmen abgehalten werden, sondern auch darum, weil das Untersetzen nicht ohne sonderliche Beschwerlichkeit, nicht ohne Gefahr, von vielen Bienen gestochen zu werden, auch nicht ohne Tödtung mancher Bienen abgehen kann, wenn man das Untersetzen so lange verschieben wollte, bis der zu einem Magazin bestimmte Stock allbereits mit einem jungen Schwarm versehen ist. Gegen Ende des Julius muß man untersuchen, wie weit der untergesetzte Korb mit Rosen angefüllet sey. Dieses geschiehet am sichersten durch den Augenschein, wenn man den Korb durch Jemand seitwärts beugen lässet, und von unten hinein siehet. Findet man, daß 2/2 des Untersatzes voll Rosen sind, muß man ungesäumt wieder einen leeren Korb, auf die nämliche Weise, wie den ersten untersetzen, und nicht warten, bis der Untersatz ganz voll ist; indem die Bienen alsdann, wenn sie wegen Mangel des Raums an dem Rosenbau gehindert werden, nicht so bald wieder fortzubauen pflegen. Wenn die Witterung zum Eintragen sehr günstig wäre, und die Bienen auch diesen 2ten Untersatz in der Mitte des Augusts auf 2/3 angebauet hätten, setzet man den 3ten unter, welchen man jedoch, wenn sie denselben ganz leer lassen, vor Winter wieder hinwegnimmt. In den folgenden Jahren fährt man fort, ihnen so oft einen Untersatz zu geben, so oft der unterste Korb beynahe voll ist, sollten auch 5. bis 6. Körbe auf einander zu stehen kommen.

Wenn nun ein solcher Magazinkorb in dem 2ten Jahre nebst dem oberen Mutterkorb 2. Untersätze mit Honigrosen solte ange-

gefüllt haben, und man durch Hebung desselben mit den Händen, oder vermittelst einer Wage, welche leicht anzubringen ist, die gewisse Versicherung hat, daß er wenigstens 60. Pf. schwer sey: so kann man den oberen alten Korb im Anfang des Septembers abheben und zu gute machen. Ehe aber das Abheben dieses Korbes geschieht, löst man vorher dessen Deckel ab, treibt die darinn vorhandene Bienen durch Rauch in den Untersatz, und so bald der Korb abgehoben ist, wird sogleich der von demselben abgelösete Deckel mit hölzernen Nägeln auf den Untersatzkorb gestiftet und wohl verschmieret. Sollten in dem abgehobenen Korbe noch Bienen befindlich seyn, so trägt man ihn etwa 20 bis 30. Schritte von dem Stande weg, da sie denn, so bald sie den Verlust ihrer Königin inne werden, und man ein wenig mit den Händen an, die Seiten des Korbes schlägt, denselben ganz willig verlassen und nach dem Untersatz zurück kehren.

Nur ist hierbey die Vorsichtigkeit zu beobachten, daß man einem Magazinstock bey der erstmaligen Benutzung ja nicht zu viel von seinem Vorrath raube. Sollte er in dem zweiten Jahre das vorerwähnte Gewicht von 60. Pf. nicht bekommen, und nicht wenigstens 3. Körbe mit Honigrosen angefüllt haben, so ist es weit rathsamer, ihn bis in das dritte Jahr unbenutzt stehen zu lassen, als um einer allzufrühzeitigen Ausbeute willen sein Zunehmen zu verhindern, oder wohl gar seinen Ruin und Abnehmen zu befördern. Man kann ihm hernach, wenn die Honigerndte ergiebig ausfällt, an statt eines Korbes, wohl zwey nehmen; doch allezeit mit der nöthigen Vorsicht, daß er nach diesem Verlust noch 40. Pf. schwer bleibe, und also nicht nur über den Winter, sondern auch bis in deu folgenden Sommer hinein, mit hinlänglichem Vorrath versehen sey.

Gleichwie nun dergleichen Magazinstöcke um des beträchtlichen Profits willen, den man davon ziehen kann, sehr zu empfehlen sind: Also haben sie auch noch aus einem andern Grunde einen vorzüglichen Werth vor den einkörbigen Stöcken, welcher darinn bestehet: daß sie bey einer ordentlichen Pflege, und wenn man ausserordentliche Unfälle ausnimmt, viele Jahre dauren können, und dem ohngeachtet ihrer innerlichen Güte nach, nicht älter und schlechter werden, sondern immer in einerley Zustande bleiben, denn so viele Körbe mit älteren Rosen man oben abhebt, eben so viele müssen sie vorher mit neuen Rosen unten angebaut haben. S——r.

Hanauisches Magazin.
Zwölftes Stück.

Beschluß der im 10ten Stück abgebrochenen Abhandlung von der Verbesserung des Schulwesens und der Erziehung auf dem Lande.

Wie aber ist die verderbte Kinderzucht thörichter oder bösartiger Eltern zu verbessern? Auf einmal kann das freylich nicht geschehen; und ohne Hülfe der Obrigkeit gar nicht. So lange die Eltern glauben, die Kinder würden nur für sie gebohren, und sie hätten das Recht, die Leibeskräfte ihrer Kinder ohne Rücksicht auf ihre Seelen eben so zu ihrem häuslichen Nutzen zu gebrauchen, wie die Stärke ihres Rosses zur Arbeit: so lange werden sie sich auch berechtigt halten, ihre Kinder nach ihrem eignen Belieben zu erziehen, so wie sie nach eignem Belieben ihr Zugvieh abrichten können. Aber Kinder gehören nicht den Eltern allein zu, werden nicht allein um ihrentwillen gebohren; sie gehören dem Staate, sie werden für die menschliche Gesellschaft gebohren. Der ganzen menschlichen Gesellschaft ist daran gelegen, daß sie zu guten Mitgliedern erzogen werden; dem Staate muß daran gelegen seyn, daß mit den Kindern gute brauchbare Unterthanen aufwachsen. Die Erziehung müßte also nicht dem Willkühr der Eltern gänzlich überlassen werden. Die Obrigkeit hat sich dieser Sache, die in der Wohlfarth des Ganzen einen so grossen Einfluß hat, mit allem Ernst anzunehmen. Oeffentliche Erziehungshäuser — o das währt noch lange, bis die erbaut werden. Aber das könnte doch einstweilen geschehen, daß eine vernünftige Erziehungsmethode für den Landmann entworfen, und jeder Hausvater und Hausmutter dieses

Buch fleißig zu lesen und ihre Kinderzucht darnach einzurichten angehalten würde. Der Prediger des Orts gäbe alsdann auf die Befolgung dieser Regeln acht, so viel ihm möglich wäre. Diejenigen Eltern, die ihre Kinder am besten erzögen, würden belohnt, die nachlässigen bestraft — aber weder das eine, noch das andere müste eben mit Gelde geschehen. — Diejenigen jungen Leute, welche heyrathen wollten, müsten zuvor in der Erziehungsmethode unterrichtet, und examiniret werden. Besonders müsten die Weibspersonen besser erzogen, und künftig besser unterrichtet werden, damit sie nicht als Mütter ihre Kinder aus Unverstande dem Moloch opferten. Beyde Personen, die sich einander heyrathen wollten, müsten, ehe sie die Erlaubnis dazu erhielten, ein Attestat vorzeigen, daß sie in der Lehre von der Kinderzucht examiniret, und mit der nöthigen Erkenntnis versehen wären. Diese Verkehrungen würden wahrscheinlicherweise viele aus der bisherigen Sorglosigkeit in Ansehung der Kinderzucht aufwecken, und viele vor künftiger Sorglosigkeit verwahren. Die Leute würden anfangen, die Erziehung für etwas wichtiges zu halten, wenn sie sähen, daß die Obrigkeit so sehr ihr Augenmerk darauf richtete.

Ich habe zwar oben gesagt, daß ich meine Betrachtungen vorzüglich auf die Erziehung der Kinder des Landvolks einschränken wollte. Das gilt aber eigentlich nur von dem, was in Absicht auf die nöthigen Schulverbesserungen erinnert worden ist, worunter die deutschen Schulen in den Städten natürlicher weise mit begriffen sind. Das hingegen, was von den gewöhnlichen Fehlern der Eltern in Ansehung der Kinderzucht, und von der Nothwendigkeit einer bessern Erziehung gesagt worden ist, geht den Edelmann, den Soldat, den Gelehrten, den Bürger eben so gut an, wenn er Vater ist oder werden will, als den Bauern. Ich kann nichts dafür, daß die gemachten Anmerkungen über die verwahrloste Erziehung der

Kinder sich eben so gut auf vornehme Eltern anwenden lassen, als auf das Landvolk.

Und nun alles zusammen gezogen. Blühender würde ein Staat werden, wenn den Kindern, besonders auf dem Lande, eine bessere Bildung des Verstandes und des Herzens gegeben würde. Das kann aber durch Verbesserung des Schulwesens allein, so nothwendig auch dieselbe ist, nicht geschehen. Die Eltern müssen zu einer vernünftigern Kinderzucht angehalten oder wenigstens ausser Macht gesetzet werden, die Seelen ihrer Kinder zu verderben. Und dazu werden Obrigkeitliche ernstliche Verfügungen erfordert. Wenn dann die Kinder von Jugend an von ihren Eltern zum Guten gelenket und in Schulen weiter ausgebildet würden: so würde über die menschliche Gesellschaft ein Licht hervorbrechen, wie die Morgenröthe, und ihre Besserung würde schnell wachsen. Ehre würde in einem solchen Lande wohnen, Güte und Treue würden einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen. Und wenn das geschiehet, dann bin ich wahrscheinlicher weise schon längst zu meinen Vätern versammlet. L.

Von deutschen Aufschriften auf Briefe.

Das Lächerliche der bisherigen Gewohnheit, französische Aufschriften auf Briefe zu machen, welche von einer deutschen Hand in die andere gehen, hat schon mancher Deutscher eingesehen. Viele auch in hiesiger Gegend haben sich Mühe gegeben, dieselben abzuschaffen, und dafür deutsche einzuführen. Wie viele Vorurtheile aber auch dabey zu bestreiten gewesen, wissen nur diejenigen am besten, welche sich mit dieser Reformation haben befassen wollen.

Obgleich nichts Widersinnigers erdacht werden kann, als eine Aufschrift auf einen Brief zu machen, deren

Sprache oft weder der Briefschreiber, noch derjenige, an welchen er gerichtet ist, am seltesten aber der Besteller, verstehet; so trift dieser Fall doch gar zu oft ein. Allein da bekommt man auch oft etwas über den Briefsteller zu lachen. Jener schrieb an einen Oberappellationsrath: A Mons. N. N. Conseiller du dernier jugement, und noch vor einigen Wochen sah ich folgende Aufschrift: A Mons. N. N. Gouverneur de Messeigneurs les Princesses. Einem jeden werden dergleichen und wohl noch lächerlichere Aufschriften bekannt seyn. Man kann ganze Sammlungen davon machen.

Der Hr. geheime Justizrath **Pütter** hat vorlängst in dem Hannöverischen Magazine seine Meinung öffentlich über die Unschicklichkeit der französischen Aufschriften geäussert, welche auch hernach besonders abgedruckt worden. Die Gründe welche er angiebt, um deutsche Aufschriften zu machen, sind für einen jeden, welcher einen Augenblick darüber nachdenkt, so auffallend, daß ich sie hier nicht wiederholen, sondern nur die von ihm empfohlene, und von Liebhabern der deutschen Sprache bereits eingeführte Art, deutsche Aufschriften zu machen, hierhersetzen, und noch Einiges, welches der Hr. geheime Justizrath nicht berühret, beyfügen will.

An einen jeden, er mag eine Bedienung haben wie er will, setze man den Amtstitel, und Geburtsnamen, und schreibe: **An Herrn Hofrath N. N. in N.** Ist aber der Brief an eine Person gerichtet, welcher man im persönlichen Umgange den Titel Excellenz giebt, so behält man auch diesen bey. Z. B. **An Seine Excellenz den Herrn geheimen Rath N. N. An Seine Excellenz den Herrn General-Lieutenant N. N.** So auch an grosse Herren: **Seiner Majestät dem römischen Kaiser. Seiner Majestät dem Könige in Preussen. Seiner Kurfürstlichen Gnaden zu Mainz. Seiner Herzoglichen Durchlaucht zu Mekkenburg-Schwerin. Seiner Hochgräfli-**

gräflichen Gnaden zu Wittgenstein. Eben so kurz können die Aufschriften an ganze Collegia gemacht werden. Z. B. An den Hochlöblichen Rath der Reichsstadt N. N. An den Stadtrath in N. An die Königliche, Kurfürstliche, Fürstliche, Gräfliche, Herzogliche Regierung, Kanzlei, Rentkammer.

An das Frauenzimmer höhern Standes verändert man nur das Wort Seine in Ihre — nicht Ihro welches altfränkisch ist — als: Ihrer Majestät der römischen Kaiserin. Ihrer Majestät der Königin in Preussen. Ihrer Durchlaucht der Kurfürstin. Ihrer Durchlaucht der Herzogin. Verheirathete Frauenzimmer geringern Standes, nehmen den Titel ihrer Ehegatten an. Z. B. An die Frau geheime Räthin N. N. gebohrne N. N. An die Frau Oberstin N. N. gebohrne N. N. An die Frau Sekretärin u. s. w. An diejenigen aber, deren Gatten keine Aemter und Titel führen, schreibt man: An die Frau N. N.. gebohrne N. N. Viele aber wollen nicht gerne Frau, sondern Madame genannt werden: Und so gehet es auch mit dem unverheiratheten Frauenzimmer. Mit dem schönen Ehrennamen Jungfer würde man bey dem Frauenzimmer, das schon etwas vornehmer geformt seyn will, schlecht ankommen; Es muß alles gemadamt, gemamsellt seyn. Madame, Mademoiselle, ja, das klingt ganz anders! darinn liegt das Je ne sais quoi, aus dem man machen kann, was man will; und freylich gehet das mit dem Worte Jungfer nicht an. Bis also mehr deutscher Geist in unsere Frauenzimmer kömmt, so schreibe man wenigstens die Madame und Mademoiselle mit deutschen Buchstaben, z. B. An Madame N. N. gebohrne N. N. An Mademoiselle N. N. Unterdessen mache man den Anfang, wie schon viele thun, bey seinen Anverwandten, und guten Freundinnen, und nenne sie Frau und Jungfer, so wird es

hoffentlich nach und nach allgemeiner. Bey den Aufschriften an verheirathete Frauenzimmer, darf der Familienname nicht ausgelassen werden. In grossen Städten trägt es sich sehr oft zu, daß mehrere unter gleichem Namen verheirathet sind, und es fehlet nicht an Beyspielen, daß hierdurch Briefe in unrechte Hände gekommen sind. Die Aufschriften an Frauenzimmer, welche zwar unverheirathet sind, allein weibliche Bedienungen haben, richten sich nach diesen. Z. B. An die Frau Dechantin N. N. An die Frau — Das Fräulein Oberhofmeisterin N. N. An das Hoffräulein N. N. Oder auch: An Ihre Gnaden die Frau Oberhofmeisterin N. N. An Ihre Gnaden das Hoffräulein N. N. Weil diesen Personen im Umgange der Titel: Ihre Gnaden gegeben wird. So schicklich es ist, daß man bey Aufschriften auf Briefe diejenigen Titel beybehält, welche man in mündlichen Unterredungen jemanden giebt; so unschicklich ist es bey Aufschriften Titel zu geben, deren man sich im Umgange mit der Person nicht bedient. Es ist also wider den Sprachgebrauch, wenn die Aufschrift gemacht wird: An des Herrn Regierungsrath N. N. Hochwohlgebohren oder Wohlgebohren. An des Herrn Amtmann N. N. Hochedelgebohren. An des Hr. Pfarrer N. N. Hochehrwürden. Denn niemand sagt im persönlichen Umgange: Ihre Hochwohlgebohren, Wohlgebohren, Hochedelgebohren, Hochehrwürden. Man bedenke nur die Absicht der Aufschriften, daß nämlich die Person, an welche sie gerichtet ist, deutlich bezeichnet werde, damit der Briefträger sie von andern unterscheiden könne. Wenn er nur den Titel oder Namen weiß, so ist ihm das hinlänglich. Ob er Hochwohl -- Wohl — Hochedelgebohren, hochgelehrt oder hochgeehrt sey, das hilft ihm nichts, folglich bleibt es weg, und gehört, wenn wir dann doch Titel haben wollen, nur in den Brief selbst.

Es

Es ist ein Fehler wider die deutsche Sprache, wenn man schreibt: An Herrn N. N. zu Hanau, es muß heissen in Hanau. Das Wort Franco ist eben so unschicklich als die französische Aufschrift selbst, statt desselben setze man, frey oder verkürzt, fr. Wird der Brief nur bis auf einen gewissen Ort bezahlet; so setzt man z. B. frey bis Giesen. Hat der Brief eine Einlage, so wird sie ebenfalls deutsch angegeben. Und so wird die ganze Aufschrift deutsch und natürlich. Wie lächerlich ist es nicht, auf einem 4 Finger breiten Papier, drey — ja viererley Sprachen zu gebrauchen, um sich verständlich zu machen! Ein Ausländer, welcher unsere Schwachheiten nicht kennet, muß unsere Sprache für höchst arm halten, wann er nachfolgende Aufschrift sieht, dergleichen es doch nicht selten giebt: A Mons. N. N. Franco. Einlage 20fl. da haben wir französisch, italienisch und deutsch, das lateinische Wort cito hinzugesetzt, so sind es viererley Sprachen. Ich gestehe, daß eine solche Aufschrift, die ich einst selbst schrieb, mich zuerst auf das Lächerliche dieser Gewohnheit aufmerksam gemacht hat.

Die deutschen Aufschriften auf vorbeschriebene Art, sind also vollkommen hinreichend zur Absicht derselben, so lange die Person, an welche ich schreibe, in dem Lande ist, in dessen Herrn Dienste sie steht. Ist sie aber ausser dem Lande, entweder für immer, oder auf eine Zeitlang, wie sich beides sehr oft zuträgt; so muß bemerkt werden, in welches Herrn Dienste sie sich befindet. So lange also die Person in des Landes Dienste steht, wohin der Brief gerichtet ist; so schreibt man: An Herrn Rath N. N. in N. N. ist sie aber auf eine Zeitlang ausser Landes, so schreibt man: An Herrn Kammerrath N. N. in Fürstlich Hessen-Hanauischen Diensten, dermalen (gegenwärtig) in Frankfurt. An Herrn Major N. N. in Herzoglich Meklenburg-Schwerinischen Diensten, dermalen in Hamburg. Ist aber der Officier im Lande, und zwar in einer Stadt, wo mehrere Regimenter in Besatzung liegen; so thut man wohl, wenn man den Namen des Regiments dazu setzt. Z. B. An Herrn Oberstlieutenant (Hauptmann, Fähndrich) N. N. vom löblichen Leibregiment in N. N.

Noch muß einem Einwurfe begegnet werden, welcher von einigen gemacht wird: Daß nämlich deutsche Aufschriften auf deutsche — französische hingegen auf französische Briefe gemacht werden müsten. Allein wer ein wenig an die Absicht der Aufschriften denkt, wird diese Ausnahme nicht machen, sonst müste man auch auf lateinische Briefe, dergleichen doch noch oft Gelehrte an einander schreiben, auch lateinische Aufschriften gemacht werden. Nein, die Regel bleibt ohne Aus-

nahme:

nahme: So lange der Brief in deutschen Händen bleibt, muß die Aufschrift deutsch lauten, der Brief selbst mag auch syrisch oder arabisch seyn. Geht aber der Brief ausser Deutschland, es sey nach welchem andern Lande es wolle; so mache man die Aufschrift französisch, weil diese unter allen lebenden Sprachen, doch wol die allgemeinste ist.

Gleich kurze Aufschriften müssen auch auf Briefe und Zettel gemacht werden, welche in dem Orte selbst von einem Freunde, oder einem herrschaftlichen Bedienten an den andern in Geschäften geschrieben werden. Allein, da sieht man oft so steife Dinger als ein Fischbeinrok. Z. B. An Se. oder gar An Ihro des Herrn N. N. Hochwohlgebohrne, Wohlgebohrne 2c. Kein Mensch sagt: Des Herrn Kammerjunkers Hochwohlgebohrne haben mir geschrieben, oder zu dem Bedienten: gehet zu des Herrn Regierungsraths Wohlgebohrne! Wozu also auf dem Zettel? ist es dann nicht viel natürlicher, und eben so höflich, auch noch verständlicher, wenn ich schreibe: An den Herrn Oberst N. N. An den Herrn Regierungsrath N. N. An den Herrn Hofjunker N. N. Wie lange wollen wir Deutsche uns noch den Vorwurf von den Franzosen machen lassen, daß wir so Titelsüchtig wären? Wir, die wir ihnen so vieles nachmachen, das uns nicht kleidet, warum lernen wir nicht auch von ihnen, das was gut, und der Natur gemäs ist; ihre Komplimente? Komplimente sind nichts bedeutende Worte, und deren soll ein verständiger und wohlerzogener Mann so wenig machen als möglich.

Unterdessen, da man nicht immer weiß, ob derjenige, an welchen man schreibt, dergleichen natürliche Aufschriften liebt, oder ob er nicht vielmehr dem steifen nichts bedeutendem Titelwesen ergeben ist; so muß man, wenn man an einen Vornehmern schreibt, behutsam dabey verfahren. Denn mancher Don Ranudo de Collibrados würde sich aufs äusserste dadurch beleidiget glauben. Es ermuntere deswegen einer den andern, dergleichen kurze Aufschriften zu machen, man komme den Geringern zuvor, und sage ihnen, daß man solche Aufschriften verlange, sonst werden sie, besonders an ihre Vorgesetzten, sich scheuen, das Hochwohlgebohrne und Wohlgebohrne auszulassen.

Auf die vorbeschriebene Art kann ein jeder Deutscher, ohne in Verlegenheit gesetzt zu werden, alle Aufschriften auf seine Briefe selbst machen, auch diejenigen, welche nicht französisch schreiben können, haben die Hand und den Rath eines andern nicht nöthig, und keiner wird aus einem Amtskeller einen Cave du Baillage machen.

HE.

Hanauisches Magazin.

Dreyzehntes Stück.

Ueber die Insecten mit Flügeldecken, oder die sogenannten Käfer, im Allgemeinen, nach den Abhandlungen (1) des Herrn Hofmarschalls Degeer aus dem Französischen. Mit Anmerkungen begleitet von dem Herrn Professor Joh. Andr. Benign. Bergsträßer.

§. 1.

Die Insecten, wovon ich gegenwärtig handlen will, nennt man **Insecten mit Flügeldecken**, oder im Griechischen (2) **Koleoptera**. Sie sind mit Deckschilden, oder mit schalenartigen Scheiden und Fut-

(1) Memoires pour servir à l'Histoire des Insectes par Mr. le Baron *Charles De Geer*. Tom. 4. p. 1. sqq.

(2) Von Koleos Futter, Scheide, Decke, und Pteron, Flügel. Was die Griechen schon ehemals und Linne im Systeme nach ihnen Coleoptera genannt haben, wird bei den Teutschen unter dem allgemeinen Namen der Käfer begriffen, welches Wort von kiefen, nagen, benagen, herkommt, weil die meisten Gattungen dieser Classe von Insecten zwo harten Kinnladen, oder Kiefer haben. Allein da dieses Kennzeichen nicht allgemein durchgreift, so dient dasienige, welches von den Flügeldecken hergenommen wird, für die Benennung der ganzen Classe natürlicher und systematischer. Die lebhafte Beschreibung, welche Herr Sulzer in seiner Geschichte von den Flügeldecken macht, verdient hier wohl einen Plaz. Eben recht, spricht er, kommt da ein Junge und an dem Faden sein Hirschkäfer. Ueber den Rücken hinunter werdet ihr zween hornharte, gewölbte, aneinander passende Schilde entdecken. Auf einmal erheben und öfnen sich selbige, wie zwo Flügelthüren zu beiden Seiten. Dieses ist nicht so bald

Futteralen versehen, welche verhältnisweise mehr, oder weniger hart sind, und den oberen Theil des Leibes nebst den pergamentartigen Flügeln bedecken. Ausserdem haben sie an dem Munde zween Zähne (3), oder zwo harte und schalenartige Kinnladen, die man auch Freßzangen nennt, welche beweglich und dem Orte nach den sie einnehmen, auf der rechten und linken Seite angebracht worden sind. Das ist ihr allgemeines Kennzeichen, wodurch sie sich unterscheiden.

§. 2.

Ihr ganzer Körper besteht aus vier Haupttheilen, aus dem Kopfe, aus dem Kürasse oder Brustschilde, aus der Brust und aus dem Hinterleibe, alle diese Theile, nur den innern Theil des Hinterleibes ausgenommen, werden von einer harten Haut, oder Bekleidung, wie von einem Umschlage bedeckt, die schalenartig und den Bestandtheilen nach fast einerlei mit dem Horne ist, welches dann dem Körper eine gewisse Härte und im Gan-

bald geschehen, als sich auch die darunter gefalteten, pergamentähnlichen, durchsichtigen Flügel auseinander strecken, und gleich zwei Seglen ausgespannt werden. Durch die verborgne Kraft verschiedner Muskeln werden sie geschwungen und der Käfer fliegt mit einem Geräusche davon. Nun hat der Junge wieder ihn am Faden herunter gezogen. Die zween Schilde fallen auf den Leib nieder, und schliessen sich wieder an einander, da zu gleicher Zeit die noch unter denselben hervorragenden Flügel sich zusammenfalten und unter die Schilde hinuntergezogen, mithin die Flügel mit diesen Schilden, wie von einem Futterale bedeckt werden. Alle dergleichen Insekten heissen nun **Koleoptera**, **Insecten mit Flügeldecken**. Sulz. Gesch. S. 2. vergl. unten §. 12. 13.

(3) Einige Arten ausgenommen s. §. 6.

Ganzen eine Ausrüstung giebt, die sich schicklich mit den Panzern (4) uud Harnischen vergleichen läßt.

§. 3.

Unter denienigen Theilen, welche man bei allen Arten antrift, ist der Kopf ordentlicherweise am kleinsten (5). Mit dem Brustschilde hängt er durch einen verhältnisweise bald längern, bald kürzern Hals (6) zusammen. Beides der Hals und der Kopf sind durch Muskeln, welche dem Kopfe die Bewegung geben, miteinander befestiget. Theile des Kopfes sind die Fühlhörner, die Augen, die Lippen, die Zähne oder Knenladen und die Fühlspitzen, welche an der untern Lippe angebracht worden sind.

§. 4.

(4) Der Kopf, die Fühlhörner, die Augen, die Brust, der Rücken, der Hinterleib, die Beine sind sämtlich von gleichem Stoffe gebildet, wie die Deckschilde der Flügel, hornartig, glasartig, bei den meisten hier und da oder überall glänzend und überhaupt so dichte, daß man die Bauart dieser Thierchen für das Widerspiel von andern Thieren hält, als welche zur Grundlage ihres Körpers, wie der Mensch, ein Beingeripp haben, um welches ringsum die Gefässe und fleischichten Theilen mit einer weichen Haut bedeckt liegen, da hingegen diese Knochen bei den Insekten, wie von den Krebsen bekannt ist, sich auswendig befinden, und die andern weichere Theile in sich schliessen. Inzwischen hat der weisseste Schöpfer aller Wesen durch diese Anordnung dem unzählbaren Heer dieser kleinen Thierchen, davon ein grosser Theil ohne diese Verpanzerung tausendmal zu Grunde gienge, Stärke genug ertheilt, sich zu erhalten. Sulz. Gesch. S. 4. vergl. *Theologie des Insectes de Lesser par Lyonet. T. 2. p. 16. seqq.*

(5) Aber dem ohngeacht der härteste.

(6). Der Hals, welcher dünn, weich und bei den wenigsten sichtbar ist, vereinigt den Kopf mit dem Bruststücke. Sulz. l. c. S. 5.

N 2

§. 4.

Die Fühlhörner sind verlängerte und bewegliche Theile, welche aus mehreren Gelenken, oder aus in einander vergliederten Ringen bestehen und zusammengesetzt sind. Sie sind der Figur nach, bei den verschiedenen Gattungen der Insecten, welche zu dieser Classe gehören, sehr verschieden (7). Einige endigen sich mit einem Knopfe, welcher entweder blätterricht, oder durchblättert, oder ungetheilt und dicht ist. Andere sind fadenförmig und behalten entweder durchgehends einerlei Dicke, oder verdicken sich in etwas gegen das Ende; andre endlich haben Aehnlichkeit mit den Vorsten, und laufen, wie ein kegelförmiger Faden, zu.

§. 5.

Der Augen sind nur zwei. Sie stehen an den Seiten des Kopfs, und gehören unter die so genannten nezförmigen, weil sie aus einer Hornhaut bestehen, die ungemein viele kleinere (sechseckigen) Seiten hat, und unter dem Suchglase, wie etwa Maschen im Netze (8) ins Ge-

(7). Die Fühlhörner haben meist zehen bis eilf Glieder; bei etlichen mehr, bei wenigen weniger. Alle können unter drei Gattungen begriffen werden, und dies ist eben die dreifache Abtheilung, welche der Ritter Linne bei dieser Classe angebracht hat; die von der ersten sind keulenförmige, welche nach aussen zu dicker werden; von der zweiten fadenförmige, die durchaus gleich dick sind, und die von der dritten borstengleiche, welche nach und nach dünner werden. Bei einigen stehen sie oben an den Augen, auf der Stirne; bei andern neben den Augen, und bei wenigen, welches das sonderbarste ist, in den Augen selbst. Bei den Rüsselkäfern sitzen sie am dritten Gelenke des Rüssels an. Sulz. Gesch. S. 5. *Theol. des Inf. de Lesser, par Lyonet.* T. 2. p. 19. u. 24. vergl. p. 22. fgg.

(8) Alle deese Insecten haben nur zwei Augen, welche nezförmigen Halbkugeln gleichen, und unbeweglich zu bei-

Gesicht fällt. Auch die meisten Insecten in den andern Classen haben ebenfalls solche Augen. Dagegen sind die deckflüglichten Insecten, wovon hier die Rede ist, ausser diesen nezförmigen Augen, weiter mit keinen Kronen oder Nebenaugen versehen, welche man z. B. bei den Fliegen und Mücken, wie auch bei vielen andern Insecten findet.

§. 6.

Die beiden Lippen liegen vorn am Kopfe übereinander. Die obere hat einen härtern Bestand, als die unte-

beiden Seiten stehen. Die Abtheilungen der Hornhaut in kleine sechseckige Seiten, oder iede Masche des Nezes in diesen Halbkugeln geben viele wieder für ein besonders Aug an. Leuvenhoeck z. B. will in dem Auge eines Käfers 3181 Maschen, oder Augen; in dem einer Fliege 8000; in der einzigen Halbkugel einer Wasseriungfer 12544; und Puget in dem von einem Papillon 17325 Augen gefunden haben. Das ist schon bewundernswürdig genug, wenn die Hornhaut so viele tausend kleinere Seiten hat. Denn wo ist der Mathematicker zu finden, welcher in etlichen Linien eines Körpers 12000 regelmäsige Sechsecke zeichnen könnte? Aber müssen dann grad nun die kleinen Maschen eben so viele kleine Augen sein? Ich an meinem Theile will mich auf die Widerlegung dieser grossen Beobachter nicht einlassen; aber doch anführen, was Swammerdam sagt: Oculorum divisiones quoniam globulorum vel sphærarum præ se ferunt formam, hinc factum est, ut *subtilia quaedam atque rapacia ingenia,* quæ inter illustris *Hookius* referri meretur, crediderint, Insectorum Oculum non nisi congeriem esse innumerorum ocellorum, qui seorsim singuli ratione fabricæ suæ cum nostris aliorumque animantium oculis conveniant &c. Doch was würde ein Swammerdam antworten, wenn ihm z. B. ein Sulzer erwieße, daß iede Masche in dem ganzen Netze ein eignen Sehenerven hätte? Sulz. Gesch. Vorrede XV. S. 5. *Swammerdam Bibl. Nat.* 2. *p.* 489. *Theolog. des Insect. de Lesser par Lyonet* T. 2. *p.* 28. *seqq. Leuvenhoeck in Epistol. physiol.* 35. *p.* 342.

untere. Zwischen ihnen liegen die **Zähne**, oder die (9) **Kinnladen**, wenn sie in Ruhe oder in der Unthätigkeit sind. Diese Kinnladen sind beides in der Figur und Grösse, nach der Verschiedenheit der Gattungen, von einander unterschieden. Sie endigen sich in einer Spitze, welche öfters sehr scharf ist; auch haben sie gewöhnlich auf der innern Seite kleinere Zähne. Gemeiniglich nehmen sie die Krümmung eines Bogens, oder Halbzirkels an. Zwar man vergesse auch nicht zu bemerken, daß es einige Arten giebt, welche gar nicht mit Zähnen ausgerüstet worden sind (§. 1.).

§. 7.

Endlich sitzen an der untern Lippe vier kleine Stücke welche man **Fühlspitzen** (10) oder Fühler- und Fühlhörnerchen genannt hat, weil sie den grössern Fühlhörnern im Baue ähnlich sind. Sie theilen sich in drei, vier und manchmal auch in mehrere (11) Gelenke. Zwo derselben nehmen sich vor den zwoen andern durch den Unterschied der Größe aus. Die innern sind die kleinsten, weil sie zwischen den beiden grössern angebracht worden

(9) Oder harte, hornartige, zangenähnliche Kiefern, zwischen welchen das Maul in einem Ringe von Wärzchen liegt von vier kleinen gegliederten Fühlspitzen umgeben. Oder deutlicher: Das Maul ist mit zween harten Kiefern versehen, die von beiden Seiten einwärts gekrümmt, meistens sehr scharf und spitzig, und nicht selten inwendig gezähnt sind. Zwischen diesen Freßzangen befinden sich einige kleine Wärzchen, welche die Oefnung des Mundes umgeben, und oft sieht man unten und oben noch harte Lippen. Sulz. l. c. S. 3. u. 5.

(10) Palpi. Tentacula. Antennulæ.

(11) Hr. Sulzer scheint nichts von mehreren Gelenken gewußt zu haben. Unter dem Munde, sagt er, sind zwei Par aus drei bis vier Gliedern bestehende Fühlspitzen, davon das innere Par etwas kleiner ist. Sie dienen dem Insecte die Speise in den Mund zu schieben s. dess. Gesch. S. 5.

den sind. Man nennt die lezten eben deswegen auch die äussern Fühlspitzen. Doch es giebt Gattungen von Insecten dieser Classe, welche sechs Fühlspitzen haben, wie z. B. (12) die Sandkäfer. Alle gebrauchen dem Anscheine nach die Fühlspitzen, wie der Mensch zum Betasten und Halten der Speisen (13), welche sie in den Mund bringen wollen.

§. 8.

Nun folgt unmittelbar der **Küraß**, oder der **Brustschild** (14). Er liegt zwischen dem Kopfe und der Brust und besteht aus einem einzigen harten und schalenartigen Stücke, so sehr er übrigens bei den verschiedenen Gattungen der Gestalt nach (15) verschieden ist. Unter dem Kürasse, der auf ieder Seite mit einer Oefnung für das Athemholen oder mit einem Luftloch (16) versehen ist, sind die beiden vordern Füsse eingelenkt. vergl. §. 10.

§. 9.

(12) Cicindela. s. Nomenclat. und Beschreib. der Insecten in der Grafsch. Hanau. Erst. Jahrg. S. 15. Tab. 2. f. 8. 9. 10. 11.

(13) Nicht allein zum Halten der Speise. Sie sollen auch, wie manche meinen, als Sinnenwerkzeuge gebraucht werden können. *Entomolog. Erxlebenian.* §. 11. *Hanov.* 1776.

(14) Thorax. Le Corcelet im Franz.

(15) Bei einigen ist er breit, bei andern länglicht, bei andern rund; öfters ringsherum oder nur zum Theile gesäumt; bei einigen ganz glatt, wie ein Spiegel, bei andern mit grossen Hörnern, oder mit Dornen, oder mit niedrigen Erhöhungen (bei manchen auch mit Furchen) geziert und bewafnet. Sulz. Gesch. S. 5. vergl. *Theolog. des Insect. de Lesser par Lyonet T. 2. p. 38. seqq.* Inwendig ist er mit einem großen Pack von Muskeln und Sehnen versehen, welche den Füßen und Flügeln, die in den Brustschild eingelenkt sind, die Bewegung geben. *Degeer Mem. T. 2. part. 1me. p. 6.*

(16) Stigma.

§. 9.

Der dritte Theil des Körpers ist die Brust, ein Stück des Leibes das gewöhnlich mehr breit, als lang, schalenartig, und oben und unten gewölbt ist. Auf dem Bauche lauft sie weiter, als oben fort. Sie ist an dem Küraße durch ein verdünntes und eingezogenes Stückchen angemacht und befestiget, oder durch eine Art von schalenförmigen Halse, auf welchem sich der Küraß wie auf einem Zapfen bewegt, indem der angeführte Hals zum Theile hervor, zum Theile aber wieder in das innere des Kürasses hineingeht. An dem untern Theile der Brust, welchen ich zuweilen auch das Bruststück nennen werde, sind die mittlern und hintern Füße eingelenkt. Oben bei dem vordern Rande ist ein kleines schalenartiges dreieckiges Stückchen, dessen breitester Theil nach dem Kürasse hinsieht. Seine Spize nimmt also die Richtung nach dem Hinterleibe hin. Es liegt da, wo die schalenartigen Deckschilde anfangen, der Nath grad gegen über, das ist, der Linie gegen über, welche, wann sich die Flügel vereinigen und schliessen, entsteht. Es haben die Schriftsteller dieses Stückchen das Schildchen (17) genannt. Zwar es giebt auch, welches wir noch bemerken müssen, ganz Arten unter den deckflüglichten Insecten, welche das Schildchen niemals haben.

§. 10.

Nicht alle Schriftsteller haben den Theil des Leibes, welchen ich die Brust nenne, gehörig (18) unterschieden. Bei den Larven der Insecten liegt sie zwischen dem zweiten und dritten Ringe des Leibes, welches daraus erweißlich ist, weil sich in der Folge die Brust des vollkommnen Insectes zwischen diesen Ringen bildet. Das was man bei den Schmetterlingen, Jungfern und Fliegen

(17) Scutellum. L'ecusson. Franz.

(18) Manche nennen nur den untern Theil des Leibes, welcher unter dem Kürasse liegt, die Brust. Sulz. Gesch. S. 5.

gen das Bruststück genannt hat, ist bei den deckflüglichten Insecten das nämliche, oder die eigentliche Brust, wie dann auch der Küraß der lezten mit demienigen kleinen Stückchen übereinkommt, das man über dem Orte, wo die beiden Vorderfüsse angebracht sind, zwischen dem Bruststücke der Schmetterlinge und der Fliegen antrift. Man findet auch noch andere Insecten, welche gleichsam einen doppelten (19.) Küraß haben, oder bei welchen derselbe deutlich aus zween Theilen besteht. Bei diesen ist der zweite Theil dasienige, was ich mir unter dem Namen der Brust vorstelle, wohin dann der (20) Haft, und (21) die Florfliege gehören.

§. 11.

Der **Hinterleib** hat ordentlicherweise eine kegelförmige Figur, die aber, weil sie von einer Seite bis zur andern eine grössere Ausdehnung, als von oben nach unten hin, hat, weniger dick, als breit ist. Oben ist er beinahe platt; unten aber nach der auswärtigen Seite gewölbt. Hier ist er auch mit einer harten und schalenartigen Haut bedeckt; dagegen die Haut der obern Seite, da sie von den Deckschilden beschützt wird, und folglich keiner stärkern Dicke bedarf, biegsam und pergamentartig ist. An den Insecten mit halben Scheiden, welche auch noch zu dieser Classe gehören, fällt der Beweiß hievon deutlich in die Augen. Denn bei diesen ist die Haut oben auf dem Hinterleibe schalenartig, und fast eben so hart, als die so den Unterleib bekleidet; gewißlich aus keinem andern Grunde, als weil sie den grösten

(19) Vergl. *Degeer Mem. T. 2. part. 1. p. 6. Theol. des Inf. de Lesser par Lyonet. T. 2. p. 38.*

(20) Ephemeron. Ephemera. Tagthierchen nach des sel. Müllers in Erlangen Benennung.

(21) Hemerobius. Stinckflügel nach dem sel. Müller. Unsere Benennung habe ich aus Herrn Sulzers Geschichte genommen.

sten Theil desselben, da sie nicht, groß und lang genug sind, ihn ganz zu decken, blos und unbedeckt lassen. Der Hinterleib ist überdies in Ringe, und zwar gemeiniglich (22) in neun abgetheilt. Diese Ringe können, da sie sich wie Ueberschläge einander decken, vermittelst der Muskeln, die sie vereinigen, auf eine gewisse Weite, über einander weggleiten (23) und sich allerlei Bewegungen geben; sonderlich durch die Zusammenziehung des Bauchs, den das Insect, nach Willkühr, bald verlängert, bald verkürzt. Auf iedem der acht ersten Ringe sieht man zwei (24) Luftlöcher; auf ieder Seite eins. Da aber das Bruststück, welches unten hin nach dem Bauche zieht, einige Ringe völlig bedeckt, so kann man sie nicht anders bequem, als auf dem Hinterleibe oben zählen, wo man die Deckschilde und Flügel aufheben und wegnehmen kann. An dem Ende (25) des Hinterleibes sind die Zeugungs- und Geburtsglieder angebracht worden. Der lezte Ring, weil ihn gewöhnlich die Deckschilde nicht mit einschliessen, ist schalenartig und an seinem äussersten Ende mit einem Querspalte versehen, der eigentlich für den Durchgang des Auswurfs und der Eier, imgleichen der Unterscheidungstheile des Geschlechtes vorhanden ist.

§. 12.

---

(22) Herr Sulzer zählt zehen.

(23) Sie schieben sich wie Armringe an einem Harnisch ein wenig über einander.

(24) An den Seiten befinden sich acht Luftlöcher, nämlich an iedem Bauchringe zween, die beiden lezten ausgenommen, welche keine haben. Sulz. Gesch. S. 6.

(25) In dem lezten Stücke, welches sich bei wenigen in eine horngleiche Spitze, oder in zwei kegelgleiche Bläschen; bei dem Zangenkäfer (Forficula) in einer Zange schließt, liegen der After und die Zeugungsglieder. Sulz. l. c. S. 6.

§. 12.

Die **Flügeldecken**, oder die **Deckschilde**, welche den Hinterleib, und die Flügel einschliessen, bestehen insgemein aus zwei Stücken und nehmen die Gestalt von Schalen an, welche verhältnisweise mehr oder weniger hart; oben gewölbt und unten hol sind. Sie werden mit der Brust, ganz nahe an dem Anfange derselben, vermittelst eines Theilchens, das die Gestalt eines Knopfes hat, und in der Mitte, ihres vordern Randes angebracht ist, verbunden. Auf ienem Knöpfchen bewegen sie sich wie auf einem Zapfen. Brust, Hinterleib und Flügel werden von denselben bedeckt. Will aber das Insect fliegen, so erhebt es sie (26) und breitet dieselben nach den beiden Seiten aus (27); grad in dem Augenblicke, wenn es seine Flügel auseinander wickelt und aufthut. Allein in der Ruhe berühren sie sich in ihren untern Seiten auf der Mitte des Rückens so genau, daß sie da eine Linie bilden, welche von der Aehnlichkeit her den Namen der Nath erhalten hat. Zwar bei einigen Gattungen sind sie so kurz, daß sie nur die Hälfte der Länge des Hinterleibs bedecken, wiewohl sie doch noch in diesem Falle die ganzen Flügel verbergen, indem sie

(26) s. oben in der ersten Anmerk.

(27) Beim Bisamkäfer, Silpha Vespillo, findet eine Ausnahme statt; auch bei dem Goldkäfer. Der erste legt unterm Fliegen die Deckschilde auf der Mitte des Rückens zusammen, und zwar so, daß sie sich mit dem äußern Theile von innen berühren, und ihre Unterfläche oben sehen lassen; der andere fliegt mit geschloßnen Deckschilden, so wie sie gewöhnlich liegen, wenn der Käfer ruhig und unthätig ist: ia er wird so gar im Fluge nicht gehindert, wenn die beiden Flügeldecken mit Wachs an einander befestiget werden, wie Rösel bemerkt. s. Nomenclatur und Beschreibung der Insect. in der Grafsch. Hanau. Erster Jahrg. S. 11. und 60.

sie sich unter den halben Deckschilden packen, und faltenweise zusammenlegen, wie z. B. im Geschlechte der Raubkäfer (28). Bei andern hingegen decken sie nur die Hälfte der Flügel, wie bei dem Halbkäfer (29). Sonderbar ist es, daß bei einigen Arten (§. 13) die beiden Scheiden dergestalt miteinander vereinigt sind, daß sie im Grunde nur eine Scheide ausmachen, ob sie gleich dem ersten Anblicke nach, wegen ihrer Nath in der ganztn Mitte, aus zwei getrennten Stücken zu bestehen scheinen. Insecten, wo dieses statt hat, haben keine Flügel.

§. 13.

Die **Flügel** sind auf beiden Seiten an der Brust befestiget, pergamentartig, durchsichtig, und mit verschiednen Ribben oder Adern versehen, welche, dem Bestande nach, dem Horne ähnlich sind, und den Flügeln für die Absicht, wozu sie da sind, oder im Gebrauche, Stärke, Steife und Schnellung geben. Ihre Länge ist nach der Verschiedenheit der Gattungen verschieden. Bei solchen, wo sie länger, als der Leib sind, legen sie sich während der Ruhe und Unthätigkeit, in zwei oder drei Stücken faltenweise zusammen, so daß das eine über das andre unter die Scheiden zu liegen kommt. Bei andern hingegen, wo sie nicht so lang, als der Körper sind, befinden sich auch diese Falten und Einschläge nicht. Endlich giebt es auch noch andere Insecten, die ohngeachtet ihrer den andern ähnlichen Flügeldecken, gar keine Flügel haben (§. 12.): ia dieses begiebt sich gar nicht selten bei einer und eben derselben Gattung, worin manche Arten mit Flügeln versehen sind, manche hingegen keine haben; z. B. im Geschlechte (30) der Laufkäfer.

§. 14.

(28) Staphylinus.

(29) Necydalis.

(30) Dahin gehören außer andern der schöne und goldfärbige Käfer, welcher unter dem Namen des Puppen-

§. 14.

Die Füsse, deren allezeit sechs vorhanden seyn müssen, sind parweise angeordnet. Das erste Par hat seine Einlenkung unter dem Kürasse, oder dem Brustschilde; hingegen die beiden andern haben sie an der Brust. Jeder Fuß ist aus (31) vier in einander vergliederten Stücken zusammengesezt. Das erste, welches ich die Hüfte nenne, hängt unmittelbar entweder mit dem Kürasse, oder mit der Brust zusammen, und liegt gewöhnlich in einer Hölung. Das zweite ist der Schenkel. Gemeiniglich ist dieses Stück des Fusses das dickste unter den übrigen. Seine Einlenkung hat es an dem Ende der Hüfte. Das dritte Stück ist das Schienbein, und das vierte der eigentliche Fuß, oder das Fußblatt, welches sich in drei, vier, fünf vergliederte Gelenke abtheilt, und sich in zweien (32) Klauen oder Hacken endi-

penräubers bekannt ist; der lederartige Laufkäfer u. v. a. s. Nomenclat. und Beschr. der Insect. in der Grafsch. Hanau T. 12. F. 1. 2. Tab. 13. Fig. 7.

(31) Herr Sulzer giebt nur drei an. s. Anmerk. 32.

(32) Das sagt auch eben der angeführte schweizerische Schriftsteller. Wir wollen seine eigne Worte, im Ganzen zur Bestättigung und Erläuterung dieses Paragraphs zusammen hersetzen. Es sind in allem sechs Beine, die aus drei Hauptstücken bestehen, aus den Schenkeln, welche auf dem Leibe mehrentheils noch auf einer eignen Nuß stehen, (vermuthlich soll diese Nuß des Herrn Degeer Hüfte sein); aus den Schienbeinen, die gewöhnlich länger und dünner, auch oft mit Dornen oder Zähnen bewafnet sind, und endlich aus den Fußblättern, die aus drei, vier bis fünf Gliedern bestehen, deren das lezte sich in zwo scharfen Klauen, oder in Häckchen endiget. Sulz. Gesch. S. 5. Dieses lezte ist nicht allgemein wahr. Es gilt nur von den meisten Käferarten. Man findet auch Käfer und Schröter mit mehrerern und wenigern Häckchen an dem Fußblatte. So hat z. B. der Hirschkäfer

endiget. Die Zahl der Gelenke des Fusses, welche bei einigen ganz nackend, bei andern hingegen unten mit Ballen, oder Küssen (33) versehen sind, ist nicht immer einerlei bei den Insecten mit Flügeldecken. Manche haben drei; manche vier; manche fünf. Man findet auch welche, deren Füsse in den beiden ersten Paren fünf Glieder, und an den beiden Hinterfüssen nur vier haben. Diese nüzliche Bemerkung haben wir den Beobachtungen des Herrn Geoffroy (34) zu danken. Und diese Gleichförmigkeit der Füsse ist sehr bequem; ja so wesentlich zur Unterscheidung und Kenntniß der verschiednen Gattungen der Insecten mit Flügeldecken nöthig, daß der eben genannte Schriftsteller sich ihrer bedient hat, um nach der Anzahl der Gelenke an den Fußblättern, die hieher gehörigen Thierchen unter verschiedne Ordnungen zu bringen.

§. 15.

---

fer und Voets Nimrod noch ein Mittelhäckchen zwischen seinen beiden größern Klauen; so hat man auch mehrere Arten von einklauigen. s. Nomenclat. und Beschr. der Ins. in der Grafsch. Hanau S. 22. Tab. 3. fig. 3. Tab. 13. fig. 8. *Voet. Coleopt.* 1. *Tab.* 10. *fig.* 98. 99. *Tab.* 13. *fig.* 101.

(33) Einige Arten von Wasserkäfern haben wunderbare gebaute Schüsselchen, oder Saugkolben, die mit Klebebläschen angefüllt sind. Man nennt sie auch Kniescheiben. Herr Pastor Göze aus Quedlinburg hat sie in den neuen berlinischen Mannigfaltigkeiten beschrieben. 1. Jahrg. S. 81. fgg. Ebendess. Beitr. 1. S. 607. in der Anmerk. deren wesentlicher Inhalt in meiner Nomenclatur S. 29. vorkommt.

(34) In seiner Histoire des Insectes, qui se trouvent aux Environs de Paris. Wie konnte nun Herr Sulzer sagen: Herr Schäffer habe die mehrere, oder mindere Glieder der Fußblätter gezählt? Wahr ist es, was er von dem Herrn Doctor Schäffer sagt. Aber galt es nicht eher von dem Franzosen, und darfte dieser ausgeschlossen werden? Sulz. Gesch. S. 3.

§. 15.

Alle diese Insecten kommen aus Eiern in der Gestalt der Larven, welche sich nachher in wahre Nymphen verwandlen. Einige derselben haben drei bis vier Jahre nöthig, bis sie ihren lezten Stand der Vollkommenheit erreichen. Und hierin liegt zum Theil der Grund, warum die Unterhaltung und Erziehung der Larven, bis zu ihrer lezten Verwandlung, so vielen Schwierigkeiten unterworfen ist. Eben so beschwerlich ist es, dieienigen zu erziehen, welche man theils in stehenden, theils in umgefallenen faulen und morschen Bäumen (oder auch in alten Stöcken zwischen den Rinden) findet. Denn das ihnen zuträgliche Futter, welches in dem Holze selbst, oder vielmehr in dem Splinte zwischen dem Holze und der Rinde besteht, behält die nöthigen und gehörigen Eigenschaften nicht, wenn man es in Büchsen, oder in Zuckergläser thut, weil es hier zu bald vertrocknet und der Larve weiter nichts mehr nutz ist. Eben darum beschreiben die Naturforscher diese Thierchen meist nur in ihrem vollkommnen Zustande. Andere Larven dieser Classe leben in der Erde, wo man sie nicht anders als zufälligerweise finden kann; andre eine Zeitlang im Wasser. Die lezten gehen hernach aufs Land und in die Erde um Nymphen zu werden. Auch diesen kann man in ihren Verwandlungen nicht anders, als mit Mühe nachgehen. Hierher gehören die so genannten Wasserkäfer, (die wegen des Futters, das sie blos aus dem Wasser erhalten, sehr schwer zu erziehen sind.) Aber die Larven der Insecten, mit Flügeldecken, welche auf den Bäumen und Pflanzen leben, sind sehr leicht bis zu ihrer lezten Verwandlung zu unterhalten. Alle Insecten mit Flügeldecken sind Thierchen, die aus Eierchen auskriechen. Haben sich die Weibchen mit den Männchen gepart, so legen sie fruchtbare Eier.

Unsre Leser werden folgenden Auszug aus der sulzerischen Geschichte hoffentlich hier am rechten Orte finden.

finden, und das was ich so eben aus dem Herrn Degeer angeführt habe mit Vergnügen ergänzen. Die Insecten dieser Classe, spricht er, gebähren keine lebendige Jungen, sondern legen kleine Eierchen. Aus selbigen schliefen bald wurmähnliche Larven mit einem dunklern und härtern Kopfe aus. Diese bringen zwei Augen, und ein zangenförmiges Maul mit auf die Welt, womit sie die Wurzeln der Gewächse zerschneiden, oft lebendige Thiere fangen, und mit einem Worte, die Nahrung, deren sie in der ersten langen Periode ihres Lebens viel brauchen, kiefen, kauen und zermalmen. Auch sieht man zuweilen etwas an ihrem Kopfe, das einem Par kurzer Fühlhörner gleicht; doch sehr verschieden von denen, so sie hernach in ihrem vollkommenen Stande erhalten. Der übrige wurmähnliche Theil ihres Leibes ist lang, von verschiednen, meistens dreizehn Ringen, an welchen auf ieder Seite neun Luftlöcher sind, davon das erste Par an dem ersten Ringe mit der Zeit seinen Plaz in dem Bruststücke des Insectes findet. Die zween folgende Ringe haben keine Luftlöcher. Dann sind wieder auf iedem Ringe ein Par; die lezten zwei ausgenommen; woraus in Vergleichung dessen, so oben bemerkt worden, leicht der Schluß gemacht werden kann, welche Glieder des unvollkommenen Thiers mit der Zeit die Glieder des vollkommnen ausgleichen. Die meisten dieser Larven sind gewöhnlich ziemlich träg und unbeholfen; finden aber deswegen ihren Fraß, so zu reden, vor der Nase. Andere die ihn suchen müssen, sind schon behender; am behendsten die Larven der Wasserkäfer, welche den Korsaren gleich auf ihre Beute ausgehen. In diesem Zustande, der oft länger, als nur ein Jahr währet, häuten sie sich meistens drei bis viermal; öfters dauert es, besonders bei den grösten Arten, drei bis vier Jahre, bis sie von dem Wurme an zu dem Stande des vollkommnen Insects gelangen. Alsdann aber hat der Wurm genug gefressen und ist zu seiner möglichen Grösse gelangt. (Die Fortsetzung folgt.)

Hanauisches Magazin.
Vierzehntes Stück.

Fortsetzung der im dreyzehnten Stück abgebrochenen Materie.

Zeit und Umstände können diese Grösse zufälligerweise sehr verändern. Nun aber ist des Thiers erster Lebenslauf vorbei. Der Wurm merkt einen noch nie empfundnen Trieb, der ihn unter einen Stein, oder in dem holen Stocke des Baums an den sichersten Plaz leitet. Da arbeitet er sich eine ziemlich geräumige Höle aus und legt sich zur Ruhe. Er schrumpft zusammen, und zieht sich ein wenig näher ein. Nach wenigen Tagen zieht er die lezt Haut, die er noch mitgebracht hatte, ab, und erscheint alsdann unter der neuen Gestalt einer Nymphe. Anfangs ist diese Nymphe weiß und weichlich; aber in kurzem wird sie hart und braun. Und nun bleibt dieses also eingehüllte Thier unbeweglich liegen. Zwar zeigen sich bei näherer Untersuchung überall Spuren des vollkommnen Thiers: (ja das Insect ist wirklich schon in der Larve, wie Swammerdam erwiesen hat, vorhanden). Alle Glieder sind durch die Hülle schon kenntlich; besonders nimmt sich der Kopf deutlich aus. Sie sind aber zusammen gedruckt und wie angebunden, so daß das Thier nicht den mindesten Gebrauch davon machen kann. Der Kopf ist auf die Brust hinabgedrückt. Die Fühlhörner und Füsse sind in einander gelegt. Die Flügel so gar ziehen sich von dem Rücken, auf welchem sie in dem vollkommenen Insecte erscheinen, an dem Bauch hinunter, und sind völlig einhüllt, oder wie in Windeln verwickelt. Darum sind die Insecten in diesem Zustande Nymphen, oder Puppen genannt worden. Dieser Ruhe-

stand dauert nur etliche Wochen, oder Monathe. Die vermehrte Ausdünstung und Wärme befördert ihn, so wie hingegen die verminderte, oder die Kälte ihn verlängert. Endlich erscheint der Zeitpunct, wo das vollkommne Thier auf den Schauplaz tritt. Die Puppe entfärbt sich und springt über den Rücken entzwei. Der Kopf, die Füsse treten hervor, das Insect arbeitet sich aus seiner Verhüllung, die nun ganz durchsichtig ist, los und der Käfer erlangt in wenigen Stunden seine lezten Farben und seinen Glanz. (Einige Käfer erhalten ihre eigentlichen Farben erst, nachdem sie einige Zeit an der frischen Luft gewesen; in diesem Zustande sind sie am schönsten: denn sie verliehren oder verderben nachher ihre Farben wieder, ob sie schon dauerhafter sind, als bei den Schmetterlingen.) Nun arbeitet er aus allen Kräften, aus seinem Aufenthalte, der oft ziemlich tief unter der Erde ist, hervor zu kommen. Der Hunger ist nicht mehr sein leitender Trieb. Ein neuer Sinn belebt ihn und das, was er nun vonnöthen hat, ist ein Gatte. Freilich fangen sehr viele Käfer, wenn sie in ihrer vollkommnen Gestalt auftreten, wie der Laubkäfer es oft zum grossen Schaden des Steinobstes beweißt, wieder an zu fressen; denn nicht alle können so geschwind ihren Gatten finden. Es begatten sich auch die meisten mehrmals, und verachten die Nahrung in diesem lezten und kürzesten Lebenalter nicht. Indessen ist doch iezt die Fortpflanzung des Geschlechtes ihre vornehmste Bestimmung, und ist dieses Geschäft vorbei, so rückt die Scene zum Ende. Das Männchen stirbt gewöhnlich vor dem Weibchen, weil dieses noch etwas Zeit nöthig hat, den schicklichen Ort für seine Nachkommenschaft zu suchen, und da seine Eierchen zu legen.

§. 16.

In der Eintheilung der vielen Gattungen dieser Classe folge ich, so fährt Herr **Degeer** fort, dem Beispiele des **Geoffroy**, welcher sie nach der Zahl der Glieder am Fußblatte anordnet, um die Erkenntnis derselben zu erleich-

erleichtern. Auf diesem Wege erhält man vier sehr genau bestimmte Abtheilungen.

Die erste begreift dieienigen unter sich, welche an allen sechs Füssen fünf Glieder an dem Fußblatte haben.

Die zweite besteht aus solchen, die an dem Fußblatte der beiden vordern Pare fünf Glieder; am lezten Pare hingegen nur vier haben.

Die dritte begreift dieienigen, wo man an allen Fußblättern vier Glieder zählen kann, und

Die vierte endlich solche, welche an den Fußblättern nur mit drei Gliedern versehen sind.

§. 17.

Zu der ersten Abtheilung der deckflüglichten Insecten, welche an allen Füßen fünf Fußblätter haben, gehören:

1. Die Raubkäfer, *Staphylinus*; 2. Die Leuchtkäfer, *Lampyris*; 3. Die Warzenkäfer, *Telephorus. Cantharis L*; 4. Der surinamische Afterrüßelkäfer mit gezähnelten Flügeldecken, *Colliuris surinamensis. Attelabus surinamensis L*; 5. Die Laufkäfer, *Carabus*. 6. Die Sandkäfer, *Cicindela*; 7. Die Prachtkäfer, *Buprestis*; 8. Die Schnellkäfer, *Elater*; 9. Die Askäfer, *Silpha*; 10. Die Speckkäfer, *Dermestes*; 11. Die Bohrkäfer, *Ptinus*; 13. Die Kolbenkäfer; *Scarabaeus*; 14. Die Schröter; *Lucanus*; 15. Der Stutzkäfer; *Hister*; 16. Die Afterrüßelkäfer; *Attelabus*; 17. Die Taumelkäfer, *Gyrinus*; 18. Die Wasserkäfer, mit durchblätterten Fühlhörnern, *Hydrophilus. Dytiscus L*; 19. Die Wasserkäfer mit borst enförmigen Fühlhörnern, *Dytiscus*.

§. 18.

Fadenförmige Fühlhörner, halbe Flügelscheiden, zwo bewegliche Spitzen am After, und fünf Blätter an den Füßen machen das Ge-

schlecht der **Raubkäfer** kenntlich. Halbe heissen die **Flügelscheiden** nur vergleichungsweise, weil sie die Flügel zwar ganz; aber nicht zugleich, wie bei andern, den größten Theil des Hinterleibs bedecken.

Das vornehmste, oder das Kennzeichen, welches am meisten auffällt, ist dieses, daß die beiden schalenartigen Scheiden sehr kurz, und über der Mitte des Rückens gleichsam abgestumpft sind; ferner daß sie mehr nicht, als die Hälfte des Hinterleibs; ja öfters nur ein Drittheil desselben, oder das obere der Brust, wo sie ihre Fügung hat, bedecken. Nichtsdestoweniger verstecken sich die beiden Flügel, womit das Insect versehen ist, im Stande der Unthätigkeit und Ruhe, völlig unter dieselben, indem sie sich daselbst sehr künstlich falten, und zusammenpacken, um so viel grösser sie auch, als der Körper des Thierchens selbst sind, wann es sie, um davon für das Fliegen Gebrauch zu machen, auseinander wickelt und aufthut. Der hintere Rand der Scheiden ist gleichsam im Gevierte abgeschnitten; doch bei einigen Arten geht er auch in etwas rund zu. Nahe an dem Brustschilde werden die Flügeldecken durch das dreieckige Schildchen von einander abgesondert.

Das zweite Kennzeichen wird aus der Figur der Fühlhörner hergenommen. Diese sind in ihrer ganzen Länge nicht grösser, als der Kopf und der Brustschild zusammen, und bilden sich in körnerichten Fäden, das ist, sie bestehen aus eilf kurzen und körnerförmigen Gliedern, nur das erste, das viel länger, als die andern ist, und die zwei oder drei nachfolgenden ausgenommen, die kegelförmig sind. Die übrigen Gelenke, runden sich verhältnisweise mehr oder weniger zu. An manchen Arten sind die fünf oder sechs lezten Gelenke der Fühlhörner etwas dicker, als die andern; fast kolbenförmig. Das lezte ist etwas rund ausgeschnitten.

Der After des Leibes endiget sich in zween harichten und beweglichen Spitzen, zwischen welchen man ein drittes kegelförmiges Stückchen, das gleichfalls be-

beweglich ist, erblickt. Hier an dem lezten befindet sich die Oefnung des Anus. Es kann aber der Raubkäfer alle diese Theile in den Leib hineinziehen, und von aussenher dem Anblick ganz entziehen: welches dann das dritte Kennzeichen der Gattung ausmacht.

Das vierte besteht darin, daß die Blätter an allen Füssen aus fünf Gliedern zusammengesezt sind, und dergestalt, daß sie sich sonderlich an den vordern Füssen durch eine merklichere Dicke und Breite auszeichnen, nur das Klauengelenk ausgenommen, welches schmäler ist; vermuthlich aus der nämlichen Absicht, wie bei den Kolbenkäfern, wo die Pfoten an den vordern Füssen gleichfalls breiter sind, damit nämlich auch die Raubkäfer, weil sie gewöhnlich in der Erde und im Miste leben, bequemer aufscharren und eingraben können. Die Schenkel des ersten und zweiten Pars der Füsse verbinden sich am Bruststücke und an der Brust vermittelst einer dicken und kegelförmigen Hüfte, oder **vermittelst einer kleinen Keule**, die in den Schenkel vergliedert ist, wie durch eine Fuge. Von der äussern Seite hat dieselbe eine grosse Hölung, worinn der Schenkel selbst zum Theile ruhen kann. Solche Hüften und Schenkelkeulchen findet man auch bei andern Gattungen von Insecten mit schalichten Decken §. 14. und **namentlich bei den Laufkäfern**. Allein hier bei den Raubkäfern haben sie das Besondere, daß sie um ein merkliches länger sind.

Der Kopf ist ordentlicherweise sehr groß, eirund; aber plattgedruckt, breiter als der Brustschild, und von vornen mit zween grossen Zähnen, oder Kinnladen versehen, welche sich mit den Spitzen, während der Unthätigkeit, einander durchkreuzen, und auf der innern Seite einige kleine Zähnchen haben. Dieser grossen und starken Kinnladen bedienen sich die Raubkäfer gegen andre Insecten, welche sie, im Fall sie dieselben haschen, aussaugen. Denn sie sind so gefräßig, daß sie öfters selbst nicht die Käfer ihres eignen Geschlechtes verschonen.

Der

Der Brustschild ist vornen breiter, als hinten, wo er sich zurundet. Der vordre Rand an demselben lauft in eine grade Linie aus, und ist dünn. Oben ist die Brust platt gedruckt; unten aber dick und nach der auswärtigen zu gewölbt.

Der Hinterleib, welchen die halben Flügelscheiden, wie schon erinnert worden ist, nicht gänzlich bedecken, hat viele Geschmeidigkeit und Biegsamkeit. Berührt man den Käfer, so hebt er den Schwanz, oder den After auf, und biegt ihn unter mancherlei Bewegungen hin und her. Vermittelst des äussersten Theils des Leibes giebt auch das Insect den Flügeln, wenn es sie wieder unter die Scheiden thun, und nun nicht mehr den Flug fortsetzen will, einen Stoß, um sie auf die Weise zu zwingen, daß sie sich in Falten zusammenlegen: welches man leicht wahrnehmen kann, wenn sich Raubkäfer auf die Erde setzen, indem es alsdann ihr angelegentlichstes Geschäft ist, die Flügel wieder unter den Scheiden zusammen zu packen. Sie gehen und fliegen ungemein behend auf und davon, ohne daß sie zum Aufthun der Flügel mehr, als einen Augenblick Zeit gebrauchten.

Manche Raubkäferarten haben auf dem Körper und auf den Flügeldecken viele Hare. Allein es giebt auch andre, an welchen diese Theile ganz glatt und polirt, oder doch nur mit wenigen Haren besetzt sind.

Ray und andre Schriftsteller haben angemerkt, daß alle Raubkäfer, wenn man sie ein bischen hart befühlt, plötzlich aus dem lezten Ringe des Leibes zwei kleine krumme Bläschen, die ordentlicherweise gelb, oder weißlich sind, hervorschiessen lassen.

Die Larven dieser Insecten, welche lang und gewißermaßen dem vollkommnen Thiere ähnlich sind, haben sechs lange schuppenartige Füße, und eine Warze am lezten Ringe des Leibes, die ihnen, gleich einem siebenten Fuße im Kriechen gute Dienste thut. Ihr Kopf ist schuppenartig, und mit Kinnladen versehen.

Sie

Sie leben in der Erde und in dem Miste, wo sie sich in Nymphen verwandlen, welche im allgemeinen genommen den andern der Insecten mit harten Flügeldecken ähnlich; aber sehr selten zu finden sind

Es scheinen aber die Raubkäfer für die Vertilgung der Insecten, welche im Miste leben, vorhanden zu seyn, um ihre große Anzahl, wenn sie sich allzustark vermehret haben, wenigstens einigermaßen zu vermindern.

§. 19.

Die **Leuchtkäfer** haben ihren Namen davon erhalten, daß einige Arten derselben die besondere Eigenschaft haben, sich in der Finsterniß, durch einen gewißen schimmernden Glanz, wie durch ein Feuer, sichtbar zu machen.

Sie unterscheiden sich 1. durch **fadenförmige Fühlhörner**; zweitens durch **einen flachen halbzirkelförmigen Brustschild**, welcher mit seinem breiten Umschlage den Kopf bedecket; 3. durch **biegsame Flügeldecken**; 4. durch einen **Hinterleib**, woran sich **die Seiten in der Gestalt von kleinen Wärzchen zusammenlegen**, und 5. durch **Fußblätter von fünf Gliedern.**

Man nennt sie auch, wiewohl in einem gewissen Verstande sehr unschicklich, **leuchtende Würmer**, weil die Weibchen, die allerdings wirklich bei einigen Arten nicht mit Flügeln versehen sind, sehr viele Aehnlichkeit mit Würmern, oder mit sechsfüßigen Larven haben. Allein die Männchen sind allezeit mit Flügeln und zur Bedeckung derselben auch alle mit Scheiden versehen. Die Männchen trift man auch seltner als die Weibchen an. Diejenigen Arten, welche in der Finsternis, oder in der Nacht leuchten (denn nicht alle haben diese Eigenschaft, wie oben schon bemerkt worden ist) zeichnen sich unter den zween oder drei lezten Ringen des Hinterleibs durch gelbe Flecken aus, welche in der Dunkelheit

ein sehr helles Licht verbreiten, das ein wahrer natürlicher Phosphorus ist, und von der Ferne aus einem sehr hellen Funken gleicht.

Die Fühlhörner der Leuchtkäfer, sind fadenförmige, oder walzenähnliche und körnerige Faden, die überall gleich dick bleiben, eilf Gelenk haben, und nur so lang, als der ganze Leib sind.

Der Brustschild hat die Gestalt eines Zirkelschnitts, oder eines halben Mondes, und ist oben platt und flach. Denn der vordre Rand rundet sich zu, und der hintere geht grad aus, oder als wäre er nach der Quere abgeschnitten. Der Kopf, welcher klein und rundlicht ist, versteckt sich unter dem Brustschilde; ja er geht zum Theile in dasselbe hinein, wenn das Insect in der Ruhe ist.

Der Hinterleib lauft länglicht zu, ist sehr platt und theilt sich in Ringe, welche an den Seiten Falten, oder eine Art von weichlichen Wärzchen haben. Auch die Scheiden, welche die Flügel decken, sind sehr platt zugedrückt, daß das ganze Insect ein dünnes und flaches Ansehen hat. Aber die Deckflügel sind biegsamer und weicher, als andere mit dergleichen Scheiden versehene Insecten. Sie nähern sich also hierin den Insecten mit häutigen Flügeldecken, oder mit flügelähnlichen Scheiden. Doch immer sind sie noch etwas schuppenartiger, und gleichen nicht völlig den Flügeln, da sie ordentlicherweise mit erhabnen Streifen versehen sind. An ihrem Ursprunge werden sie auch durch ein dreieckiges Schildchen von einander abgesondert.

Die Füße sind nicht sehr lang. Alle Fußblätter theilen sich in fünf Gelenke, und sind unten etwas platt. Das vierte unter denselben ist mit zween kleinen Kissen, oder Bällchen versehen, so wie sie die Mücken an den Füßen haben. Die eigentlichen Schienbeine sind platt, und eben so breit, als die Schenkel.

Unter allen Weibchen ist der gemeine Johanniswurm, dessen Männchen man hier, die Johannisfliege nennt, das bekannteste.

Hanauisches Magazin.

Fünfzehntes Stück.

Von den Mitteln und Anstalten, die Landwirthschaft in Aufnahme zu bringen.

(Eine Fortsetzung des 5ten Stücks.)

Ich will zuerst von dem Einfluß der ökonomischen Schriften auf die Verbesserung der Landwirthschaft reden. Viele, besonders Gelehrte, welche sich nicht selbst mit der Oekonomie beschäftiget haben, glauben, daß es nunmehr sehr leicht wäre, den Feldbau und die Viehzucht in Aufnahme zu bringen, da man einen solchen Vorrath von auserlesenen guten ökonomischen Schriften besitze, aus welchen ein jeder Landwirth lernen könne, was er nur wolle; wer aber keinen Rath verlangen noch annehmen wolle, dem könne auch nicht geholfen werden. Alle Schuld fiel also auf den Landmann, der sich eines Lichtes nicht bedienen will, das man zu seinem Besten angezündet hat.

Wenn ich mir den Landmann in seiner ganzen Lage, so wie ich ihn kenne, denke: so ist der schriftliche Unterricht, ohne mündliche Anleitung nicht hinreichend, seinen Verstand aufzuklären, ihm seine ökonomische Vorurtheile zu benehmen, und ihn eines Bessern zu belehren. Dem Bauer fehlt oft Geld, um Bücher zu kaufen, und noch mehr die Zeit zum Lesen. Und was würde es nutzen, wenn man ihn zu einer weitläuftigen Lecture verleiten wollte? Durch vieles Lesen würde er nur irre gemacht werden, und am Ende nicht wissen, was er glauben und thun soll. Das Praktische aus Büchern zu lernen bleibt immer schwer.

Ich will nur **Tissots** und **Unzers** medicinische Handbücher zum Exempel anführen. Wie viele Mühe haben sich diese Männer nicht gegeben, um ihre Gedanken recht verständlich und leicht auszudrucken? In gesunden Tagen glaubt man auch, diese Männer vollkommen gut verstanden zu haben, und wird bald ein medicinischer Schwätzer. So bald man aber in Krankheiten Gebrauch von ihren Vorschriften machen will: da wird man erst die Schwierigkeiten gewahr, legt oft die Bücher trostlos weg, und sucht Hülfe bey einem geschickten Arzt. So wenig aber diesen großen Aerzten ihr Verdienst, das sie sich um das menschliche Geschlecht erworben haben, und der Werth ihren Büchern abgesprochen werden kann: so wenig können gute ökonomische Schriften um der Ursache willen für unnütz erkläret werden, weil sie der Bauer nicht benutzen kann. Es sind noch immer Leute vorhanden, welche sie zu brauchen, und ihre Kenntnisse, welche sie aus diesen Quellen geschöpft haben, gemeinnütziger zu machen wissen.

Soll also die Frage beantwortet werden, **was haben die ökonomische Schriften für einen Einfluß auf die Verbesserung der Landwirthschaft?** so würde ich antworten müssen: an vielen, wohl den allermeisten Oertern noch gar keinen. Dann die ökonomische Schriften befinden sich mehr in den Bücherschränken der Gelehrten, als in den Händen derjenigen, welche sich mit Oekonomie beschäftigen. Und wenn man auch dem Bauer gute ökonomische Schriften in die Hände liefert; so will er sie nicht brauchen, und weiß sie nicht zu brauchen. Nur einzelen Personen, und durch diese einigen Oertern, ist der schriftliche Unterricht in unsern Gegenden bisher nützlich gewesen.

Ist aber die Frage: ob man nicht solche Anstalten treffen könne, daß der Einfluß ökonomischer Schriften auf die Verbesserung der Landwirthschaft allgemeiner ausge-

gebreitet würde? so sage ich: Ja; und zwar hat man schon dazu den guten Anfang mit ökonomischen Kalendern gemacht. Was dem Bauer zu seiner Belehrung gesagt werden kann und soll, das muß wohl durch den Kalender geschehen. Nur ist der Unterricht allein nicht hinreichend. Der Bauer müste mehr Zutrauen zu den ihm gegebenen Anschlägen bekommen; er muß einen solchen Unterricht benutzen lernen; und noch andere Mängel, welche die Vervollkommung der Landwirthschaft hindern, müssen gehoben werden. Und dazu sind noch mehrere Anstalten erforderlich.

„In den offentlichen Schulen muß Oekonomie gelehrt „ werden. Hier steckt der Fehler. In den Erzie„ hungsanstalten muß man dafür Sorge tragen, daß der „ Landmann nicht so unwissend bleibe, seine Geschäfte „ nicht so mechanisch treibe, und auch bey seinen Ar„ beiten etwas denke. Der Schulmeister muß die Ju„ gend zur Oekonomie anführen, und alsdann wird es „ besser werden.„ So sprechen manche, welche auf den ökonomischen Unterricht in Schulen vieles rechnen. Ich glaube das Gegentheil, und behaupte vielmehr, daß, wenn der ökonomische Unterricht in den Landschulen eingeführt werden sollte, der Schaden davon größer seyn würde, als der Nutzen, den man hoffet. Dagegen protestire ich feyerlich, daß man mich nicht im Verdacht habe, als wollte ich solche Anstalten, dergleichen in Lautern und auf deutschen Akademien sind errichtet worden, verunglimpfen. Ein solcher ökonomischer Unterricht hat einen sehr grossen und ausgebreiteten Nutzen. Noch mehr: Ich halte es für sehr nöthig, daß man solche Kinder, welche sich den Studien widmen wollen, auf die Natur aufmerksam, und mit den Geschäften der Landwirthschaft frühzeitig bekannt zu machen suche. Hier ist nur davon die Rede, ob der ökonomische Unterricht in jeder Dorfschule mit Nutzen könne eingeführt werden?

Nach meinen Einsichten kann man die gehoffte Absicht dadurch nicht erreichen. Ich will meine Gründe zu einer nähern Beurtheilung vorlegen. Vorausgesetzt, daß man durch gute Seminarien solche Lehrer zu bilden suchte, wie sie beschaffen seyn müssen, wenn sie der Jugend einen nützlichen Unterricht ertheilen sollen, so finden sich Hindernisse auf Seiten der Kinder, und in der ganzen Lage, worinn sich der Schulmeister befindet, welche die Ausführung einer solchen Absicht unmöglich machen.

Die erste Frage: **Ist die Schulstube der Ort, wo man die Oekonomie lernen kann?** Nach meinen Begriffen, ist der Garten, der Acker, die Wiese, der Weinberg, der Stall, der rechte Standort, wo man sich befinden muß, wenn man Oekonomie lernen soll. Kann der Schulmeister in der Schule seine Kinder wohl lehren, Bäume zu pflanzen, zu propfen, zu oculiren, zu pflügen, zu säen, dem Vieh gehörig abzuwarten, u. s. w.? Hier muß der Unterricht nothwendig praktisch seyn: denn das meiste kommt auf gewisse Handgriffe an, die sich nicht wohl mündlich lehren lassen.

Will er den Kindern etwa mehr Theorie beybringen, ihnen richtigere Grundsätze einflösen, sie gegen ökonomische Vorurtheile verwahren? Diese Bemühung mögte bey den meisten ganz vergeblich seyn. Wir müssen die Bauerkinder doch wohl so betrachten wie sie sind. Die Bauerknaben unter dem 14 Jahr (denn bis in dieses Jahr pflegen sie gewöhnlich in die Schule zu gehen) mit ökonomischen Speculationen zu beschäftigen, ist gar nicht ihren Fähigkeiten angemessen. Und etwas ganz vergebliches, den Knaben gegen ökonomische Vorurtheile verwahren zu wollen. Er glaubt hierinn seinem Vater, und den Bauern seines Dorfes mehr, als dem Schulmeister, den er in seinem Herzen verlachet, wenn er ihn eines Bessern belehren will.

Einzele Kinder, die unter günstigen Umständen von einem Landschulmeister eine brauchbare ökonomische Kenntnis sollten erlangt haben, sind Gewächse im Treibhause gezogen, und beweisen für die Allgemeinheit solcher zu errichtenden Anstalten gar nichts.

Die 3te Frage: **Ist denn ein solcher ökonomischer Unterricht schädlich, wenn er auch nicht sollte nützlich seyn?** Zeitverlust ohne Gewinn ist immer Schaden. Wenn die Kinder in der Religion, im Schreiben und Rechnen, und dann noch in einigen andern Kenntnissen gut sollen unterwiesen werden, so bleibt dem Schulmeister in den Stunden, welche zum Unterricht der Jugend bestimmt sind, keine Zeit mehr übrig. Sollen noch mehrere Stunden dazu genommen werden, so muß man sie zu ihrem eignen und zum Schaden ihrer Eltern von der Arbeit zu sehr abhalten. Denn was ist dem Menschen nützlicher, als wenn er frühzeitig zur Arbeit ist gewöhnt worden? Und wie viele Vortheile können die Kinder durch ihre Dienste bey dem Feldbau und der Viehzucht ihren Eltern nicht verschaffen?

Also fürchte ich immer, es mögte auch hier die so sehr gegründete Bemerkung eintreffen: daß Menschen von mittelmäßiger Fähigkeit dann gerade am wenigsten lernen, wenn man sie recht viel will lehren.

Die vierte Frage: **Können wohl die Hindernisse, welche den ökonomischen Verbesserungen im Wege stehen, durch solchen Unterricht gehoben werden?** Dieses ist gewiß nicht zu erwarten. Soll der Schulmeister etwa die Mängel der ökonomischen Einrichtungen seines Dorfes rügen? Das würde Verbitterungen anrichten, und gar nichts gut damit gemacht werden, wenn man den Knaben die Fehler ihrer Väter und Vorgesetzten wollte zeigen, in der Hofnung, daß sie als Männer künftighin die ökonomische

Ver-

Verfassung würden umgießen. Aus diesen altklugen Knaben, welche ihre Väter so früh übersehen, würden gewiß die unerträglichsten Leute, und schädlichsten Mitglieder im Staate, lauter politische Kannengiesser entstehen. Von ökonomischen Fehlern und Verbesserungen muß man nicht mit Knaben, sondern mit den Alten sprechen.

Und nun kurz meine Gedanken zu sagen: In Schulen können nur die Anfangsgründe der Wissenschaften gelehret werden. Hier ist aber von Verbesserungen der Landwirthschaft im Ganzen die Rede. Und diese werden dadurch noch nicht gemacht, wenn man in den Anfangsgründen einen guten Unterricht ertheilet. Auch das ist ein ganz irriger Wahn, wenn man sich den Bauer als eine gedankenlose Maschine vorstellt, und ihm alle Theorie abspricht. Er sagt auch seinem Lehrling oft die Ursache, warum er so und nicht anders müsse zu Werk gehen. Nur Schulen für die praktische Lehrer der Oekonomie — so wird es der Schüler gewiß auch weiter bringen!

Und vielleicht kann der Schulmeister solche bilden helfen, und sich in einem andern Verhältnis, als Lehrer der Landwirthschaft um den Staat verdient machen.

„Also: Seminarien fordert man für den Landmann? „ Diese sind vorhanden. Es fehlt nicht in Deutschland „ an ökonomischen Schulen.„ Gut. Sie sind aber meist dem Bauern zu weit; Er kann sie nicht besuchen. „ Dafür sorgt man auch. Man kommt dem „ Landmann mit seinem Unterricht entgegen. Was „ sind die ökonomische Societäten, als solche wohlthä„ tige Gesellschaften, die sich dem Bauern zu Lehrern „ anbieten? Sind nicht in manchen Ländern die Anstal„ ten getroffen, daß diese ökonomische Gesellschaften von „ Dorf zu Dorf reisen, um alle Mängel zu untersu„ chen und Verbesserungen zu veranstalten?„ Wenn solche Gesellschaften aus wahren Okonomen bestehen,

sol-

und die Anstalten nicht übereilt werden, so sind sie gewiß ganz vortrefflich zu nennen. Der Nutzen, welchen sie gestiftet haben, und noch stiften, ist ganz augenscheinlich groß. Sollte aber eine einzige ökonomische Gesellschaft in einem großen Fürstenthum oder in einer Grafschaft hinreichend seyn, ins Detail gehörig hinein zu arbeiten, und die Landwirthschaft im Ganzen so sehr zu verbessern, als nur durch Anstalten möglich ist? Oder sollte man diesen ökonomischen Instituten noch mehr Vollkommenheit geben können? Ich werde das letzte behaupten, und in einem folgenden Stücke noch zeigen, daß eben so viele ökonomische Gesellschaften, als Aemter in einem Lande sind, erfordert werden; und daß von jedem Dorfe gewisse Männer an diesem Geschäfte Theil nehmen müssen, wenn man sich dem Ziele mehr nähern, und die gesuchte Absicht ausführen will.

Alsdann wird eine solche von Obrigkeit unterstützte und autorisirte Gesellschaft in dem Mittelpunkte des Landes, die ich als die Feder in der Maschine betrachte, auf eine thätige Art zur allgemeinen Verbesserung der Landwirthschaft sich wirksam beweisen können, wenn auch zugleich die übrigen Räder in Bewegung gesetzt werden.

Zufällige Gedanken.

1.

Die Sünde ist die erste Quelle aller Traurigkeit, insonderheit der anhaltenden und die mit Furcht des Todes verbunden ist. Daher sagt Young: Für einen frommen Mann ist es gottlos, traurig seyn.

2.

Es kommen Sommertage im Winter, und Wintertage im Sommer. Keine Jahrszeit ist ganz vollkommen oder unvollkommen. Der Schöpfer hat überall unsre Freuden und Betrübnisse gemischt.

3.

Der Tadel mit Satyre verknüpft bessert gemeiniglich nur

den

den Schein, den äusserlichen Anstand: er macht Heuchler — selten wahrhaftig tugendhafte. Man versteckt sich ohne alles Vertrauen, ohne die Besserung zu lieben. Er greift den Stolz an, selten das Herz. Nur die Liebe bessert.

4.

Wir haben viele Commentare über die Bibel, die voll Gelehrsamkeit sind. Mögten wir nur mehr Anmerkungen von gefühlvollen Lesern haben, die für das Herz sind! wie z. E. Racine die Bibel gelesen hat, davon eine kleine schöne Probe unter seinen Fragmenten aufbehalten ist.

5.

Um glücklich zu seyn, muß man nicht zu viel Witz, und nicht zu wenig Verstand haben.

6.

Daß die Seele ihren Körper baue, wie einige von den Alten geglaubt haben, ist kein so unwahrscheinlicher Satz. Denn bey manchen schlägt offenbar vieles zu Körper, was ihrer Seele abgeht.

7.

Die beste Anweisung zur Zufriedenheit wäre eine Sammlung von guten Lebensbeschreibungen wahrhaftig zufriedener Personen unter verschiedenen Situationen des Lebens.

8.

Es giebt allgemeine, und relativische Glückseligkeiten. Sollte dieser Unterschied im ewigen Leben nicht auch seyn?

Nachricht.

Utrecht. Allhier soll den 4ten May die auserlesene Büchersammlung des verstorbenen Hr. D. Schutt, welche aus sehr guten medicinischen, historischen and physikalischen Werken besteht, nebst einer Menge anatomischer Präparaten, ausgestopfter Vögel, Conchylien, Kupferstiche und physikalischer Instrumente, öffentlich an den Meistbietenden verkauft werden. Das Verzeichnis ist im Waisenhause einzusehen, und Hr. Pfarrer Bolz in Hanau erbietet sich, Commissionen zu übernehmen.

Hanauisches Magazin.
Sechzehntes Stück.

Von der Nothwendigkeit ökonomischer Gesellschaften zur Verbesserung der Landwirthschaft.
(Beschluß des 5ten Stücks.)

Durch eine schlechte Ausführung des besten Plans kann eben so wenig die Absicht erreicht werden, als wenn man ohne Plan arbeitet. Wenn ein ökonomisches Collegium, welches aus lauter einsichtsvollen Männern bestehet, den besten Entwurf ausgedacht hätte, um den vielen ökonomischen Mängeln abzuhelfen, und zum allgemeinen Vortheil des Staats der Landwirthschaft eine verbesserte Gestalt zu geben: so würde es hauptsächlich noch darauf ankommen, wie das Project auf eine zweckmäßge Art soll ausgeführet werden. Oft thut die Medicin aus dem Grund nicht die erwünschte Wirkung, weil sie der Patient mit allzu grossem Widerwillen hat einnehmen müssen.

Und wenn die Medicin zu theuer ist, so kann der arme Patient auch davon keinen Gebrauch machen. Ich will nun über die Sache selbst meine Gedanken zur nähern Prüfung vorlegen.

Soll durch öffentliche Anstalten eine Verbesserung der Landwirthschaft im Ganzen bewirkt werden: so sind wohl so viele ökonomische Gesellschaften erforderlich, als Aemter in einem Lande sind, die aber unter einem höheren ökonomischen Collegium stehen müssen.

Es giebt kein Universalmittel, durch welches alle ökonomische Schäden könnten geheilt werden. Man muß also vor allen Dingen die Krankheit kennen lernen, ehe man zur Cur schreitet. Das erste, bey allen ökonomischen Anstalten ist wohl dieses, daß man sich eine genauere Kenntniß der Localumstände eines jeden Ortes zu erwerben suche. Wie soll man aber diese kennen lernen? Wen soll man darum fragen? Wer kann sie am besten wissen? Vermuthlich müssen die Leute, welche an einem Orte wohnen, von den Localumständen am besten unterrichtet seyn. Sie könnten es wohl seyn; sie sind es aber nicht immer. Und diejenigen, welche den Ort ihres Aufenthaltes am besten kennen, werden wohl nicht darum befragt; oder sie sind aus Furcht zurückhaltend mit dem was sie wissen. Es müssen also Anstalten gemacht werden, damit man auch das Wahre erfahren könne. Leute von verschiednem Stande und Interesse, von verschiednen Einsichten und Fähigkeiten, welche an einem Orte wohnhaft sind, und es sich zur Pflicht gemacht haben, das Locale mit scharfsichtigen Blicken zu beobachten, diese sind wohl am geschicktesten, sich die genaueste Kenntniß von dem Ort ihres Aufenthalts zu erwerben.

Man irrt sich, wenn man alle ökonomische Fehler aus Einer Quelle will herleiten. Oft sind moralische Krankheiten der Grund von dem schlechten Zustande, in welchem sich die Landwirthschaft befindet. An dem einen Ort ist eine gewisse Liederlichkeit eingerissen, daß die Einwohner dem Trunk oder Spiel zu sehr ergeben sind; und dadurch leidet der Feldbau und die Viehzucht. An einem andern Orte herrscht eine immerwährende Zwietracht. Der innerliche Krieg läßt keine gemeinnützige Anstalten zur Ausführung kommen. Das was der Eine will, verwirft der Andere. Und diese Dorfkabalen richten die grösten Zerrüttungen an. Ich kenne Dörfer, wo es zur Mode geworden, daß man die Bäume durch einen zirkelförmigen Schnitt in die Rinde des

Stam-

Stamms zu töden gewohnt war, wenn man an seinem Feind hat Rache ausüben wollen. Wie sehr die Baumzucht dabey gelitten, ist leicht zu begreifen. In diesen Fällen sind moralische Verbesserungen nöthig.

An andern Oertern sind widersinnige Gerechtigkeiten und die schlechte Feldpolizey ein Haupthinderniß. Man giebt z. E. im Spatherbst gewisse Districte des Feldes, und die Gärten den Hirten völlig Preiß. Wollte man den Nutzen auf der einen Seite, und den Schaden auf der andern Seite gegen einander berechnen: so würde man erstaunen müssen, wie sehr sich solche Gemeinden dadurch selbst schaden. Die Weide im Spatherbst ist bekanntlich schlecht, und auch schädlich; folglich ist der Nutzen unbeträchtlich: desto größer aber der Schaden. Denn die Zäune werden zerrissen, die Bäume beschädigt, und die Felder können nicht so gut benutzt werden, als es möglich wäre, wenn den Hirten befohlen würde, die Gärten, und jeden gebauten Acker zu schonen. Dieses wäre möglich und nützlich.

An andern Oertern fehlt es an fleißigen und brauchbaren Arbeitern. Was helfen alle gute Anstalten, wenn es an tüchtigen Arbeitsleuten fehlt? So wird an manchen Oertern die Baumzucht ganz vernachlässiget, weil die Einwohner mit Bäumen nicht gehörig umzugehen wissen. So sehr die Dörfer, welche aneinander gränzen, in dem Localcharakter von einander verschieden sind, eben so sehr unterscheiden sie sich auch in Ansehung der Industrie. Alles was auf die Bildung des Charakters Einfluß hat, solches trägt auch vieles bey zum Fleiß, oder zur Trägheit der Landleute.

Noch an andern Oertern haben die Einwohner zu viele Feldgüter, weil die Terminey des Ortes zu groß ist, oder weil die Güter nicht dürfen getheilt werden: Es ist für den Landmann immer ein großer Schade, wenn

er das Ganze nicht gehörig übersehen kann, wenn er mit Schulden sein Gut antreten muß, und die Arbeit durch viele fremde Leute muß verrichten lassen.

In dem Jahr 1660 bestund das Dorf Kleestadt aus 26 Familien, und zu Anfang dieses 1778ten Jahres lebten in diesem Dorf 97 Männer und 22 Witwen. Aus alten Nachrichten weiß man, daß in jenen Zeiten dieser Ort ärmer gewesen als jetzt, und daß die Einwohner oft an den nöthigsten Bedürfnissen Mangel gelitten haben. Ein Beweis, daß die Vertheilung der Güter unter Viele, mehr nützlich, als schädlich sey.

Ein Haupthinderniß die Landwirthschaft zu verbessern, ist auch dieses, daß die Landleute ihre Producte nicht immer wissen, und zu Gelde machen können. Dieser Umstand druckt besonders die Einwohner in dem Amte Steinau.

Um sicher zu erfahren, mit welcher ökonomischen Krankheit ein jeder Ort behaftet sey, sind ökonomische Gesellschaften, welche in jedem Amte zu errichten wären, doch wohl das beste Mittel. Und dieses ist der erste Grund, die Nothwendigkeit solcher zu errichtenden Gesellschaften zu beweisen.

Eine andere Ursache: Personen, welche die Denkungsart der Landleute nicht nur genau kennen, sondern auch den Ton in ihrem Ort helfen angeben, solche müssen bey vorzunehmenden Verbesserungen nothwendig gebraucht werden. Wenn der Beamte, der Pfarrer, der Dorfschultheis, einige der vernünftigen Bauern selbst die Reformatoren sind, so wird die Sache gewiß weit besser von statten gehen, als wenn sie bloß die Werkzeuge seyn sollen, die Anordnungen der theoretischen Stadtökonomen blindlings zu vollziehen. Das gemeinschaftliche Interesse, in welches ein jeder mit einge-

floch-

flochten ist, wird sie vorsichtig machen, alles genau zu überlegen, damit aus Uebereilung keine Fehler begangen werden. Solche Leute können auch den Bauer am besten lenken, ihm seine alte Vorurtheile nach und nach benehmen, und ihn auf bessere Gedanken bringen, und alsdann hat man sehr viel gewonnen, wenn der Landmann dasjenige, was er zu seinem Vortheil thun muß, auch gerne thut.

Die dritte Ursache, warum ich ökonomische Gesellschaften für höchstnöthig halte, um die Landwirthschaft zu verbessern, ist diese: Wenn man wissen will, was in allen Betrachtungen und unter der Lage, worinn man sich befindet, das nützlichste seyn mögte, so muß man nachdenken, Versuche machen, und die Erfahrung anderer benutzen. Solche Gesellschaften sind aber eine Aufmunterung um nachzudenken, Versuche anzustellen, und einander seine Erfahrungen mitzutheilen. Unmöglich kann eine einzige Person alle Versuche allein machen, und alles aus eigner Erfahrung wissen. Dieses ist ein Geschäft für Viele. Wahrer Patriotismus wird auch durch solche gemeinnützige Bemühungen mehr aufzuleben anfangen. Der Bauer wird in seiner Hütte das süseste Vergnügen schmecken lernen, welches aus dem Bewustseyn entspringt, daß man sich um seine Mitbürger verdient gemacht habe.

Ohne mich in das Detail zu tief hinein zu wagen, will ich nur etwas von der Einrichtung und den Beschäftigungen solcher ökonomischen Gesellschaften sagen. Ein Secretair, welcher die Correspondenz führet, und das nöthigste besorget, ist allerdings erforderlich. Einem solchen Manne kann man es aber nicht zumuthen, daß er die Kosten tragen, und die Mühe ganz umsonst über sich nehmen soll. Mithin müste dieser nicht nur schadlos gehalten werden, sondern auch für seine ausserordentliche Mühe einen jährlichen Gehalt bekommen. Den

übri=

übrigen Mitgliedern traute ich immer so viel Vaterlandsliebe zu, daß sie nichts für ihre Mühe verlangen würden. Die Gesellschaft muß bestehen aus Beamten, Predigern, Bürgern und Bauern. Kurz aus Personen, welche ökonomische Einsichten besitzen, und auf die Denkungsart der Landleute Einfluß haben. Diese lesen die neuesten ökonomischen Schriften; und dazu wird eine Lesebibliothek erfordert, die aber gar nicht zahlreich seyn muß, sondern nur aus einigen Kernbüchern und Journalen bestehet.

Die Gesellschaft versammlet sich zu gewissen Zeiten. Man theilet einander seine Bemerkungen mit, verabredet gewisse Versuche, beurtheilet das Nützliche und Schädliche, und stellt Berathschlagungen über vorzunehmende Verbesserungen an. Eine Gesellschaft hat das Recht, den andern Gesellschaften Fragen zur Untersuchung und Beantwortung vorzulegen. Nur sey kein Vulkan in solchen Gesellschaften, der Feuer und Schwefel ausspeiet, wenn seine Worte nicht als Göttersprüche verehrt werden! Keiner werde mit Verachtung abgewiesen, wenn er auch den einfältigsten Rath sollte gegeben haben! vielleicht giebt er zu einer andern Zeit den besten Rath. Keine Inquisition müssen solche Gesellschaften zu fürchten haben, sonst stirbt der Patriotismus in seiner Geburt!

Dagegen sollen aber auch diese Gesellschaften keine freie Macht und Gewalt haben, nach Willkühr anzuordnen was sie wollen. Die Obrigkeit behält ihre Rechte, und die Gesellschaften geben nur von ihren Bemerkungen einem höhern ökonomischen Collegium Nachricht, thun Vorschläge über die Mittel und Anstalten zu ökonomischen Verbesserungen, und überlassen es der Obrigkeit, ob ihre Gedanken gut geheissen, oder verworffen werden. Betrifft es solche Verbesserungen, zu welchen ohnehin keine obrigkeitliche Einwilligung erfordert wird,

wird, so versteht es sich von selbsten, daß man die Obrigkeit damit nicht behelligen müsse.

Ich würde solchen Gesellschaften sogleich einige Aufgaben zu versuchen vorlegen. Die erste: Wäre nicht die Probe im Kleinen zu machen, daß man den Hanfsaamen etwas dichter säete, um zu erfahren, ob der Stengel dünnhäricher, und die Fäden zärter würden? Wenigstens streuet man in Schwaben den Saamen viel reichlicher aus, als in unsern Gegenden.

Die zwote Anfrage: Wär es in den Aemtern Steinau und Babenhausen nicht vortheilhaft, um den Kornbau zu verbessern, wenn man die Aecker mit Wetterauer Korn besäete? Es ist bekannt, daß 1. Malter oder Achtel Wetterauer Korn wohl 20 Pf. schwerer ist, als das Babenhäuser Korn. Und von dem Steinauer Korn ist bekannt, daß es sehr unrein ist. Man weiß, daß auf guten Saamen überaus viel ankomme, und daß der beste Saame in gewissen Gegenden nach einigen Jahren ausarte. Vielleicht würden die Transportkosten reichlich vergütet.

Es lassen sich übrigens gegen die Errichtung solcher Gesellschaften noch mancherley Fragen aufwerffen, die aber nicht von gleichem Werth sind.

Eine der wichtigsten ist wohl diese: **wovon bestreitet man die erforderlichen Unkosten?** — eine Frage, über welche man sich bey vielen neuen Projecten hinwegsetzt. Die Wahrheit zu gestehen, so weiß ich dazu keine Anschläge zu geben, ohnerachtet keine philanthropinische Summen dazu erfordert werden. Ich wünschte nichts weniger, als daß dem Landmann neue Auflagen gemacht würden. Und doch wohnen wir in keiner Feen-Welt, wo man nützliche Anstalten durch bloße Wünsche könnte ausführen. Der Patriotismus thäte wohl mehr,

mehr, wenn er weniger durch so viele und mancherley Projecte wäre getäuscht worden. So aber werden viele Gutgesinnte ermüdet und abgehalten, nützliche Anstalten unterstützen zu helfen.

Geben aber solche Gesellschaften nicht den Mitgliedern eine Veranlassung, die Pflichten ihres eigentlichen Berufs nachlässig zu erfüllen? Ist nicht zu besorgen, daß der Beamte, und der Pfarrer zum grösten Nachtheil ihrer Aemter allzu ökonomisch werden? Oder: Werden sie nicht wenigstens mit Arbeit dadurch überladen? Keines von beyden. Leute, welche gewissenhaft sind und ihre Pflichten kennen, werden sich dadurch nicht verleiten lassen, wichtigere Pflichten dieser Nebenbeschäftigung aufzuopfern. Und einige Stunden sich über solche Gegenstände zu unterreden, und ein paar Schriften mehr zu lesen, bleiben ihnen immer noch übrig. Solche Leute, welche bloß für sich, und nicht für ihre Aemter gelebt haben, weil sie bloß Oekonomen waren, — können nun auch zum Besten des Staats benutzt werden.

Sollte man auch die Absichten nicht an allen Orten so vollkommen erreichen können: so bin ich dennoch überzeugt, daß solche Anstalten im Ganzen genommen dem Staat einen wahren und großen Nutzen bringen würden.

Bl.

Anfrage.

Weiß jemand ein zuverlässiges und in anderm Betracht unnachtheiliges Mittel, die schädlichen Insecten aus den Gärten von Bäumen und Pflanzen zu vertreiben, der wird ersucht, zum Besten des Publicums seine Vorschläge darüber in diesen Blättern gefälligst bekannt zu machen.

Hanauisches Magazin.

Siebenzehntes Stück.

Von dem mineralischen Wasser bey Schwalheim.

In der Grafschaft Hanau sind verschiedene mineralische Wasser, welche auch schon in älteren Zeiten bekannt und berühmt gewesen sind, wie z. B. der so genannte gute Brunn hinter Philippsruhe, dessen heilsame Kraft besonders im Baden sich äussern soll, und welcher jetzt durch die Fürsorge unsers Fürsten zu diesem Gebrauche und zur Bequemlichkeit der Curgäste sehr wohl eingerichtet wird; ferner der Sauerbrunn zu Vielbel ohnweit Frankfurt, dessen Wasser zwar, so viel ich weiß, nicht weit verführt wird, aber doch an dem Orte selbst und in der Nähe umher Liebhaber hat, die es angenehm und nützlich finden; und dann der bey Schwalheim, dessen Eigenschaften hier nach den vorläufigen Untersuchungen eines geschickten Arztes beschrieben werden sollen. Der Ort gehört zum hanauischen Amte Dorheim, und liegt nicht weit von Nauheim und Friedberg in einer angenehmen Gegend. Er muß mit einem andern Schwalheim, welches in der Wetterau ohnweit Echzell liegt, und unter Hessen-Darmstädtischer Herrschaft steht, um so weniger verwechselt werden, da auch dieses Schwalheim ein mineralisches Wasser hat, welches dem unsrigen in einigen Stücken sehr ähnlich ist. Unser Gesundbrunn, von welchem hier die Rede ist, liegt ohngefehr eine halbe Viertelstunde von dem Ort im Felde an dem Wege nach Dorheim hinzu, und die Kunst hat bis daher nichts wei-

ter daran gethan, als was zur ersten Sorge der Einfassung und Ebenung des Platzes nöthig schien: Vielleicht kommt der Zeitpunkt, daß mehr daran geschehen wird.

Das geistige Wesen, wovon dergleichen mineralische Wasser belebt werden, (sagt der Herr Hofrath Kempf in seinem schriftlichen Aufsatze, woraus wir diese Nachricht entlehnen) welches keine Kunst abwägen, zergliedern, vielweniger nachmachen kann; diese zarte durchdringende Materie, wovon die kräftigsten Wirkungen im menschlichen Körper meist abhängen, macht gleichsam die Seele solcher Wasser aus, und verdient die meiste Aufmerksamkeit. Je mehr sie davon besitzen, desto mehr Vorzüge haben sie. Wie reich nun das an der Quelle sehr durchdringend schmeckende Schwalheimer Wasser daran sey, kann schon aus folgendem Versuch geschlossen werden. Man fülle einen steinernen Krug bis zu 1/5 oder 1/6 mit diesem Wasser an, verwahre ihn mit einem guten Propfe, schüttele den Krug stark, so wird der Propf mit einem Dampf und Knall sehr heftig gegen die Decke des Zimmers an- und zurückprellen. Das nämliche erfolgt bey wiederhohlten Versuchen mit eben demselben Krug und Wasser wohl etlichemal. Man schlage ferner einen dichten Propf stark ein, schüttele den Krug, so wird er von einander platzen. Eben das trägt sich mit den Gefäßen zu, die zu sehr angefüllt verführt werden. Die Gegenwart eines häufigen ätherischen und elastischen Wesens, und des Wassers Leichtigkeit kann auch durch einen andern Versuch dargethan werden, welcher sonst das Gegentheil beweisen würde. Ich senkte bey einem heiteren Nachmittage eine Spindel in den Brunnen, die nach und nach bis auf 10. Grade stieg. Wie leicht kann sich ein Naturforscher in dergleichen Proben betrügen! Und wie vorsichtig muß er deswegen dabey zu Werke gehen! Wie viele würden nicht nach dieser Erscheinung dem Wasser eine

eine ausserordentliche Schwere zuschreiben, wenn sie nicht auf den elastischen Aether, der die Spindel hebt, und die unzähligen Luftbläschen, welche dieselbe bedecken, aufmerksam sind? Sie können aber aus der Folge dieser Erfahrung leicht aus ihrem Irrthum gebracht werden. An einem Nachmittage, wo es den Morgen geregnet hatte, stieg die Wasserperle nur 5 Grade, und im Wasser, dem eine Nacht hindurch der Zugang der Luft in einem offenen Gefäße verstattet war, senkte sie sich so tief wie im Regenwasser; Ja, als ich 6 Loth Regenwasser gegen eben so viel Schwalheimer abwog, fand ich, daß die 6 Loth des Schwalheimer Wassers 5 bis 6 Gran leichter waren, als eben so viele des Regenwassers, welches um so merkwürdiger ist, da es so viel Salz hält.

Von seiner Leichtigkeit kann man auf seine Reinigkeit schließen. Wenigstens hab ich in diesem klaren Wasser wenig oder gar keine Kalcherde entdecken können. Seine Erde nahm bey der stärksten Calcination keine Schärfe an. Und hierinn ist es dem Pyrmonter und andern Wassern vorzuziehen, welche die viele beygemischte Kalcherde hart, schwer, und weniger verdaulich macht.

Das Schwalheimer Wasser enthält zarte Eisentheile in beträchtlicher Menge, die aber mit ihrem Menstruo, worinn sie sich aufgelöst befinden, sehr flüchtig sind. Denn an der Quelle wird es durch Beymischung des Gallapfelpulvers schwarz; wenn es in leicht verstopften Krügen eine Zeitlang aufbehalten wird, purpurfärbig; und wenn es über Nacht offen in einem Glaße gestanden hat, sehr wenig gefärbt.

Die erwähnten Eigenschaften könnten dieses Wasser schon empfehlen, aber ich habe noch eine Prüfung anzuführen, welche dieser Empfehlung ein großes Gewicht geben muß. Der Selzer Brunn hat es hauptsächlich dem Reichthum seines heilsamen Salzes zu verdanken,

 daß

daß sich sein Ruhm in alle Theile Europens, ja noch weiter erstreckt. Nun besitzt der Schwalheimer beynah das nämliche, und nicht viel weniger Salz. Sechs Pfund Wasser ließen nach gehöriger Abdünstung drey Quentchen einer weissen salzigen Materie zurück, und diese enthielt über die Hälfte reines Salz. Nachdem aber dieses Wasser durch ein drey Wochenlang anhaltendes nasses Wetter geschwächt war, erhielt ich nur zwey Quentchen, ohngeachtet die Sode von gemeinem Salz durch den Regen ergiebiger wird.

Dies erwähnte Salz zeigt sich bey genauer Untersuchung theils als ein Laugensalz, theils aber als ein Mittelsalz. Das Laugensalz verrieth sich durch das Braussen mit sauren Säften, durch die Veränderung der blauen Farbe des Violensyrups in eine grüne, des blauen Lackmußes (welches wohl zu bemerken) in eine dunkelrothe ꝛc. Das Mittelsalz scheint von zweyerley Gattung zu seyn, nehmlich Kochsalz (welches ich auch schon zum Voraus wegen der Nachbarschaft der Sode zu Nauheim muthmaßte, und welches man daraus erkannte, daß es cubische Crystallen anschoß, weisse Dämpfe von sich stieß, wenn man Vitriolöl darauf tröpfelte, und daß es knisterte, wenn man es auf Kohlen warf) sodann eine besondere Art Mittelsalz, welches weitere Untersuchung verdient, vermuthlich aber unter die Classe des mit Kochsalz nah verwandten Glauberischen Wundersalzes gehört.

Aus allem dem erhellet, daß das Schwalheimer Wasser eine grosse Aehnlichkeit mit dem Schwalbacher, eine noch grössere aber mit dem Selzer habe. Es besitzt, wo nicht mehr, doch gewiß eben so viel Brunnengeist, und fast das nämliche Salz, als das Selzer, nur ist es minder alkalisch. Hingegen ist es auch deswegen nicht so geschwind einer lixiviosen faulartigen Veränderung unterworfen, und läst sich besser verführen als jenes; Denn nachdem es sechs Tage offen in der Wärme gestanden hatte, fand man doch nichts Unangenehmes am Geruch

und

und Geschmack darinn. Mit dem Schwalbacher kommt es darinn überein, daß es häufige Eisentheile enthält. Das Schwalbacher hat aber einen raschern eisenhaftern Geschmack. Ob dieses von der grösseren Menge des Brunnengeistes (er sey nun alkalisch, sauer, oder vielmehr von der Natur des Stahlischen flüchtigen Schwefelgeistes, worinn nach Proportion der zarte Eisensaffran aufgelöst ist) herzuleiten sey, daran zweifle ich, weil, wie ich oben bewiesen, unser Schwalheimer Wasser geistreich genug ist, und durch das Galläpfelpulver wo nicht schwärzer, doch eben so dunkel als das Schwalbacher Wasser gefärbt wird. Vielmehr könnte man es dem gröbern Eisensaffran zuschreiben, welcher dem Schwalbacher beygemischt ist. Denn das Schwalheimer, wenn es auch noch so lang in offenen Gefäßen warm gestanden hat, zieht weder eine farbige Haut, noch läst es einen Oker fallen; und aus dessen nach der Abdünstung zurückgelassenen zarten Erde, die von den durchs Feuer zerstöhrten Laugensalzen meist erzeugt wird, zieht der Magnet keine Eisentheile an: Sie wird durch die Calcination blos etwas röthlich. Anderntheils mag wohl das viele Salz, welches sich darinn befindet, den raschen Vitriolgeschmack schwächen, oder gleichsam verstecken; denn es enthält über die Hälfte mehr Salz als das Schwalbacher. Die zärtere Bestandtheile, der feinere Geschmack und die Menge Salz sind auch die Ursache, warum es sich mit der Milch füglicher vermischen läst, und diese Mischung dem Gaumen weit angenehmer macht.

Wie viele gute Wirkungen kann man also nicht von dem Gebrauche dieses Wassers erwarten? Beynah in allen Fällen wo Schwalbacher oder Selzer einzeln verordnet werden, und oft kräftiger und sicherer, ja in vielen mit mehr Erreichung aller Absichten des Arztes, als jene beide einzeln nur zum Theil thun. Diese gemeinnützigere Eigenschaft der mineralischen Wasser haben die grösten Aerzte durch die Vermischung beider Wasser

zu erhalten gesucht. Wie denn der berühmte D. Hoffmann in Halle, der die meisten Gesundbrunnen in Teutschland hauptsächlich in Aufnahme gebracht hat, oft die Vermischung des Selzer mit dem Pyrmonter, um den erwähnten Zweck zu erreichen, angerathen hat. Wie viele Vorzüge hat aber eine natürliche innigste Vereinigung vor einer gekünstelten?

So viel Gutes kann man, ohne die Sache zu übertreiben, von dieser Quelle sagen, da sie doch 13 Schuhe steigen muß, ehe sie abfliest, und daher, wie leicht zu erachten, viel von dem höchstflüchtigen Geist verliert, auch zu lang von dem zufliessenden Regenwasser verunedelt wird, ehe sie dasselbe ausstossen kann. Und da noch überdies die Hauptquelle, welche weit kälter und stärker befunden worden, durch die Vermischung mit vielen schwächeren Quellen entkräftet wird: Wie viel mehr hätte man von ihr zu erwarten, wenn diesen Fehlern abgeholfen würde? Dies könnte leicht geschehen. — Die Quelle wirft einen ausserordentlichen Spiegel, und bey ihrer anzurathenden Einschränkung wäre kein Mangel an Wasser zu besorgen. Doch ehe diese Kosten angewandt würden, könnte der näher bey Dorheim gelegene Brunn, dem man noch den Vorzug vor dem andern geben will, ausgefegt, und seine von wildem und, wegen Mangel des Abflusses, stehendem eigenen Wasser gereinigte Quelle untersucht und mit der Schwalheimer Hauptquelle verglichen werden. — Die Gegend ist von der Natur so begünstigt, daß einer der angenehmsten Aufenthalte für Curgäste ohne grosse Mühe daraus gemacht werden könnte.

Der Schwalheimer Brunn ist auch der alten römischen Münzen wegen merkwürdig, die fast jedesmal bey dessen Ausfegung darinn gefunden werden, und wovon sich in dem Kabinet unsers Durchl. Fürsten einiger Vorrath in überaus wohl behaltenen Stücken befindet. Vielleicht

leicht ließen sich mehrere dergleichen Seltenheiten nebst ihrem Ursprung, vorzüglich aber Steinkohlen entdecken, und die ich nicht ohne Ursache in dieser Gegend vermuthe, wenn man die daran grenzenden Höhen etwa mit Bergbohrern untersuchte.

Doch wieder zur Sache. Die erzählten Tugenden des Schwalheimer Wassers haben weitere Versuche nicht allein bestätigt, sondern mich auch überzeugt, daß es selbst im Winter vorzüglich vor andern mineralischen Wassern vortreffliche Heilkräfte äussert, und sich ohne Verlust seines häufigen Spiritus besser verführen läst. Ich ließ es gegen Selzer und Schwalbacher Wasser, die zu gleicher Zeit im Winter geschöpft wurden, probiren. Jedermann gab dem unsrigen den Vorzug, indem es wenig oder nichts von seiner Stärke verlohren zu haben schien, da hingegen die andern nicht anders schmeckten, als wenn über die Hälfte Regenwasser damit vermischt wäre. Es wurde dasselbe im Winter 6 Meilen Wegs in unverpichten, aber mit guten Propfen verwahrten Krügen verführt, stand über 4 Wochen im Keller, hernach wurden 2/3 eines Krugs mit gröstem Appetit ausgetrunken, der Rest aber blieb in der warmen Stube noch so stark, daß er den Propf mit der grösten Heftigkeit gegen die Decke trieb. Ohngeachtet des flüchtigen Spiritus läst es sich auch im heissesten Sommer gut verführen, wenn nur die Krüge sorgfältig verwahrt werden.

Unter andern Fällen, wo es sich ausserordentlich wirksam im Winter bezeigt hat, ist folgender merkwürdig. Ein Hypochondrist wurde mit einer heftigen Gicht über 2 Monathe gemartert; diese ließ eine Schwäche der Nerven zurück, daß er oft Ohnmachten bekam, mit anhaltendem Schwindel, abwechselnden schmerzhaften Krämpfen in den inneren und äusseren Theilen, und mit Unverdaulichkeit geplagt wurde. Nach vergeblichem Gebrauch der kräftigsten Arzneymittel rieth ich ihm das

Schwal-

Schwalheimer Wasser mit warmer Milch an. Dies that, wie er selbst sich ausdrückte, Wunder, indem sich in kurzer Zeit die Leibeskräfte wieder einstellten, und alle Beschwerden verschwanden. Er trinkt es eben so noch immer fort statt des Thees und Caffes. Und in der That, wer dieses angenehm schmeckende Gemeng mit Milch einmal versucht hat, der wird gar leicht die indianischen Getränke darüber vergessen.

Bücher.

1. *Car. Franc. Houbigantii* Notæ Criticæ in universos veteris Testamenti libros, cum integris ejusdem prolegomenis, ad exempl. Parisiense denuo recusæ 1777. Tom. I. pag. 523. Tom. II. pag. 600. ohne die Prolegomena, welche 312 Seiten betragen, in 4. Frankf. am Main, bey Varrentrapp Sohn und Wenner.

Ein wichtiges kritisches Bibelwerk, welches seit seiner ersten Edition 1753. in Teutschland weniger bekannt war, als es verdiente, und nun dem gelehrten Schriftforscher auf eine wohlfeile Art in die Hände gegeben werden kann.

2. Charakteristik der Bibel, von Hermann August Niemeyer. 8. Halle, bey Gebauer, 1777. drey Theile.

Dieses Werk, welches über die Geschichte der Menschheit in dem ersten Weltalter so viel Aufklärung giebt, und mit so viel Seelenkenntnis über die Empfindungen der Religion geschrieben ist, verdient den Beyfall vollkommen, womit es Teutschland aufgenommen hat, und sollte billig so wenig dem empfindsamen Leser der Bibel, als dem gelehrten Schriftforscher unbekannt seyn. Diejenigen, welche das Leben Jesu, von Heß beschrieben, mit so viel Vergnügen und Erbauung gelesen haben, werden in der Charakteristik eines der schätzbarsten Bücher finden, die sie in dieser Materie jemals lesen können.

Hanauisches Magazin.
Achtzehntes Stück.

Ueber die Volksmenge in Hanau.

Richtige Verzeichnisse der Getrauten, Gebohrnen und Gestorbenen sind in mancherley Absichten sehr schätzbar. Schon als Beiträge zu der Geschichte der Menschen betrachtet, in der Eheverbindungen, Geburt und Todt, die gewöhnlichsten, aber auch zugleich die wichtigsten Ereigniße sind, verdienen sie Aufmerksamkeit. Was solte doch wohl der beste Biograph, wenn er sich nicht des Verbrechens der beleidigten Wahrheit schuldig machen will, von nicht wenigen Menschen, anders sagen können, als dieses: sie wurden gebohren, heiratheten, vegetirten wie Pflanzen, und starben? Allein noch weit mehr wird man richtige Geburts- Todts- und Trauungslisten aller Achtsamkeit werth finden, wenn man durch sie, **den Glauben an eine Vorsehung** bestätigt sieht. Sie sind eben so viele unverdächtige Zeugen, welche uns die so angenehme und tröstliche Versicherung schenken, daß auch das menschliche Geschlecht, mit seiner Erhaltung und Wohlfarth ein vorzüglicher Gegenstand der über alles waltenden Vorsehung des Höchsten sey. wenn man hier so augenscheinlich wahrnimmt, wie in dem Durchschnitt mehrerer Jahre, immerfort zwischen den Gebohrnen und Gestorbenen, ein und eben dasselbe Verhältnis statt findet, nach welchem allemal ordentlicher weiße, die Anzahl der Gebohrnen, die Anzahl der Gestorbnen um vieles übersteigt, um den großen Abgang zu ersetzen, wel-

chen bisweilen blutige Kriege, Pest, Hungersnoth und andere ausserordentliche Zufälle dem menschlichen Geschlechte verursachen, und um die noch in so vielen Gegenden bewohnbare, und doch unbewohnte Erde, immermehr mit Menschen anzufüllen, wenn man hier die zwar in einzlen Fällen und Gegenden bisweilen gestörte, aber doch immer wieder hergestellte, und im Ganzen erhaltne Gleichheit bemerkt, welche zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte herrscht; so wird dann der große und erquickende Gedanke in unserer Seele aufsteigen müssen, und sich gleichsam in dem innersten derselben hörbar machen. — Menschen! Der Gott, der euch geschaffen, euch zu Bewohner und Beherrscher dieser Erde gemacht hat der sorgt mit unwandelbarer Liebe und Treue, für die Erhaltung, für die Fortdauer, für das Wohl eures Geschlechts!

Dazu kommt noch ein eben so schätzbarer Vortheil, den Trauungs- Geburts- und Todtenverzeichnisse uns gewähren können. Es ist dieser: **Sie sind gute und wenig trügende Mittel, um die Bevölkerung eines Lands, einer Stadt** ꝛc. **mit ihrer Ab- oder Zunahme, ihrem Anwachs oder Verminderung zu bestimmen.** Das, was doch gewiß patriotisch gesinnte Seelen nichts gleichgültiges seyn kann. Zwar bleibt eine sorgfältige, und auf obrigkeitlichen Befehl nach Alter, Geschlecht, Beruf. u. s. w. genau detaillirte Zählung aller Bewohner eines Lands und einer Stadt, in jedem Jahre, das sicherste Mittel, den Grad ihrer Bevölkerung mit aller Genauigkeit zu bestimmen (Ein Weg den man schon in vielen Ländern, und auch so viel ich weiß, in unsrer Grafschaft eingeschlagen hat) allein da dieses zuverlässige Mittel die Bevölkerung zu wardieren, noch nicht überall gebräuchlich ist, und da man in denen Ländern, wo es schon gewöhnlich ist, noch bisher gröstentheils, das Resultat dieser jährlichen Zählungen unter die Staatsgeheimniße zu rechnen vor

gut

gut befunden hat; so bleibt für den Privatmann, der sich gerne in der Stille hievon belehren will, kein anderer Weg übrig, als vermittelst der ihm bekannten Trauungs = Geburts = und Todeslisten, durch wahrscheinliche Berechnungen, sich selbst dieses politische Räzel aufzulösen. Eben das hat den Verfasser dieses Aufsatzes bewogen, folgende Verzeichnisse von Getrauten, Gebornen, und Gestorbenen in hiesiger Haupt = und Residenzstadt Hanau einzurücken, und mit einigen Anmerkungen zu begleiten.

Liste aller getrauten Paare in den vier Gemeinden von Hanau

von

1768 — 1778.

Jahre	Teutsch Ev. Ref. Gem.	Ev. Luth.	Französ.	Niederl.	Ueberh.
1768.	58	63	10	2	133
1769.	50	51	9	2	112
1770.	41	32	8	5	86
1771.	39	47	7	2	95
1772.	25	30	9	5	69
1773.	41	47	8	5	101
1774.	44	41	15	2	102
1775.	54	50	12	4	120
1776.	38	47	14	2	101
1777.	46	73	9	6	134
	436	481	101	35	1053

Liste aller Gebornen in Hanau von 1768 — 1778.

Jahre	T. Ev. R. G.	Ev. Lut.	Franz.	Nied.	Ueberh.	Söh.	Töch.
1768.	207	235	42	18	502	279	223
1769.	195	219	56	14	484	233	151
1770.	204	220	53	22	499	268	231
1771.	181	195	42	16	434	219	215
1772.	147	171	43	18	379	180	199
1773.	136	197	45	20	398	220	178
1774.	170	187	45	15	417	216	201
1775.	177	209	40	21	447	211	236
1776.	176	175	50	16	417	200	217
1777.	150	200	52	22	424	230	194
	1843	2008	468	182	4401	2256	2145

Liste aller Gestorbenen in Hanau von 1768 — 1778.

Jahre	Teutsch Ev. Ref. Gem.	Ev. Luth.	Französ.	Niederl.	Ueberh.
1768.	181	159	30	10	380
1769.	133	140	30	13	316
1770.	244	202	47	23	516
1771.	171	163	25	8	367
1772.	227	254	52	17	550
1773.	177	184	50	17	428
1774.	167	172	38	5	382
1775.	169	170	31	15	385
1776.	149	126	26	12	313
1777.	136	143	25	14	318
	1755	1722	354	134	3955

An=

Anmerkungen.

1. Voranstehende Listen fassen 10. Jahre in sich, weil wenigstens 10 Jahre dazu gehören, um mit Wahrscheinlichkeit etwas aus ihnen schließen zu können, und man hat dazu die letztere 10. Jahre gewählt, weil einige epidemische unter ihnen waren, wie 1770 und 1772, und dadurch der Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbnen, der hier demohnerachtet statt findet, um desto beweisender wird.

2. Aus der Vergleichung der Geburts- und Todteslisten, ist es klar, daß die Anzahl der Gebornen, die Anzahl der Gestorbenen, bey weitem übersteigt. Eine Bemerkung, die sich auch bisher bey allen andern Listen bestätigt hat, und die so sichtbar von der Vorsorge Gottes in Erhaltung des menschlichen Geschlechts zeuget. In den letzten 10. Jahren sind 4407. gebohren, und dagegen nur 3955. gestorben. Der Ueberschuß an Gebornen beträgt also 452. Nach allen bisherigen Berechnungen hat man, wie Süßmilch durch viele Beispiele in seinem bekannten Werke zeigt, gefunden, daß ein Jahr in das andere gerechnet, gegen 10 die sterben, am gewöhnlichsten, wenigstens 11. gebohren werden, und also auf 1000 gestorbene 1100 gebohrene kommen. Auch dieses wird durch die angeführte Listen bestätigt. Auf beinahe 4000. Todte, kommen hier noch etwas mehr als 400. Gebohrne Ueberschuß. Daraus ist zugleich klar, daß Hanau in Ansehung der Gesundheit, keiner Stadt von gleicher Größe leicht nachstehen darf, weil die Sterblichkeit darinn so gering ist, als sie nur in irgend einer Stadt von dem Range seyn kann. Selten, sehr selten sind hier epidemische Krankheiten. Viele Jahre gehen oft vorüber, ohne von einer etwas zu hören; und wenn sie hier sich zeigen, so hat es die bisherige Erfahrung gelehrt, daß sie fast immer in dieser Stadt weniger gefährlich und verwüstend waren, als in benachbarten. Die vor einigen Jahren durch ganz Deutschland herrschenden faulen Fieber herrschten zwar auch hier, aber nirgends war doch die durch sie vergrößerte Sterblichkeit, damals geringer, wie hier. Alle Vorwürfe, die so manche dieser Stadt, in Ansehung ihres für die Gesundheit nicht allzugünstigen Verhältnisses, zu machen für gut gefunden haben, haben die Erfahrung gerade wider sich. Nur Vorurtheile, sichtbare Partheilichkeit für ihren Geburtsort,

aus dem sie die Vorsehung hierher verpflanzt hat, und die den Menschen so gewöhnlichr Unzufriedenheit mit der Lage, in der sie sich befinden, wenn sie auch gleich an sich gut ist, und andere eben so wenig rühmliche Ursachen, haben vielen unter ihnen jene Vorwürfe dictirt. Ich weiß zwar wohl, wie sehr man sonst über die kalten Fieber hier geklagt, und mit einem Schein von Recht geklagt hat. Unleugbar ist es, daß so manche Fremde sich von ihnen, sobald sie nur hierher kamen, befallen sahen, und daher hieß es: Sie sind in Hanau einheimisch, und das erste traurige Geschenk, welches jeder Fremde da zu erwarten hat. Aber ich weiß auch, daß nun kein Fremder mehr sich darüber zu beklagen Ursache haben wird. Sie sind jezt hier nicht gewöhnlicher, als an jedem andern Ort. Die Ursachen, die sie ehemals gewöhnlicher machten, scheinen nun völlig verschwunden zu seyn, und beweisen dadurch, daß die Schuld davon weder an dem Clima, noch an dem so sehr bescholtenen Wasser von Hanau liege. Vielleicht waren die morastigen mit allerley Unrath angefüllte, und in heißen Sommertagen fast ganz stillstehende Wassergräben zwischen Alt- und Neuhanau die Ursache davon. Wenigstens spürt man, seitdem sie ausgefüllt worden, und nicht mehr vorhanden sind, von jenen Fiebern wenig mehr.

3. Es ist eine ausgemachte und durch unzählbare Erfahrungen bestätigte Sache, daß mehr Knaben als Mädgen gebohren werden. Gegen 20 Personen vom weiblichen Geschlechte werden gemeiniglich 21 vom männlichen Geschlechte gebohren, gegen 100 Mädgen 105 Knaben, gegen 1000 von den ersteren 1050 von den letzteren, bis in gewissen Jahren durch die größere Sterblichkeit bey den Knaben, beide Geschlechter sich wieder einander gleich kommen. Auch dieses wird durch die oben eingerückte Geburts- und Todteslisten bekräftigt. In 10 Jahren sind 2256 Knaben, und dagegen nur 2151 Mädgen gebohren worden, folglich 105 Knaben mehr, das ist gerade so viel, als der Ueberschuß der Knaben nach dem bemerkten Verhältnis betragen müßte.

4. Um die Anzahl der Lebenden aus Geburts- und Todteslisten zu bestimmen, verfährt man auf die Art. Man dividirt zuerst die ganze Summe, sowohl der Gebohrnen als Gestorbenen von zehen Jahren, mit 10, um dadurch eine

eine Mittelzahl heraus zu bringen, wenn man diese gefunden hat, so rechnet man in mittlern Städten wie Hanau ist, auf 28 Lebende einen Gebohrnen, und auf 32 Lebende jährlich einen Todten, und multiplicirt also die gefundene Mittelzahl der Gebohrnen, mit 28, und die Mittelzahl der Gestorbenen, mit 32; so bekommt man die Anzahl der Lebenden. Auf eine ähnliche Art verfährt man mit den Trauungslisten, und rechnet auf etwa 100 Lebende jährlich ein Ehepaar.

Ich will nun einen Versuch machen, auf diese Art die Anzahl der Einwohner von Hanau nach vorliegenden Listen zu berechnen.

Die Summe aller Gebohrnen in Hanau von 10 Jahre belauft sich auf 4407, und gibt mit 10 dividirt eine Mittelzahl von 440. Ich will aber nur um eine runde Zahl zu haben, 400 dazu annehmen. Wird nun diese Mittelzahl mit 28 multiplicirt, so würde die Anzahl der Einwohner von Hanau sich nach diesen Berechnungen aus der Geburtsliste, auf 11200 belaufen.

Die Summe der Gestorbenen von 10 Jahren beträgt 3955. Die Mittelzahl ist 395. Wenn man diese mit 32 multiplicirt; so würde nach dieser Berechnung aus der Todtesliste, die Anzahl der Bewohner von Hanau 12640 ausmachen. Die Summe aller getrauten Paare von 10 Jahren ist 1053. Die Mittelzahl 105 Paar. Diese mit 100 multiplicirt, gibt eine Zahl von 10500 Einwohnern.

Vergleicht man alle diese herausgebrachte Summen der Einwohner von Hanau, die von einander abgehen, davon aber die höchste etwas über 12000, und die geringste etwas unter 11000 gehet, so wird es wohl am sichersten seyn, wenn man die Anzahl aller und jeder Bewohner von Hanau etwa zwischen 11000 und 12000 ansetzt. Und ich getraue mir zu behaupten, daß diese Anzahl wohl nicht weit von derjenigen abgehen kann und wird, welche die auf obrigkeitlichen Befehl jährlich verfertigte Listen aller Bewohner von Hanau bezeugen werden.

B.

Anek-

Anekdote von einer jungen Poetin von 10. Jahren.

Wie sehr sehnt sich mein Herz im Stillen oft nach dir!
Ich klage insgeheim: Ach, wärst du wieder hier!
Wie werd ich mich erfreun, wenn ich dich wieder sehe,
Nichts wünsche ich so sehr, als daß dies bald geschehe!

Diese vier Zeilen, die man hier so giebt, wie sie das gute Kind von großer Hofnung und von einer angesehenen Familie vorigen Herbst aus dem Stegreif im Namen eines andern Kindes verfertigte, um dessen Sehnsucht gegen seine erhabene damals abwesende Mutter auszudrücken, scheinen uns werth aufbehalten zu werden, um die Muse dieses Kindes, wenn sie nach weiteren 10 Jahren Meisterstücke liefern wird und kann, schon jetzt in ihrer Kindheit zu sehen. Sie wählte dieses Thema, da sie einmal Verse machen sollte, unter vielen Zerrereien und Neckereien anderer Kinder, und war in wenig Minuten damit fertig, sagte sie einer erwachsenen Person in der Gesellschaft ins Ohr, und verlangte derselben Urtheil. Gut, sagte sie; aber Sie müssen die Verse aufschreiben. Sie schrieb sie auf, und wir haben zur Aufmunterung dieser jungen liebenswürdigen Person für Recht gehalten, sie hier nachschreiben zu müssen. Der Kunstrichter kann dies und jenes und besonders die letzte Zeile darinn poetischer wünschen. Aber er denke an das Alter von 10 Jahren, und wisse, daß dieses Kind von einer sehr guten geistvollen Mutter erzogen wird, die das fortsetzt, was ihre leibliche Mutter würde gethan haben, und was eine Karschin von einem solchen Genie unter dieser Erziehung auf das Zukünftige weissagen muß.

Hanauisches Magazin.

Neunzehntes Stück.

Religion und Gottesdienst.

Ein politisches Fragment.

Nulla res magis animos & mores componit, quam Religio: & illa, ubi in pectus demissa, virtutum agmen sequitur.
LIPSIUS.

Ist Religion dem Staate vortheilhaft und nöthig? Diese Frage löset sich ganz in die auf: ists besser einen gesunden Leib haben; oder einen faulenden, von dem der Arzt täglich Glieder abschneiden muß?

Der Staat, dessen Bürger, getrieben durch Religion, das Laster fliehen, die Gesetze des Fürsten heilig halten, und jede Handlung verabscheuen, welche die Ruhe der Gesellschaft stöhren könnte, ist gesunder Körper — ist ohne Zweifel glücklich. — Aber wenn den Bürger nichts als das blitzende Schwerd der Rachen vom Laster zurückhält, wenn er begierig ist, die Grenzen der Gesetze zu überschreiten, und die Ruhe der Gesellschaft zu stöhren, sobald er die blitzenden Strahlen des Rachschwerds nicht sieht; — Dann ist wahrlich der Staat faulender Körper, wo die Obrigkeit in jedem Augenblicke bereit seyn muß, Glieder abzuschneiden, und ihn mit dem vom Blute träufelnden Schwerde der Strafe zu verstümmeln.

Jener gleicht einer Heerde sanfter Schafe, vor welcher der Hirte singend vorangeht, um am Abhang des Hügels in der Morgensonne sich sorglos zu lagern, und angenehm zu schlummern. Dieser aber gleicht der Heerde unbändiger

diger Stiere, wo mit Peitsche und Stabe und reißendem Hunde der Hirte jeden Augenblick Ruhe und Ordnung herzustellen bemüht seyn muß. Müde und mürrisch eilt er des Abends zur Ruhestätte, verwünscht den vorigen Tag, und fürchtet die Last des kommenden.

Saget, wolltet ihr lieber Hirte der Stiere seyn, als der sanften Schafe? — Saget, ist Religion dem Staate nöthig, oder nicht?

Ich bin nicht Scheinheiliger, nicht religiös ohne Vernunft; — Ich schreibe nicht aus Andächteley. Das, was ich sagte, haben vor mir mehrere Philosophen gesagt, und ich will zur Bekräftigung nur **Bielefelds** Worte hier einrücken, ehe ich vom Gottesdienst etwas rede.

* * *

„Bayle und einige andere Gelehrte haben sich äus„serst bestrebt, darzuthun, daß es Völker gegeben ha„be, die nichts von Gott und seinem Dienste gewust „hätten. Gesetzt, daß sie diese zweifelhafte Sache hät„ten beweisen können: Was für Folgerungen hätten „sie hieraus ziehen wollen? Wollten sie, daß gesittete „Völker jenen barbarischen Völkern nachahmen sollten? „Und gesetzt, daß es in einem Winkel von Afrika und „Amerika einige Horden Wilde gäbe, die keine Religi„on hätten, finden sie dann deren Republiken so wohl „eingerichtet, so vollkommen, daß sie sich selbige zum „Muster nehmen wollten? Man fragt nicht, was die „Huronen und Hottentotten thun; man will wissen: „ob jemals eine ehrwürdige, gesittete, durch ihre Re„gierung, und durch die Weisheit ihrer Grundsätze „glückliche Nation, ohne allen Gottesdienst gewesen „sey? Und man kann kühnlich sagen: **Nein!** — Wir „reden hier nicht als Theologen, oder als speculirende „Weltweise, oder als Litteratoren, wir reden schlecht-

hin

„ hin als Staatskundige, und bitten den Leser, sich
„ in diesem ganzen Abschnitte dessen zu erinnern. **Die**
„ **Religion ist die sicherste Stütze des Throns**
„ **eines Landesherrn, und der kräftigste Zaum**
„ **wider alle Verbrechen und Unordnungen, die**
„ **den Staat stöhren können.** Man leugnet dieß,
„ und meinet, die Leibesstrafen, die Furcht für Galgen
„ und Rad hielten die Menschen im Zaum; allein man
„ hat Unrecht. Was wird denn die Verwegenheit ei-
„ nes Verzweifelten, eines Bösewichts hemmen, der
„ den Tod nicht fürchtet? Denn wer nur noch eine
„ Viertelstunde leben will, der hat sich vor nichts mehr
„ zu scheuen. Allein, hier eben hört die menschliche
„ Macht auf, und die Macht der Religion hebt an.
„ Soll der Landesherr es übel nehmen, daß er einen
„ solchen Zügel hat? Diesen fürchterlichen Zügel, der
„ aufs Gewissen wirkt, um seine Unterthanen zu bän-
„ digen? Sollen die Unterthanen böse seyn, daß sie
„ einen Zaum mehr haben, ihren Fürsten in seiner Pflicht
„ zu erhalten, und alle Ausschweifungen zu hemmen,
„ darein eine übermäßige Macht ihn gar zu leicht stür-
„ zen kann? Was für ein wunderwürdiges Band für
„ die Republik ist nicht die Religion! Wir müssen noch
„ mehr sagen. Wenns möglich wäre, daß wir sogar von der
„ Falschheit einer Religion überführt seyn könnten, die
„ uns eine selige Ewigkeit nach diesem Leben verspricht;
„ würde es nicht eine Unmenschlichkeit seyn, diese schäd-
„ liche Entdeckung gemein zu machen, und den Un-
„ glauben zu predigen? Es giebt in allen Ländern Millio-
„ nen Seelen, die in dieser Welt kein sehr angenehmes
„ Leben führen, die mit dem Elende kämpfen, ihr Brod
„ mit saurer Arbeit verdienen, und sich durch die Vor-
„ stellung trösten, daß sie bey Erfüllung ihrer Pflichten
„ in dieser Welt den Himmel zu hoffen haben. Unmensch-
„ licher Dienst! Du wilst diesen armen Sterblichen die-
„ jenige Hofnung rauben, die für sie in dieser Welt
„ ein wirkliches Gut ist? Und was gibst du ihnen da-

„ für? Eine künftige Vernichtung. Schöne Aussicht! Sehr „ tröstliche Entdeckung! — Aus allem diesem folgt, daß „ wenn gleich ein Landesherr selbst nicht die geringste „ Religion hätte, er gleichwohl alle diejenigen scharf stra- „ fen müsse, die den Unglauben predigen.

* * *

Dieß sey genug von der Nothwendigkeit der Religion, unter der ich aber nicht **Aberglauben** verstehe. Fern sey Aberglauben vom Volke! —

„ So schädlich, sagt Herr von **Bielefeld**, auch der „ Unglaube ist, so viel schädlicher ist einem Staat der „ Aberglaube, wenn er sich des Verstandes eines Lan- „ desherrn, oder eines Volks bemächtiget. Sobald „ der Aberglaube Macht in Händen hat, so ergreift er „ die Waffen, und wird fanatisch, ja rasend. Daher „ die Bluthochzeiten, die grausamsten Uebel, die einem „ Staate begegnen können, daher die gröbsten Fehler „ wider die Staatskunst! Des Aberglaubens erste „ Wirkung ist der Verfolgungsgeist. Das Merkmal „ der Religion ist die Dultung.

Aberglaube ist freßender, obgleich aus köstlichen Grundstoffen entstandner, **Höllenstein**, **Religion** ist **Demant**. **Natürliche Religion** roher Demant; **reine geoffenbarte**, geschliffener Demant; **Religion mit Feyerlichkeiten des Gottesdienstes** Demant, gefaßt und geziert vom Goldarbeiter.

Nur der Kenner bewundert und schätzt den Demant ohne Einfassung; aber der Pöbel, der grosse Haufen des Volks wird ihn nicht achten. Gebt also der Religion Ceremonien und Feyerlichkeiten des Gottesdienstes, um sie dem Volke ehrwürdig zu machen, das zu ihrem Geist nicht hinaufdencken kann, und das Dahinreissung durch

durch sinnliche Gebräuche erwartet. Ohne sie wirds kalt den Namen Religion und Gottesdienst nachplaudern, wie der Staar: und keine Kraft im Herzen spüren.

Aber dem, welcher den herrlichen Stein mit Einfassung bedecken wollte, daß ich seine Größe und glänzende Strahlen nicht sähe, würde ichs keinen Dank wissen, ihn eingefaßt zu haben. Nur zur Zierde, nicht zur Bedeckung soll die Einfassung seyn. F.

Verzeichnis der diesjährigen Sommerlectionen des akademischen Gymnasiums in Hanau.

In der Theologie.

Hr. Sam. Endemann, Consistorialr. Inspector der ref. Kirchen in der Grafschaft Hanau und ord. Prof. der Theol. liest des Morgens von 9 — 10 an den bestimmten Tagen über die Moraltheologie nach seinen Dictaten, und wird fortfahren, den Geübtern Anleitung zum Predigen zu geben. Auch erbietet er sich zu Disputirübungen über die Dogmatik und Moral.

Hr. Alb. Jac. Arnoldi außerord. Prof. der Theologie will Mittwochs von 2. — 3. über die Lehrsätze der geoffenbarten Religion gegen die Einwürffe der Unglaubigen ein Disputatorium anstellen. An den übrigen Tagen wird er privatim eine Einleitung in die gesammte Theologie oder eine Encyklopaedie nach Roberts Entwurf vortragen, oder die Endemannische Dogmatik erklären.

In der Jurisprudenz.

Hr. Joh. Osius Der Rechte ord. Prof. und des ref. Con-

Consistoriums Syndikus, wird in öffentlichen Stunden die vorhin angefangenen Lectionen fortsetzen und zu Ende bringen, den übrigen Theil des halben Jahrs aber mit der Geschichte der Rechtsgelehrtheit zubringen. Privatim trägt er Morgens von 9 — 10 das Recht der Natur, und von 10 — 11. des Heineccius Anfangsgründe des bürgerlichen Rechts nach der Ordnung der Institutionen vor.

In der Heilungswissenschaft.

Hr. Abel Socin der Phil. und Med. Doct. und ordentl. Prof. Sr. Hochfürstl. Durchl. Oberhofrath und Leibmedikus, wird in seinen öffentlichen Lectionen Boerhavens Aphorismen von den chirurgischen Krankheiten völlig aus erklären.

In der Philosophie.

Hr. Martin Iber der Phil. Hist. und Eloquenz. ord. Prof. und d. Z. Rector des Gymn. wird öffentlich um 11 Uhr die Grundlehre und allgemeine Kosmologie erklären; Privatim um 8. die reine Mathematik von neuem anfangen, und um 3. die mathematische Geographie nach seinen Sätzen, die historische Geographie aber nach dem Büsching lehren. Die Bibliothek des Gymn. wird er an den bestimmten Tagen zum Nutzen und Gebrauch der Hrn. Commilitonen öfnen.

Hr. Abel Socin der Naturlehre Prof. wird jeden Sonnabend um 3 Uhr seine Lectionen über die Experimentalphysik fortsetzen, in diesem halben Jahr aber besonders die Aerometrie erklären, und zuerst die kürzeste Methode, wie man Wasser mit fixer Luft imprägniren soll, zeigen.

Hr. Sam. Endemann ord. Prof. der heiligen Sprachen,

chen, wird nach geendigter Erklärung des Buchs Hiobs, von 11 — 12. sich über andere dergleichen mit seinen Zuhörern verabreden.

Hr. Alb. Jac. Arnoldi ord. Prof. der Kirchengeschichte und heil. Philologie, will Samstags um 2. Uhr ein Disputatorium über philologische Sätze anstellen, um 7 Uhr Morgens alle Tage die ältere Kirchengeschichte nach dem Spanheim erklären; Mittwochs, Freytags und Samstags von 10 — 11. die letztern unter den sogenannten kleinern Propheten, nämlich den Haggäus, Zacharias und Malachias, und wenn diese geendigt sind, den Jesaias oder Salomos Sprüche zum Vortheil der Geübtern, philologisch und kritisch erklären. Mittwochs und Samstags Morgens um 7. will er die Anfänger in den ersten Gründen der hebr. Sprache nach dem Schröder unterrichten, und dabey die Bücher Samuels grammatisch erklären. Auch erbietet er sich zu Anweisungen im Chaldäischen, Syrischen und Arabischen.

Hr. Georg Gerhard Schröder, Prof. wird des Heineccius Fundamenta Stili in diesem Sommerhalbenjahre so erklären, daß er dabey die Lebensbeschreibungen der zwölf ersten römischen Kaiser nach dem Sueton, und des Virgils Aeneis durchzugehen Willens ist. Morgens von 10 — 11. wird er Anleitung zu oratorischen und epistolischen Ausarbeitungen geben. Im Griechischen wird er des Isokrates Rede an den Nikokles vornehmen. Mittwochs und Samstags von 11 — 12. gedenkt er die Uebersetzung der 70 Dollmetscher mit dem hebräischen Text zum Nutzen der Zuhörer zu vergleichen.

Hr. Pl. de Beauclair der französischen Sprache und Wohlredenheit Prof. wird in diesem halben Jahre besonders die Gallicismen erklären, und seine übrigen Arbeiten fortsetzen.

Auf

Ausserdem wird im Französischen, Holländischen und Italienischen von andern Lehrern Anleitung gegeben, so wie in Erlernung geschickter Leibesübungen. Der Anfang der Lectionen ist gleich nach geendigter Frankfurter-Messe.

Antwort auf die Anfrage im 16ten Stücke.

Die zu Mannheim 1768. herausgekommene Naturgeschichte der Kohlraupe (welche Schrift 30 Seiten ausmacht, und durch einen Auszug für das Publicum in diesem Wochenblatt nützlich gemacht werden könnte) enthält viel Brauchbares und auf Erfahrung Gegründetes zur Vertreibung der schädlichen Insecten in Gärten und Feldern. Wegen der Ameisen hat man gefunden, daß Sägespäne von Eichenholz, die man unter Kirsch- und andere Bäume, denen die Ameisen vorzüglich zusetzen, streuet, dem Anlaufe und Schaden dieser Thierchen merklichen Einhalt thun.

S.

Nachricht.

Duisburg. Allhier wird des Hr. Prof. Lohmanns Bibliothek den 18ten May verauctionirt werden. Das Verzeichnis ist im Luth. Waisenhause in Hanau einzusehen, wo auch Bestellungen angenommen werden.

Druckfehler im 18ten Stück.

S. 157. Z. 15. statt 4407 lies 4401. S. 157. Z. 16. statt 452 lies 446. S. 158. Z. 8. von unten statt 2151 lies 2145. S. 158. Z. 7. von unten statt 105 lies 111. S. 159. Z. 14. statt 4407 lies 4401.

Hanauisches Magazin.

Zwanzigstes Stück.

Für den Landmann.

Von der Vermehrung des Viehfutters.

Unter die allgemeine Klagen des Landmannes gehören vorzüglich diese, daß es ihm zuweilen an der nöthigen Fütterung für sein Vieh fehle, und daß er nicht hinreichende Dung habe, seinen Aeckern die zum Fruchtbau erforderliche Tüchtigkeit zu geben. Der Mangel an der Erkenntnis der Futterkräuter sowohl, als auch, wie man ausser den allgemein bekannten Dungarten, den Gewächsen durch andere Mittel Nahrung verschaffen könne, wie man zu vieler Dung gelange, wie solche zu bereiten und anzuwenden sey, läßt ihn hauptsächlich in dieser Noth stecken. Man hat sich daher schon viele Mühe durch Schriften gegeben, den Landmann zu belehren, wie er zu der Erkenntnis dieser ihm abgängigen nöthigen Dinge gelangen möge.

Da aber ein Bauer selten Bücher liest, folglich davon kaum etwas erfährt: so bleibt er ruhig bey dem, was er weiß, weil er nicht gern etwas thut, was ihm einige nicht gewohnte Kosten verursachet, und stellt nicht gern Versuche an, deren Ausgang ihm ungewiß scheint. Wir können uns daher die Rechnung machen, daß nützliche Entdeckungen ebenfalls durch dieses Blatt nicht allgemein bekannt werden dürften. Doch sollte die gegenwärtige auch nur einigen Landleuten nutzen, so wollen

wir uns die Mühe geben, als schrieben wir für alle. (a)

Die Dung vom Vieh ist dem Bauer am bekanntesten; wir wollen daher zuerst zeigen, wie diese vermehret werden könne. Fast an allen Orten wird zu wenig Vieh gehalten, und in dessen Anzahl kein Verhältnis zwischen der Grösse des Ackerbaues, und des wegen der Dung dazu nöthigen Viehes beobachtet.

Man wird sagen: Es ist wahr, wo vieles Vieh gehalten wird, giebt es auch viele Dung; wir haben aber für unser weniges Vieh nicht hinreichende Nahrung, woyon sollen wir denn noch mehreres ernähren? Zwey Fehler der meisten Bauern sind hieraus zu erkennen. Erstlich, sie halten das wenige Vieh, so sie haben, nicht wie sie sollen in der Nahrung, und dann wissen sie auch nicht, wie sie mehrere Fütterung nützlich anschaffen sollen. Wie ist aber diesen Fehlern abzuhelfen? Dies wollen wir uns bemühen zu zeigen. Die Anpflanzung der nöthigen Gewächse zur Fütterung ersetzet diesen Mangel, und vermehret den Fruchtbau. Unter diese Gewächse rechnen wir vornehmlich die besten Kleearten, den Schnittkohl, die Kartoffeln, Kohlraben, und weise Rüben. (b.)

1.)

(a) In den Königl. Preußischen Landen, werden den Bauern alle nützliche Entdeckungen auf Königlichen Befehl in den Wirthshäusern gedruckt angeschlagen, und dabey der Gemeinde durch die Richter in den Dörfern bekannt gemacht.

(b.) Einige rechnen hieher das Raygras, und die Dickwurzeln, eine ausgeartete Art rother Rüben. Wir finden Bedenken, solche allgemein anzupreisen. Vielmehr wären die gelbe Rüben anzuempfehlen, wenn nicht die viele kostspielige Handarbeiten dabey wären. Doch es kann seyn, daß wir einen Weg finden, solche mit wenigern Kosten zu pflanzen. Gelinget es, so soll es bekannt werden.

1.) Was den Klee anlangt, so ist dessen Anbau so bekannt, daß es überflüssig wäre, etwas davon zu melden.

2.) Der Schnittkohl ist noch etwas fremd. Wir müssen daher einige Erwähnung davon thun.

Er ist eine Frucht, wie der Tölpel, oder Winterrübsamen, nur mit dem Unterschied, daß er 1) niemals erfrieret; 2) eben so viel, aber besseres Oel gibt, indem man damit in der Küche backen, und das Gemüs so angenehm als mit gutem Fett schmelzen, auch statt des Baumöls dasselbe zu Sallat brauchen kann; 3) daß man dies Gewächs auch in minder guten Aeckern pflanzen kann; 4) daß es vom April bis in den August gesäet werden kann; 5) daß es ein besseres Gemüs für Menschen ist, gleich dem Spinat, und 6) wenn man es im April auf einem guten Acker säet, bey günstiger Witterung einigemal abgrasen kann, zum Viehfutter, und im folgenden Jahre dennoch guten Saamen zu Oel davon erhält. Die angestellte Versuche bestätigen dieses, und man kann sicher behaupten, daß es eines der besten Gewächse auch in Ansehung der Viehfütterung sey.

3.) Die Kartoffeln anlangend, soll eine besondere Abhandlung davon folgen, welche einige neue Vortheile der Pflanzung dieser so nützlichen Frucht anzeigen wird.

4.) Die Kohlraben, sowol erd = als übererdigte, sind eins der vorzüglichsten Futtergewächse. Ihre Anpflanzung ist auch bekannt. Nur rathen wir solche wohl zu düngen, der Boden sey sandig, oder schwerere Erde, und so früh als möglich zu setzen, vor deren Ernd-

te nicht zu blaten, und bis gegen Ende des Octobers stehen zu lassen (c)

5.) Die weise Rüben. Diese sind wegen ihres wässerichten Wesens, weil sie leicht faulen, bald belzig werden, und sodann dem Vieh wenig Nahrung geben, auch im Winter der Fäulung unterworfen, und schwer zu erhalten, an sich nicht sehr anzurühmen. Allein da sie durch das Einsalzen, so lang man will, können erhalten werden, und dadurch dem Vieh zu einem gesunden schmack- und nahrhaftem Winterfutter gereichen, so ist anzurathen, solche in Menge wie die Kartoffeln zu erziehen. Wie oft geschieht es nicht, daß das Vieh die Rüben, nicht sattsam von dem in den Kellern oder Gruben angezogenem Moder gereiniget, und halb verfault zu fressen bekommt? Alles dieses hat man bey dem Einsalzen nicht zu besorgen. Man waschet sie samt dem Kraut, stösset sie klein wie man es zur Fütterung pfleget zu thun, stampfet sie darauf fest in Bütten oder Fäßer, (wozu auch allenfalls Oelfäßer gebraucht werden können) streut etwas Salz darzwischen, giesset Wasser darüber, beschweret sie gehörig, und läst sie vergähren. Hierauf werden sie im Winter mit Spreu, Weinlaub, geschnittenem Erbsenstroh, und anderer dergleichen Fütterung angebrühet, und verfüttert. Auch kann man Kartoffeln, oder Kohlraben stossen, mit Hexel und diesen Rüben vermengt, dem Vieh geben. Die Erfahrung lehrt, daß sie dem Vieh gut schmecken, Nahrung geben, und gesund sind.

Auf

(c) Auf diese Art sind sie dieses Jahr in blosem Sandland zu 10 — 14. Pf. schwer gezogen worden. In den Weinbergen wachsen sie sehr gut; geräth der Wein nicht, so hat man doch diese zu erndten, und der Weinbau ist hierdurch einigermassen mit dem künstlichen Wiesenbau verbunden.

Auf diese Art kann man auch den Klee, das Kartoffelkraut und alles, was das Rindvieh grün frißt, einmachen, und sich eine Menge, sonst (besonders im Herbste) oft zu Grunde gehenden Futters erhalten, womit das Rindvieh im Winter wohlbehalten durchzubringen ist.

Auch dieses mag gut seyn, wird man sagen, aber wo soll man die Aecker, das alles zu pflanzen, ohne dem Fruchtbau zu schaden, hernehmen? Diese Frage thun entweder diejenigen, welche ihre Felder alle 3. Jahre brach liegen lassen, oder diejenigen, welche Vieh halten, und kein Land besitzen. Diesen lezteren ist anzurathen, ihr Vieh abzuschaffen. Stehlen sie nicht andern das Futter, so ist ihnen das Vieh zum Schaden. Erstere betreffend, so ist die Sache näher zu betrachten.

Man läßt die Aecker dreyerley Ursachen halber brach liegen:

1.) Aus Mangel der Dung, weil man ohne solche ohnmöglich alle Jahre das Feld bestellen kann, die Ruhe aber die Stelle der Dung einigermassen vertritt.

2.) Um Schafe halten zu können, und

3.) Das Feld zu Tölpel und Rüben, welche im Sommer gesäet werden, bereiten zu können.

Diese drey Gründe sollen zusammen beantwortet werden.

Man hebe das Brachhalten auf, ertheile dem Feld Gartenrecht, und mache den Anfang, in das Brachfeld diese Fütterungen zu säen. Hat man Futter, so kann man Vieh halten. Dieses gibt Dung, und dadurch setzet man das Feld, gleich einem Garten, in den Stand, alle Jahre benutzet zu werden.

Was

Was den Klee betrift, so säe man solchen in die Brache mit Hafer, oder Gersten. Diese Frucht wird geerndtet, und darauf im Herbst der Klee. Im 2ten und 3ten Jahre kann man ihn dreymal erndten. In diesen 3. Jahren trägt der Acker durch seine 8. Erndten gewiß mehr ein, als bey dem bisherigen Schlendrian durch zweymaliges Fruchtbringen. Wer den Klee nicht 3. Jahre stehen lassen will, kann solchen im 2ten Jahre auszackern, und den Acker sogleich mit Frucht besäen; er trägt so reichlich, als ob er gedüngt worden. Dünget man den Acker stark zu Klee, säet früh Hafer darunter, so hat man im ersten Jahre drey Futtererndten, und brauchet den Klee im Winter nicht mit langem Miste zu decken, als welches nur geschieht, ihm etwas Nahrung zu verschaffen. (d)

Gesetzt nun, man hat 6. Morgen Land, und entbehret 2. davon zu Klee, so erhält man durch das viele Futter, mehreres, und besser gefüttertes Vieh, (e) bekommt zu den übrigen Aeckern Dung, und diese 4. Morgen tragen darauf natürlicherweise mehr Früchte, als wenn alle 6. Morgen ohne Dung besäet gewesen wären. So wechselt man hernach mit den Aeckern, damit jährlich frischer Klee erzogen werde.

Den

(d) Hat man keine Dung zum Anfang, so säe man solchen (besonders den dreyblätterigen) in schweres Land, und dünge ihn im Herbst. Den ewigen Klee säe man auf keinen Acker, welcher naß lieget, er will bis in die Tiefe trockenen Grund haben. Wo bloses Sandfeld ist, haben diese Einrichtungen ein Ende.

(e) Es will versichert werden, daß man mit dem dreyblätterigen Klee, wenn man solchen grob geschnitten füttert, ohne denen Schweinen Saufen zu geben, solche mästen könne.

Den Schnittkohl betreffend, so ist solcher statt des Tölpels zu pflanzen, nur mit dem verbesserten Umstand, daß man ihn im April ins Brachfeld säet, und 2. bis 3. mal abgraset zur Fütterung.

Die Kartoffeln, Kohlraben, und Rüben können, wie jeder Landwirth weiß, im Brachfeld erzogen, und nachher Frucht dahin gesäet werden. Da man aber die Rüben durch das Einsalzen erhalten kann, so säe man sie früh vor Johannistag, erndte sie vor Michaelis, und besäe den Acker zeitig mit Frucht.

Wenn nun das Feld mit diesen Futtergewächsen bereitet ist, wo söllen die Schafe hin? Diese können mit Nutzen beybehalten werden, wenn man sie behandelt, wie anderes Vieh. Man füttert sie im Stalle, läst sie täglich austreiben, indem die Einrichtung, ohne dem Futterbau zu schaden, so getroffen werden kann, daß ihnen, um frische Luft zu haben, ein Theil des Brachfeldes vom April bis zur Ernte kann gelaßen werden. Wo Waldung ist, hebt sich dieser Einwurf von selbst. Werden sie beständig im Stalle gefüttert, so lehret die Erfahrung, daß sie mehrere und bessere Wolle geben, und die Dung derselben sich ungleich vermehre. Gesetzt, man schaft sie an Orten, wo sie den Feldbau hindern, gar ab, so ist der allgemeine Nutzen allezeit grösser, als der geringe Verlust, welchen die Schafbeständer leiden.

Der Pacht davon muß aber dem Schaafherrn bleiben, und wird nach der Morgenzahl der Aecker von den Eigenthümern derselben bezahlet. Es wird bey allem billigen Anschlag wenig auf einen Morgen kommen, und jederzeit zum Nutzen des Feldbaus gereichen. Ist aber eine Schäferey auf einem Gut, wo das Feld ohnzertrennt liegt, wenigstens in grossen Abtheilungen; so ist anzurathen, hinreichenden Klee zu bauen, und dem Schäfer anzubefehlen, die Schafe auf dem Feld mit Klee zu füt-

füttern, Tag und Nacht zu pferchen, alle acht Stunden den Pferch fortzuschlagen, und in den Pferch kleine Reffe anzubringen, in welchen er den Schafen den Klee zur Fütterung giebt. Proben die damit angestellet worden, zeigen, daß der Fruchtbau auf diese Art zum Bewundern vermehret worden. (f) Es ist Thorheit zu glauben, daß durch den freyen Schaftrieb die Felder vom Unkraut befreyet werden. Das fleißige Zackern, wodurch der Unkrautsaamen an seiner Reife gehindert wird, ist das wahre Mittel, die Aecker davon zu reinigen.

Man pflanze 30 Morgen ewigen Klee für Schafe, sie werden mehr Nahrung haben, als wenn sie auf einigen hundert Morgen mageren Landes herum laufen, und die Dung verschleppen.

Alle dergleichen Verbesserungen gehen immer einen langsamen Gang, und werden im Allgemeinen unterbleiben, wo sie nicht, wie z. B. in den trefflich angebauten Durlachischen Landen, durch dazu dienliche Anstalten und Unterstützungen zur Ausübung befördert werden.

P.

(f) Auf diese Art hält der um die Landwirthschaft besonders verdiente Hr. Oekonomierath Bernhard auf einem Herrschaftlichen Guth im Durlachischen von 350 Morgen, 75 Stück Rindvieh, 250 Schafe, und verkaufte noch in einem Jahre 1500 Malter an Früchten, und 1200 Centner Heu, vielmehr dürren Klee, indem das Guth keine natürliche Wiesen hat.

Hanauisches Magazin.
Ein und zwanzigstes Stück.

Beytrag zu der Nassauischen Geschichte in einem Schreiben an Herrn * *.

Der gütige Antheil, den Sie an dem Fortgang meiner historischen Bemühungen nehmen, läßt mich zum Voraus erwarten, daß Sie es eben so gerne sehen werden, wenn ich einen Fehler verbessere, als wenn ich eine neue Wahrheit entdecke. Wer das letzte will, muß sich des erstern nicht schämen: Es ist ohnehin bey dem unendlich kleinen Detail der Specialgeschichte, wo oft das geringste unbekannte Factum das beste Raisonement zerstören kann, unvermeidlich. Ich liefere Ihnen zu beiderley Art, einige Bemerkungen, die mir seit der Ausgabe des ersten Stücks meiner historischen Abhandlungen über die nassauische Geschichte, zum Theil aus bisher unbekannten Urkunden zugefallen. Mit weniger wesentlichen Umständen will ich Sie indeß nicht aufhalten, und mag mir genug seyn, einige nur obenhin berührt zu haben. Dahin gehört vorzüglich, daß ich durch einen Gedächtnisfehler den Flecken **Miehlen**, an dessen Besitz die Vogthei über das Kloster Schönau gebunden war, für Hessisch ausgegeben (S. 75); er ist vielmehr noch jetzo Nassauisch, und zwar gemeinschaftlich zwischen Usingen und Weilburg. Das Dorf **Bertendorf**, das Kais. Henrich V. in einer noch vor das J. 1118. gehörigen Urkunde aus der Verlassenschaft eines angeblichen Pfalzgr. Hermans an Anselm II. von Molsberg schenkte, (S. 16. und 93.), ist nicht

das Bettendorf im Einrich, sondern Bendorf unter Koblenz an dem Rhein, worüber das Kloster Lach noch neuerlich seine Ansprüche in einer besondern Deduction zu rechtfertigen gesucht hat. Die Grafschaft Schonenberg, der ich S. 87. in einer Anmerkung erwähnt, lag auf der rechten Seite der Lahn, neben dem Engersgau, und der sogenannten Grafschaft Marienfels gegen über. In Ansehung der leztern bitte noch zu S. 30. die bekannte Urkunde Kais. Henrichs v. J. 1039 aus dem Hrn. v. Hontheim beyzumerken, wodurch dem Erzbisthum Trier Comitatus Marvelis, in Pago Einricha situs bestätigt wird. Zu Ergänzung der Nachrichten von der alten Esterau S. 48. füge ich noch hinzu, daß Fürst Ludwig von Nassau Hadamar die Nassau-Wallramische oder Saarbrückische Hälfte derselben, nach einem im J. 1631 zu Idstein errichteten Vertrag, gegen seine Halbschied an dem Amt Alten-Weilnau an sich tauschte. Doch ich gehe lieber zu einigen wichtigern Bemerkungen über. Die erste gründet sich auf eine ungedruckte Urkunde vom J. 1339, die ich Ihnen in einem archivalischen Extract mittheile:

Graf Gerlachs von Nassau Bekenntnis, was er disseits der Höhe wegen seiner Graf- und Herrschaft herbracht. Erstlich, daß man ihm theile, da die Crüftel entspringt, und also fern sie fleusset, bis in den Mayn, bis in das dritte Fach, und der Mayn bis in den Rhein, und der Rhein ab als fern bis in den Waldof, und die Waldof auf bis zu Rehmel an den Weßen Giebel. Item bekennt er, daß die von Eppenstein lehnbar sind umb seine Eltern hero über Hals und Haupt zwischen der Crüftel und der Waldof, und die höchste Gerichte hören zu Mechtelhausen in den Hof, so sie auch von ihm und seinen Eltern zu Lehen hant — Solches alles Er Graf Gerlach und alle seine El-

Eltern vom Reich zu Lehen gehabt, und fürters der Herrschaft Eppenstein zu Manlehen geliehen.

Mit dieser Urkunde stimmt die Nassau Wallramische Brüdertheilung vom Jahr 1355 genau überein, wo unter die in Gemeinschaft gebliebene Stücke ausdrücklich gesetzt wird: Die Höhe von der Crüftel, als fern sie angehet bis an die Wallof, da ihre Grafschaft wendet.

Sie sehen, die Urkunden sind sehr wichtig, und die Folgen daraus weitläuftiger, als daß ich sie hier gehörig ausführen konnte. Sie zeigen uns die Nassauer in einer bisher ganz unbekannten Verbindung mit dem Gau Kunigesundra und den Eppensteinern, und bestimmen zugleich die Grenzen des Kunigesundra sehr richtig zwischen dem Mayn und Rhein, die Crüftel und Waldof bis an die westliche Höhe der Schneeschmelze bey Kemel, gerade so wie sie der sel. Kremer in der Geschichte des Rheinischen Franziens angiebt. Das Schloß Eppenstein mit dem Landgericht Heußels, und darunter begriffenen Orten, die alle schon über der Crüftel, und auf der linken Seite derselben liegen, gehörte nach dieser Beschreibung nicht in den Kunigesundra, wie sich ohnehin auch aus andern Gründen erweisen läßt, sondern vielmehr in den Nithegau, den die Crüftel von dem Kunigesundra theilte, und eben deswegen gieng das Landgericht Heußels oder Haußen vor der Sonne nicht wie das Mechtelhäußer von Nassau zu Lehen. Das Landgericht Heußels war unmittelbar an das Schloß Eppenstein gebunden, war in der Kaiserl. Belehnung mit dem Schloß einbegriffen, und wird daher in dem Kaufbrief vom Jahr 1492, wodurch die Hälfte der Herrschaft an Hessen kam, als eine Appertinenz des von Kaiser und Reich zur Hälfte lehnbaren Schloßes angegeben, die Dörfer aber, und das Landgericht Mechteln-

hausen werden erst in einem besondern Abschnitt nachgeführt. In den Mainzer Exceptionibus contra Stollberg die Grafschaft Königstein betreffend wird S. 95. ein merkwürdiges Verzeichniß angeführt, das Gottfried von Eppenstein über seine vom Kaiser Philipp, also zwischen 1197. — 1208, empfangene Reichslehen aufgesetzt. Er rechnet darunter insbesondere dimidium Comitatum inter Ruweneich & Crufthela, & omnia Thelonea, & liberos homines, qui commorantur in eodem, den er bisher mit andern zum Theil in dem Nithegau gelegenen Gütern von den Grafen von Nuringen als Reichsafterlehen getragen, die aber nun nach unbeerbtem Abgang des letzten Nuringers, Gerhards, zu unmittelbaren Reichslehen geworden. Ich zweifle nicht im geringsten, daß dieser an der Crüftel gelegene dimidius Comitatus das Landgericht Heußels sey, das gerade an der Crüftel seinen Anfang nimmt; und dann ist Ruweneich vielleicht das in obenerwähnter Mainzischen Deduction S. 113. angeführte Eichen bey Sulzbach, an der nach Höchst herunterfließenden Bach, in deren Gegend sich das Landgericht Heußels endigt. Hatten die Nuringer die Hälfte des Landgericht Heußels ursprünglich von den Nuringern zu Lehen, so läßt sich zweierley daraus schließen: erstlich, daß die Eppeinsteiner diese Hälfte des Landgerichts, und also auch wohl die Hälfte des Schlosses, nicht erst von Gr. Ulrich von Idstein erhalten; und dann, daß dieser Ulrich neben der Hälfte des Schlosses Eppenstein auch die Hälfte des dazu gehörigen Landgerichts inne gehabt, und sie beyde gegen das Jahr 1122. dem Mainzer Stule lehnbar gemacht, von dem sie wieder die Eppensteiner zu Lehen erhalten. Indeß folgt daraus allein, daß Gr. Ulrich die Hälfte des Heußler Landgerichts inne gehabt, freylich noch nicht, daß auch das Landgericht Mechtelnhausen unter sein Grafenamt gehört, es wird aber doch zum voraus dadurch wahrscheinlich, weil die beyden Landgerichte auch nachher unter einerley Herrn,

nem=

nemlich den Eppensteinern vereinigt waren, und weil überhaupt, nachdem die älteste Gauverfassung sich einmahl aufgelößt, die Gerichtsbarkeit insgemein an die nahgelegnen Schlösser gebunden wurde. Doch ich kann noch einen Schritt weiter gehen. Ich habe in meiner Abhandlung S. 127. eine in dem Anfang des zwölften Jahrhunderts gehörige Urkunde abdrucken lassen, worinn Gr. Dudo von Lurenburg einen **Druthwin**, der zuerst das Prädium Lipporn zu geistlichem Gebrauch gewidmet, unter seine Stammeltern (progenitores) zählt, und dessen Gedächtnisfeier verordnet. Damals wuste ich zu diesem Druthwin noch nichts zu sagen, weil ich auf die in Joann. SS. Mogunt. T. III. p. 531. unterm Jahr 992 vorkommende Urkunde, die das prædium Biburc und Mossebach in pago Cunegisunderum in Comitatu *Ariduinti* Comitis enthält; noch keinen Verdacht hatte; ich fand aber bald nachher, als ich die Originalurkunde in Schöpflins Alsatia Diplom. T. I. p 135. nachschlug, daß dieser Aruduintus Comes eine falsche Lesart, und statt dessen Druwinus Comes zu lesen sey. **Druwin** und **Druthwin** ist offenbar einerley Name, und da Dudo von Lurenburg, ein ungezweifelter Nassauer, einen Druthwin unter seine Voreltern sezt, da die Nassauer ursprünglich das Grafenamt in diesem Gau hatten, und die Eppensteiner die Gerichtsbarkeit desselben nur als ein nassauisches Lehen besaßen, so trage ich kein Bedenken, jenen Druthwin für eben den Grafen des Kunigesundra zu halten; ob aber Gr. **Numat**, der kurz vor dem Druthwin, im J. 970. als Gr. des Kunigesundra vorkommt, in eben das Geschlecht gehört, muß ich in Ermangelung eines nähern Datums dahin gestellt seyn lassen. Ich habe in meiner Abhandlung S. 52 noch einer andern Urkunde erwähnt, worinn eben dieser Druthwin Herimanni Ducis Rheni Alemannorum fidelissimus Satelles genennt wird, und dabey die Vermuthung geäussert, daß unter die-

sem

sem sonderbaren Titel ein Herzog in Schwaben zu verstehen seyn könnte. Der Zeit nach würde sich Herz. Herrmann II. in Schwaben am besten dazu schicken, der dieser Würde vom Jahr 997. — 1002 vorstunde, und wenn es wahr ist, was Eckhard behauptet, und würklich auch glaublich genug ist, daß dieser Herrmann in das Salisch Conradinische Geschlecht gehöre, so würde sowohl die Verbindung Gr. Druthwins mit ihm, als auch die Bekanntschaft dieses Grafen mit dem Schwäbischen, wiewohl etwas später, gestifteten Kloster Schafhausen soviel natürlicher seyn. Genug, wir finden, wenn das, was ich bisher gesagt, richtig ist, gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts noch einen Nassauer in würklichem Besitz des Pagus Kunigesundra; im Anfang des zwölften Jahrhunderts zeigt sich in eben diesen Gegenden noch ein Graf Ulrich, hat die Schlößer in demselben, mit dem benachbarten Landgericht Heußels, und andern nachmals Eppensteischen Besitzungen: und nun, mein Freund, mögen Sie selbst urtheilen, ob es nicht mehr als wahrscheinlich sey, daß überhaupt noch die Gerichtsbarkeit über den Kunigesundra in des letztern Grafenamt, er selbst aber in das Geschlecht des Druthwins, also in das Nassauische gehört habe? Das lezte kann ich zugeben, ohne denen in meiner Abhandlung geäusserten Gründen und übrigen Erläuterungen zu schaden. Ich bezweifelte die Nassauische Herkunft Ulrichs nur in so ferne, als ich ihn nicht gerne für den Vater der bekannten Lurenburger Ruperts und Arnolds, halten wolte, und dieser Meynung bin ich noch jezt: es widerspricht ihr aber nicht, wenn ich, der gegenwärtigen Lage der Sache nach die Familie des Gr. Ulrichs für einen besonderen Zweig des Nassauischen Geschlechtes halte, der gemeinschaftlich mit dem Gr. Dudo von Lurenburg von jenem Druthwin abgestammt, mit dem Ulrich aber in Männern erloschen, und durch seinen Abgang die Lurenburger und Eppensteiner zugleich berei-

reichert, den lezten aber besonders die Nassauische Belehnung mit der gräflichen Gerichtsbarkeit über den Kunigesundra erworben. Die Nassauer hatten sich einmahl, wie jezo gewiß ist, in verschiednen Gauen, dem Nithegau, Kunigesundra, und Niederlohngau zugleich ausgebreitet, und soviel weniger dürfen wir zweifeln, daß sie sich, nach der Gewohnheit damaliger Zeiten, eben so wie die Arnsteiner und Diezer, nach ihren verschiedenen Gauen und Ländern getheilt. Aus eben der Ursache mögte es wohl zu viel gewagt seyn, nach gegenwärtiger Erläuterung die Nassauer allein aus dem Kunigesundra herleiten, und eben darauf allein ihren Grafentitul gründen zu wollen. Meine Gründe für die Ableitung der Nassauer, oder wenigstens eines Theils derselben, aus den Niederlohngauer Grafen, werden vielmehr noch immer bestehen, wenn ich annehme, daß diese zusammen einen besonderen Ast des weitausgebreiteten Stammes ausgemacht. In der ältesten Genealogie verwirren wir uns gewiß nicht selten dadurch, daß wir Glieder unter einander ordnen, die wohl zu einerley Geschlecht, aber nicht zu einer Linie desselben gehören: Wer will es aber in der Dunkelheit der Zeiten vermeiden, wo wir oft froh genug seyn müssen, nur ein einzelnes Stammglied auffinden zu können? Ich erinnere übrigens nur noch, daß ich von der nassauischen Lehnsherrlichkeit über das Landgericht Mechtelnhausen seit der Zeit der oben angeführten Urkunden weiter keine Spur finde. Es wird ihrer nicht einmal in der kaiserlichen Belehnung des nassauischen Haußes v. J. 1348, und eben so wenig in den folgenden, gedacht, ob sie gleich die erwähnte Urkunde v. J. 1339. ausdrücklich als ein Reichslehn angiebt. Das nassauische Haus hat sie also entweder selbst resignirt, oder das Lehen ist, wie viele andere, in Streit oder Vergessenheit gerathen. Das Hessische Haus nimmt wenigstens gegenwärtig das Landgericht Mechtelnhausen von Kaiser und Reich unmittelbar zu Lehen.

Ich habe in meiner Abhandlung S. 28. behauptet

daß

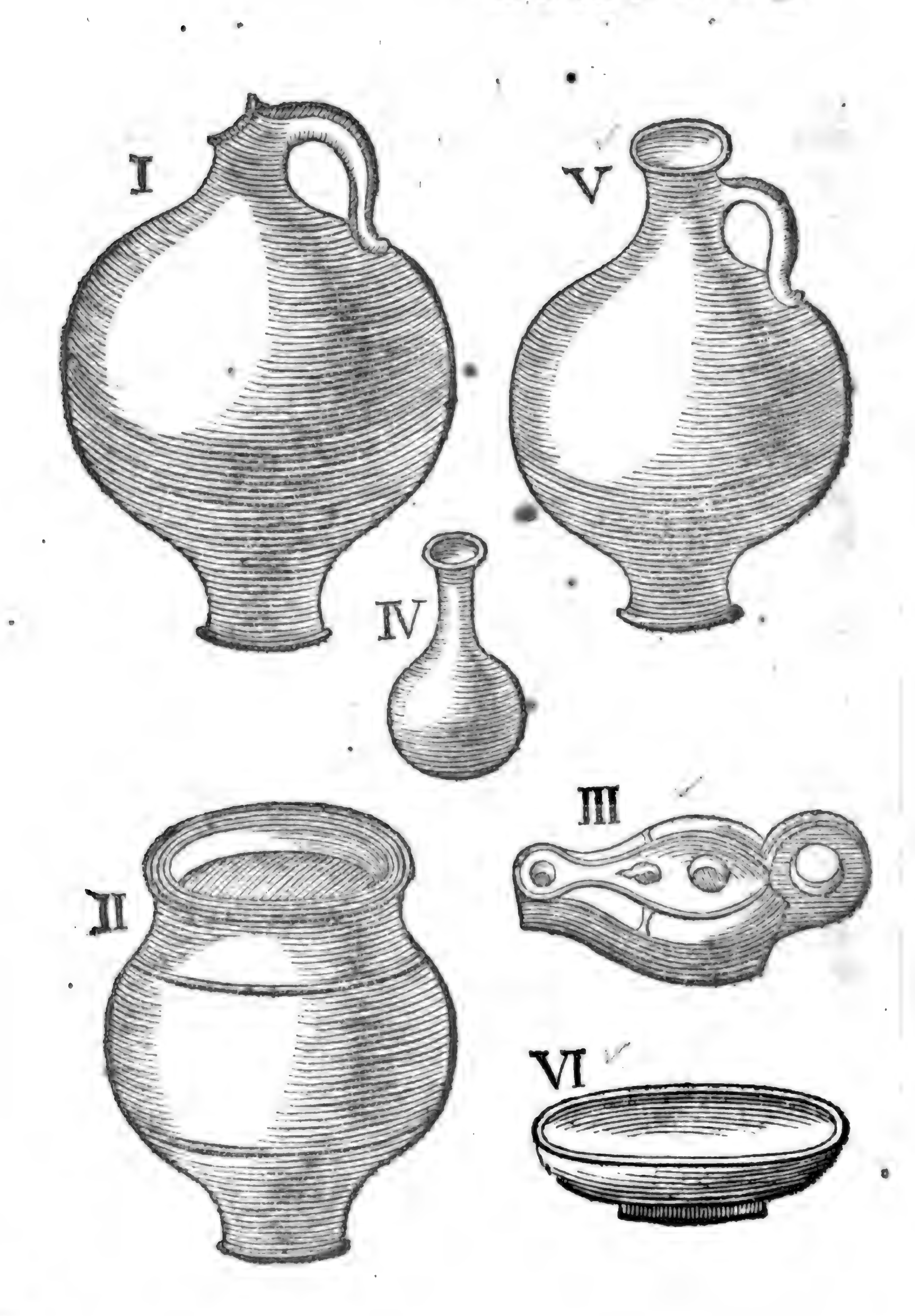
daß die Pfälzische Belehnung mit dem ehmals zwischen Katzenelenbogen und Nassau gemeinschaftlichen Vierherrngericht in dem Einrich nicht nur auf die Gerichtsbarkeit, sondern auch auf die dazugehörigen Dörfer und Güter gehe, und nach dem daselbst angeführten Lehnbrief v. J. 1488 konnte ich nicht anders urtheilen; es lautet auch ein andrer Lehnbrief v. J. 1398 völlig gleichförmig, der zugleich der erste mir bekannte Katzenelenbogische Lehnbrief ist, in der dieser Vierherrischen Gerichtsbarkeit namentlich gedacht wird. Ich habe aber seitdem gefunden, daß die dem Nassau-Usingischen Haus darüber ertheilte Lehnbriefe nur die Gerichtsbarkeit enthalten, und zwar mit den Ausdrücken: **Ein Viertel an den Gerichten auf dem Einrich, das man heißt die Vierherren Gericht und an den Gütern die dazu gehören.** Sollte sich etwa erst in späteren Zeiten, wie mehrmals geschah, eine den Katzenelenbogern nachtheilige Erweiterung des Lehens in die Lehensbriefe eingeschlichen, und nur der Nassau-Wallramische Stamm sich bey der ursprünglichen Form erhalten haben?

Doch genug für einen Brief! Vielleicht lassen sie sich gefallen, künftig noch einige andre Bemerkungen dieser Art zu hören, und dann werde ich mich zugleich über das, was in der Anmerkung zu S. 47 von den Wittgensteinischen Lehen gesagt, näher erklären. Bis dahin verharre rc.

W.

Anfrage.

Da in vorigen Zeiten viel Toback in hiesigen Gegenden gebaut worden ist, welche Pflanze bey den gegenwärtigen Unruhen in Amerika zu einem vortheilhaften Produkt des Landmanns jetzt vorzüglich genutzt werden könnte, so wünscht man, daß ein Patriot und Sachverständiger eine gute praktische Abhandlung über die beste und möglichste Wiederherstellung dieses Baus in der Gegend um Hanau sowohl, als weiter im Lande, in unser Magazin einrücken lassen mögte.


I
V
IV
III
II
VI

Hanauisches Magazin.

Zwei und zwanzigstes Stück.

Ueber einige in der Gegend von Hanau ausgegrabene Urnen.

Man hat hin und wieder Beschreibungen von römischen Urnen, die in Deutschland ausgegraben worden sind, z. B. derer bei Speier, Mainz, Arnstadt, Giessen, in Westphalen, Brandenburg u. a. m. Ein jeder Beitrag muß den Liebhabern der Alterthümer angenehm sein, und vielleicht könnte daraus einmal ein brauchbares Ganze aller bisher in Deutschland gefundenen römischen Urnen entstehen.

Um einiger Leser willen nur diese Anmerkungen voraus. Die Todten zu verbrennen, war bei den Römern weit gewöhnlicher, als in Särgen zu begraben. Der Körper wurde auf einen Scheiterhaufen, der in der Gestalt eines Altars oder eines Thurms mit umhergelegten Cypressen errichtet wurde, gelegt, und was dem Verstorbenen am liebsten war, wurde mit darauf geworfen. Die Asche und hauptsächlich die Knochen der verbrannten Körper that man in gewisse besonders dazu bestimmte Töpfe, die entweder ehern, oder aus Gold, Silber, Marmor, am häufigsten aber aus Thon verfertigt waren. Diese Urnen wurden in Grabmäler gestellt, und dabei findet man auch kleine gläserne Flaschen mit einem engen Halse, die, nach Herrn Schöpflin, weit wahrscheinlicher dazu dienten, um wohlriechende Gewürze, Oehle und Salben in denselben zu verwahren,

als die Thränen der Leidtragenden darinn zu sammlen. Auch Montfaucon sagt, daß man bisweilen in die sogenannten Thränenurnen auch wohlriechende Salben gethan habe, wiewohl er zugleich behauptet, daß man diese Salben mit den Thränen vermischt habe. Die Römer hatten grosse Sorge für die Seelen der Verstorbenen, und daher mag es vielleicht auch zum Theil rühren, warum man Lampen, Teller, und dergleichen bei diesen Urnen findet.

Ich komme nun zu der Beschreibung derjenigen von mir untersuchten Urnen und andere dabei gefundenen Dinge, die sich in dem Kabinet der Durchl. Prinzessin Friderike zu Hessen befinden.

Schon in den Jahren 1740 — 1750, da man die Strasse bei Rückingen, einem eine starke Stunde von Hanau liegenden Isenburgischen Flecken, ausbesserte, fand man einige Urnen, von welchen ich aber weiter keine Nachricht habe einziehen können. Als man aber im vorigen Jahre zwischen Hanau und Rückingen eine neue Chaussee am Ende des Waldes vor Rückingen anlegte, so fanden die Bauern bei Verfertigung des Grabens einige Urnen. Sie glaubten Anfangs, es möchte Geld darinn sein, und zerschlugen sie. Wie sie die Asche darinn fanden, so hielten sie sie für Pulver, womit Lamboy Hanau habe sprengen wollen; sie versuchten, es zu entzünden. Da das aber nicht gieng, so erkannten sie endlich die Asche, und trugen sie auf ihre Wiesen, um diese damit zu düngen. Bei dieser Arbeit begegnete ihnen ein Mann, der einige Kenntniß von den Urnen hätte, kaufte ihnen einige ab, und so wurde die Sache bekannter. Verschiedene Kenner bemüheten sich nun, einige von diesen Urnen zu erhalten, sie giengen selbst auf den Platz, um zu versuchen, was sie durch Ausgraben bekommen könnten. Sie fanden zwar viele Urnen, aber man hatte Mühe, sie unversehrt heraus-

zu-

zubringen, indem sie sehr weich waren. Doch glückte es einigen mit vieler Vorsicht, wenige ganz herauszubringen, die, so bald sie an die Luft kamen, erhärteten. Da aber jedermann nach Urnen graben wollte, und dadurch die dortige Gegend ganz umgewühlt wurde, so wurde das Graben untersagt. Denn die Gegend, in der man diese Alterthümer findet, begreift eine ziemliche Strecke; von der sogenannten alten Burg an, bis an das erste Isenburgische Geleitsnachthäuschen, und auf der Seite bis weit in die Fichten; hier und da scheinen auch ordentliche Grabhügel zu sein. Man fand die Urnen ohngefähr einen Schuh tief unter der Erde; es stunden gemeiniglich ihrer zehen bis zwölfe in der Runde beisammen, in deren Mitte meistens eine Lampe war. Auf der Oefnung der Lampe fand man bisweilen eine Münze, welche vermuthlich das Fahrgeld für den Scheffer Charon war. Bei diesen Urnen lagen öfters grosse Aschenhaufen, welche die Bauern mit Wagen auf ihre Wiesen führten; und noch entdeckt man hin und wieder in dem Graben an der Chaussee einige kleine Aschenhaufen über der Erde, wobei man noch viele kleine Stücke von Urnen findet. — Diese neue Entdeckung machte man im Mai und Brachmonat 1777.

Hier die Stücke:

1) Ein ganz unfigurirter Todentopf (Fig. I.) von weißlichter Erde, woran der Hals ein wenig beschädigt ist, mit einem Ohr. Er ist 8 Zoll hoch; die engste Oefnung des Halses 3/4 Z. (*) Der Bauch 6 1/2 Z. Der Fuß 2 Z. Es fanden sich in derselben sehr wenige Knochen und neben ihr einige eiserne Nägel.

2) Verschiedene Stücke von Urnen von sehr feiner rother, auch schwärzlichter Erde; die von der schwärzlich-

(*) Das Maas der Oefnung, des Bauchs und des Fusses ist immer im Durchschnitt zu verstehen.

lichten sind etwas figurirt; auf einem von der rothen befinden sich erhabene Abbildungen von vierfüssigen Thieren, die Hunden ähnlich sind. Diese Stücke sind van einer Urne, wovon der ganze Deckel sich noch unter der herrschaftlichen Sammlung noch mehrerer bei dieser Gelegenheit ausgegrabenen, hier aber nicht beschriebenen Urnen, zu Langenselbold, einem zwei Stunden von Hanau liegenden Isenburgischen Flecken, befindet. Dieser Deckel hat ohngefähr die Form eines porzellainenen Tellers, und folgende Innschrift mit erhabenen Buchstaben: VICTORINUS. F.

M .

3) Eine Urne von röthlicht weißer Erde, (Fig. II.) die hier und da etwas schwarz gebrannt ist, ohne Ohren, und oben statt des Halses mit einem 3/4 Z. breiten Kranz; die Oefnung etwas über 3 1/4 Z. Sie ist 5 1/2 Z. hoch; der Bauch hat 6 Z. der Fuß 1 1/2 Z. Sie hat einen ganz platten Deckel von 3 1/2 Z. im D. von eben der Erde mit einem ganz kurzen beinahe zylindrischen Knopf. Diese Urne ist ganz voll Asche, worinn einige Knochen und Stücke Glas, vermuthlich von einer sogenannten Thränenurne liegen.

4) Eine Todtenlampe (Fig. III.) von feiner braunrother Erde, wovon das Ohr etwas beschädigt ist, 4 3/4 Z. lang, 3 Z. im D. weit, und 1 1/4 Z. hoch. Vornen in der Schnautze und in der Mitte der Lampe ist oben ein rundes Loch, und zwischen beiden noch ein kleineres, das sich gegen die Schnautze zu in eine Spitze endigt.

5. Ein kleines Fläschchen von grünlichtem Glas, oder eine sogenannte Thränenurne (Fig. IV.) 4 Z. hoch, der Hals 1 3/4 Z. lang. Die Oefnung, die bis 1 1/2 viertels Z. enger wird, 1 1/4 Z. Der Bauch 2 1/2 der Boden ohngefähr 1 Z.

6. Ein Todtentopf, wie Num. 1.

7. Ein

7. Ein Todtenkopf, wie der folgende, Num. 8. der noch sehr viele Asche nebst ein paar ganz kleinen Stückchen Knochen enthält. Diese beiden letzten Stücke besitzt der Herr Superintendent Stockhausen.

Im Frühjahre 1769 wurde die Obstallee hinter dem Schlosse zu Hanau von der neuen Brücke an nach dem sogenannten Hegwald zu fortgeführt. Als man die Löcher für die Bäume ausgrub, so fand man den 3 und 5 Mai folgende Stücke.

8. Ein Todtenkopf (Fig. V.) mit einem Ohr, von feiner röthlichtweisser Erde, ganz unversehrt und unfigurirt, 6 1/2 Z. hoch; die Oefnung 1 1/2 Z. die bis auf 3/4 Z. enger wird; der Bauch 5 1/2 Z. der Fuß beinahe 2 Z. der Hals ist 1 1/2 Z. lang. Man fand in ihr noch einige wenige Knochen, worunter ein kleiner Zahn ist, und neben ihr einige lange eiserne Nägel.

9. Der Fuß von einem graulicht weissen Todtenkopf von 1 1/4 Zoll.

10. Eine gelblicht weisse ganz unversehrte Todtenlampe von feiner Erde, mit dem Ohr 3 3/4 Z. lang; der Fuß und oben der Kranz fast 1 1/2 Z. die Breite der Schnautze beinahe 1 Z. der Bauch etwas über 2 Z. die Höhe ohne das Ohr 1 Z. Sie hat nur zwei Löcher; das eine befindet sich aber nicht wie bei Fig. II. in der Mitte, sondern dicht am Ende des Kranzes nach der Schnautze zu, und hinter diesem ist in der Mitte des Kranzes ein erhabener Kopf, der nach der Schnautze zu sieht. Unten auf dem Fuß steht: ATTILLVS.
F.

11. Ein Teller (Fig. VI.) von der feinsten braunrothen Erde, mit einem glatten, etwas schrägen, ganz oben

oben aber auswärts umgebogenen Rand. Die ganze Höhe des Tellers beinahe 2 Z. der Kranz unten ist beinahe 1/2 Z. hoch, im D. 3 3/4 Z. die gröste Vertiefung im Kranz 1 Z. die inwendige Vertiefung des Tellers selbst beinahe 1 Z. diese Vertiefung hält unten im D. 5 Z. die Höhe des Rands von der inwendigen Vertiefung des Tellers an 1 1/2 Z. der Rand oben im D. 7 1/2 Z. In der inwendigen Vertiefung steht auf der etwas erhabenen Mitte: OCISO. F.

12. Das unterste Stück von einem Todtentopf von hellröthlichter Erde, der Fuß 3 1/2 Z. ganz voller Knochen und Asche.

13. Ein Stück von dem Hals eines Todtentopfs von feiner braunrother Erde; die Oefnung mag 4 1/2 Z. gehabt haben.

14. Ganz kleine Stücke von einer Urne von feiner weisser Erde, dabei fand man auch einige eiserne Nägel. Diese Nägel, die man gewöhnlich bei den Urnen findet, mögen wohl zur Errichtung des Scheiterhaufens gedient haben.

Da man fast hinter allen Namen auf diesen und auch auf mehrern in andern Gegenden ausgegrabenen Alterthümern, wie man z. B. von denen bei Speier gefundenen aus Litzels Beschreibung der römischen Todtentöpfe, Speier, 1749. sehen kann, ein F. nach einem vorhergehenden Punkt findet, so heißt wohl dieß F. nichts anders als Figulus oder fecit, und zeigt also den Verfertiger dieser Gefässe an. Auch schon Fabreti behauptet, daß er sonst auf gläsernen Urnen den Namen dessen, der sie gemacht habe, gefunden habe. Daher ist es gar nicht wahrscheinlich, daß das auf dem in Langenselbold befindlichen Deckel stehende VICTORINVS. F. M. Victorinus Filius heissen, und

und der Sohn des bei Kölln am Rhein erschlagenen Victorinus sein sollte, da auch, wenigstens nach der Behauptung des Montfaucon alle Urnen von gebrannter Erde nur für die gemeine Leute und Armen gewesen sind. Noch unwahrscheinlicher ist wohl diese Erklärung, wenn man jenes M. für Mille oder tausend Jahr nach Erbauung Roms lesen wollte, da die römischen Feldherrn und andre Vornehmen auf den Kriegszügen ihre Urnen gemeiniglich mit sich führten; anderer Gründe jetzt nicht zu gedenken.

Von dem Alter dieser in unserer Gegend ausgegrabenen Urnen läßt sich nichts genau Bestimmtes sagen. Sollte jenes M. das tausendste Jahr nach Erbauung Roms bedeuten, (wiewohl es vielleicht eher Victorinus Figulus massæ oder fecit massam heißt, und also den Töpfer anzeigt) so hätten wir das Jahr 246 oder 247 nach C. G. Es wollen zwar einige behaupten, daß die Verbrennung der Todten bei den Römern ohngefähr 170 Jahr nach C. G. um das Ende der Regierung der Antoniner aufgehört habe. Allein man findet keine Nachricht davon, daß dieser Gebrauch damals schon eingegangen ist; vielmehr wurde noch Caracalla, der doch erst im dritten Jahrhunderte regierte, verbrannt, und seine Asche in einer Urne seiner Mutter Julia nach Antiochia geschickt. Es ist vielmehr wahrscheinlich, das dieses Verbrennen der Toden nach und nach aufgehört habe, da die christliche Religion sich mehr ausbreitete. Da nun Valentinian wohl der letzte gewesen sein mag, der es mit den damaligen Bewohnern des Rheins und unserer Gegend zu thun gehabt hat; so behalten diese Urnen noch immer ein Alter von beinahe anderthalbtausend Jahren.

G.

Wie kann man Skelette von Blättern machen?

Für den Freund der Naturgeschichte ist es angenehm, auch in dem wundernswürdigen Gewebe der Blätter ihren künstlichen Bau näher zu bemerken; denn jedes Blatt spricht eben so gewiß, wie jeder Baum, von der Weisheit und Allmacht des Schöpfers. Es kann ihm also nicht gleichgültig seyn zu wissen, wie man das Fleisch von dem Blatte gut ablösen könne, um alle Faden des Netzes desto deutlicher wahrzunehmen. Vielleicht ist folgende Manier der Behandlung manchen noch unbekannt: Zuverlässig ist sie gewiß. Man nimmt nämlich 6 bis 12 Blätter, legt sie in einem Schälchen aufeinander, gießt helles Wasser drüber, und läßt sie an einem warmen Orte drey bis vier Wochen lang stehen, bis das Wasser ganz faul wird. Gleich anfangs müssen sie mit einem Steinchen beschwert werden, damit die Haut, welche das Wasser ansetzt, sich nicht dran hänge. Wenn denn nun das Wasser recht faul ist, so müssen die Blätter so behutsam als möglich von einander genommen, und eins nach dem andern auf einen mit Baumöl überstrichenen Bogen Papier gelegt werden; dann spühlt man nach und nach alles Fleischichte, was noch an den Blättern sitzt, mit angesprütztem Wasser ab, so daß die Ribben ganz allein bleiben, welche man, wenn die Operation recht geräth, noch subtil von einander spalten kann. Eine Sammlung von allerley solchen Blättergerippen, mit den dabey bemerkten Namen des Baums, ist gewiß kein unbeträchtlicher Theil eines schönen Naturalienkabinets.

Bücher.

1. Anreden und Gebete zum Gebrauche bey dem gemeinschaftlichen, und auch dem häuslichen Gottesdienste, von G. J. Zollikofer, Ev. ref. Prediger zu Leipzig. 8. Leipz. bey Weidmanns Erben und Reich 1777.

Ein sehr nützliches und Erbauung beförderndes Buch, wie man es von Hr. Zollikofer erwarten konnte. Mögten die alten Formulare der meisten Kirchenordnungen doch auf solche Weise verbessert werden!

2. Geschichte der Staatsveränderungen Frankreichs, die sich zur Zeit der Minderjährigkeit K. Ludwigs des XIV. unter Kardinal Mazarins Ministeramte begeben. Aus dem Franz. und mit Anekdoten aus einer Handschrift von dieses Ministers Briefen vermehrt. 1. Band. 8. Leipz. bey Weygand 1777.

Hr. Hofrath Molter in Carlsruh verdient für diese gute Uebersetzung eines so wichtigen Theils der franz. Geschichte, und für die beygefügten Briefe des Kard. Mazarins aus einer noch ungedruckten Handschrift, die ihm die Marggräfliche Bibliothek darbot, allen Dank.

Hanauisches Magazin.

Drey und zwanzigstes Stück.

Der 3. Junius.

Sey uns gegrüßt, du lieber holder Tag!
Erfreue **Wilhelm** unsern Vater!
Wo Ihn auch jetzt dein Stral umglänzen mag,
Da strahl Ihm Freude, unserm Vater!
Ach, segne, segne Ihn,
Und k.ß sein uns geliebtes Leben
Das Gott Ihm auch für uns gegeben;
Mit unverwelkter Wohlfarth blühn! —
O winke bald dem brüderlichen Tag,
Daß er uns den, den du uns schenktest,
Durch den du unser Schicksal lenktest,
Den Vater wieder geben mag!
Erfreu mit Ihm der besten **Fürstin** Blick,
Und Wonne bring er uns zurück!
Dann preisen wir mit Einem Munde
Dich und der Rückkehr sel'ge Stunde.

Der Sternhimmel.

Wenn wir uns den Sternhimmel recht deutlich vorstellen und so abbilden wollten, wie er uns als ein Gewölbe in die Augen fällt, so müßten wir eine außerordentlich große Hohlkugel haben und den Himmel mit seinen Sternen hineinmahlen. Unsere Einbildung würde weniger Mühe haben, sich die Sterne und ihre Lage auf diese Art vorzustellen, als auf der Oberfläche einer Kugel. Aber andere Umstände machen den Gebrauch einer Hohlkugel umständlich, und fast unmöglich. Wie wollte man Licht in die Kugel bringen? Wie sie befestigen und bewegen? Und wie kostbar wäre eine solche große Hohlkugel?

Um der Bequemlichkeit willen, mag sich die Einbildung lieber etwas anstrengen. Man stellt sich in Gedanken vor, als stünde man an einem Orte, weit über das Gewölbe des Himmels, erhaben, und sähe auf die äussere Seite, die sich alsdann wie eine Kugel darstellet. Nimmt man nun eine Kugel von willkührlicher Grösse, und mahlt die Sterne so darauf, wie sie am erwähnten Standorte in das Auge fallen würden, so wird der Himmel im Kleinen richtig abgebildet, und die Sterne auf der Kugel würden, wenn sie ausgeschnitten wären, und das Auge sich im Mittelpunkte befände, gerade auf die Sterne am Himmel passen.

Indessen ist dieses doch noch nicht hinlänglich, sich einen rechten Begriff von den Sternen, ihrer Größe, Anzahl, und Entfernung unter sich, zu machen. Man muß sie auch unter gewiße Gestalten und Klassen bringen; und eine solche Ordnung, oder eine gewiße Anzahl von Sternen, heißt eine Constellation. Auf dem Globus sind sie in die Figuren gebracht, die der Name Constellation bedeutet. Die Alten hatten deren acht und vierzig, die Neuern aber sind bis auf siebenzig gestiegen.

In

In dem Striche des Himmels, welchen die Sonne jährlich durchläuft oder vielmehr zu durchlaufen scheint, sind zwölf solcher Constellationen, deren Namen von den vornehmsten Begebenheiten hergenommen sind, die sich zu der Zeit am Himmel oder auf der Erde zutragen, wenn die Sonne unter einer solchen Constellation steht.

Weil die Schafe, Kühe und Ziegen, meist im Winter, und gegen den Frühling Junge zur Welt bringen, so wurden die Sterne, unter welchen die Sonne zu der Zeit stehet, **Widder**, **Stier**, und weil die Ziegen fast immer zwey Junge werfen, **Zwillinge** genannt. Ferner sahe man, daß die Sonne rückwärts gieng, und sich von ihrer Höhe bis auf einen gewißen Punkt gegen Norden herabsenkte, und nennten daher die Sterne, unter denen die Sonne zu der Zeit steht, den **Krebs**, weil sich dieses Thier auch rückwärts im Waßer bewegt. Kommt die Sonne unter die folgende Constellation, so ist das Klima, das die ersten Beobachter bewohnten, unerträglich warm; Und weil sie zwischen der Hitze des Klima, und der Wuth des Löwen eine Aehnlichkeit zu finden glaubten, so hießen sie die Constellation den **Löwen**. Die **Jungfrau** kam an den Himmel, weil das Aehrenlesen nach der Erndte, im Oriente, ein Geschäfte der kleinen Mädchen ist. Das Gebund Aehren das sie in der Hand hat, ist ein Beweis ihres Amtes und Daseyns. Ihre Flügel aber sind ein Geschenk neuerer Zeiten.

Die Tag = und Nachtgleiche ereignet sich, wenn die Sonne aus dem Zeichen der Jungfrau tritt. Die Astronomen hießen daher das Gestirn, unter welchem sie zu der Zeit steht, die **Wage**. Das nächste nach diesem, hieß der **Scorpion**, weil die Sonne bey ihrem Rückgange häufige Krankheiten hinter sich läßt, die durch den schädlichen Stich des Scorpions angezeigt werden sollen. Am Ende des Herbstes, wann die Blätter abge-

gefallen sind, und das Wild sich nicht mehr so, wie im Sommer, hinter das Gesträuche verbergen kann, ist die Jagd am besten, und der **Schütze** muste seinen Namen hergeben. Am gezwungensten ist die Benennung des **Steinbocks**, die nur die Art, wie sich die Morgenländer auszudrücken pflegen, entschuldiget. Weil der Steinbock sich gemeiniglich auf Bergen aufhält, und die Sonne zu der Zeit ihre gröste Höhe erreicht hatte, so glaubte man eine Aehnlichkeit zwischen beyden zu finden, und das Gestirn worunter die Sonne zu der Zeit steht, muste der Steinbock heissen. Der **Wassermann** und die **Fische** bezeichnen endlich die Regen- und Fischzeit.

Alle diese zwölf Constellationen werden **Thierkreis** genennt, weil die meisten Benennungen von Thieren entlehnt sind.

Sie haben nicht immer einerley Stand gehabt, auch nicht einerley Jahreszeiten bedeutet. Vor etwa 4000 Jahren stand der Widder noch bey den Winterzeichen, der Stier machte den Anfang des Frühlings, und die Wage gehörte für den Sommer. Die Namen blieben indessen einerley, und das erste Zeichen des Frühlings hieß nie Widder, da der Widder noch zu dem Winter gehörte.

Man sieht auch aus den Namen der Constellationen, daß die Egypter nicht die Erfinder derselben gewesen sind; denn man darf nur erwägen, daß die Erndte in Egypten nicht, wann die Sonne im Zeichen der Jungfrau ist, sondern schon, wenn sie in den Stier tritt, oder im April, einfällt, und daß keine Regenzeit daselbst statt hat. Einer von den Egyptern weiter nach Süden zu entlegenen Nation muß also die Erfindung zugeschrieben werden.

Zu den sonst gewöhnlich angenommenen Constellatio-

nen

nen haben die Spanier und Portugiessen, seit der Entdeckung von Amerika, noch zwo andere am Südpole gefügt, die sie el Dorato, den goldenen Fisch, und el Cruzero, das Kreuz genennt haben.

Indessen war unter allen Entdeckungen am Himmel dem menschlichen Geschlechte keine nützlicher, als die der Bären. Man hatte bemerkt, daß fast alle Sterne, wie die Sonne, eine veränderliche Höhe hatten, und daß sie sich bey dieser Veränderung auch gegen Westen unter die Erde senkten, so daß man sich in der Schiffarth nicht nach ihnen richten konnte. Dagegen sahe man auch andere gegen Norden, die niemals untergiengen, und nur nach diesen konnten sich Seefahrer richten, um nicht nach Osten zu fahren, wenn sie nach Westen wollten. Die Phönicier nannten dieses Gestirne: **das redende**; und da dieses Wort, in ihrer Sprache, auch eine Bärin bedeutete, so wurde diese Bedeutung beybehalten, und die Constellation hieß: Ursa major, der grosse Bär.

In der Folge beobachtete man, daß dieser grosse Bär einen allzuweiten Raum am Himmel einnahm, und Seefahrer, wegen seiner grossen Revolution, leicht von ihrer Farth abbringen könnte, da er seinen Stand des Morgens um einen viertel Horizont verändert hat. Um dieser Gefahr nun abzuhelfen, nahm man ein anderes Gestirn zum Wegweiser, das zwar nicht so hell als das vorige, aber doch weniger Raum am Himmel einnahm, und weniger Abwechslung unterworfen war. Es war kleiner als das erstere, und bekam den Namen: der **kleine Bär.** Sein letzter Stern wurde besonders zum Führer gewählt, weil der Zirkel, den er durchläuft, so klein zu seyn scheinet, daß man kaum seine Bewegung merkt. Wegen seines nahen Standes am Pole, heißt er: der **Polarstern.**

Plinius erzählt, daß Hiparchus, ein Astronom, bey der Erscheinung eines neuen Sterns, weil er muthmaßte, daß auch die Fixsterne der Veränderung unterworfen wären, ein Verzeichnis der Sterne gemacht, worinn er ihren Stand und Größe angezeigt, damit sich die Nachwelt darnach richten könnte. Neuere sind ihm gefolgt und haben ihn an Genauigkeit und Menge der Sterne übertroffen. Sein Verzeichnis, das Ptolomäus nachgehends abgeschrieben, enthielt 1026. Sterne, und die neuern haben über 3000.

Die verschiedene, in die Augen fallende Grösse der Sterne ist bey ihrem wirklichen Unterschiede, doch meist in Absicht auf uns ihrem verschiedenen Abstande von uns, zuzuschreiben. Die kleinen sehen wir als kleine Wölkchen, und eine unzählige Menge sehen wir gar nicht. Durch gute Ferngläßer entdeckt man bey 2000. allein in der Constellation des Orions; und was uns in der Milchstraße weißlicht vorkommt, ist nichts anders, als eine ungeheure Menge Sterne, die allein die allwissende Macht zählen kann, die sie dahin gesetzt hat.

Die Entfernung der Fixsterne geht über alle Vorstellung: Man hat ausgerechnet, daß eine Kanonkugel, wenn sie in der Geschwindigkeit des Kernschußes fortführe, erst nach vielen Millionen Jahren dahin kommen würde. Das Funkeln der Sterne komme von den vielen Luft= wasser= oder andern irrdischen Theilchen her, die zwischen dem Stern und dem Auge durchfliegen.

Zuweilen kommen auch neue Sterne zum Vorschein, die, wenn sie auch die Hand des Schöpfers nicht jetzt erst gemacht hat, doch vorher noch nicht gesehen worden. Eine solche merkwürdige Erscheinung zeigte sich im Jahr 1572 in der Kassiopea. Man sah den

den Stern 16. Monathe lang, ohne daß er seinen Standort zu ändern schien, und weder Schein noch Schweif wie ein Komet hatte. Er war funkelnder als Sirius, und grösser als Jupiter. Sogar am hellen Mittage war er sichtbar. Nach der Zeit wurde er kleiner und 1574. verschwand er wieder gänzlich.

Die Fixsterne sind nach aller Wahrscheinlichkeit nichts anders als Sonnen; denn sie haben ihr eigen Licht. Sie sind also auch, eben so wahrscheinlich, andern Welten das, was die Sonne unserer Erde ist. Und wie unbegreiflich zahlreich müssen die Weltsystemen seyn, da es so viele Fixsterne oder Sonnen giebt! Jeder solcher Stern eine Sonne, die der Mittelpunkt ist, um den sich Erden oder Planeten, und Mond, wie um die unsrige herumdrehen. Alle dichte Körper, auf denen Berge, Seen, Flüsse, vernünftige und vernunftlose Geschöpfe sind! Wie weit erstreckt sich die Schöpfung! Könnten wir uns auf einen Planeten wünschen, den wir uns als den äussersten oder höchsten denken, und sähen dann weiter über uns, so würden wir doch noch kein Ende sehen. Es muß noch etwas da seyn, das sich noch weiter erstreckt; eine Schöpfung, ein Etwas, das Unbegreiflich genennt werden muß.

Flüsse, Seen, vernünftige und unvernünftige Geschöpfe wären also vermuthlich auf den Sternen, wenigstens auf den Planeten? Ja, wozu sollten sie sonst da seyn? Hätten sie nur die Absicht zu leuchten, so könnten sie kleiner seyn und näher an der Erde stehen. Sie würden alsdann eben so groß scheinen. — Die meisten sind unendlich viel grösser als die Erde. — Sollte diese bewohnt seyn, und jene nicht? Bloße Lichter, um die Erde des Nachts zu erleuchten, sind sie gewiß nicht; denn wenn sie dazu dienen sollten, so könnte ein zweiter Mond diese Absicht weit besser erreichen.

Was für Meinungen man aber auch von den Sternen

nen überhaupt hege, so ist doch gewiß keine unsinnigere, als die, da man sie für Herolde und Propheten der menschlichen Schicksale hält. Ein Stern kann eben so wenig Einfluß auf eines Menschen Glück oder Unglück haben, als ein Pallast in Amerika auf eine Ameise in Deutschland. Ein Kind in diesem oder jenem Zeichen gebohren, soll dieses oder jenes Schicksal haben? Also müsten auch alle diejenigen einerley Glück oder Unglück betreffen, die an eben dem Tage und in eben der Minute zur Welt gekommen sind. Nichts widerspricht der Erfahrung mehr, als dieses. Das Kind des Taglöhners wird oft glücklich, und das Kind des Reichen oder Vornehmen, das mit ersterem in Einer Stunde gebohren worden, wird oft unglücklich. Und so umgekehrt: Ein Prinz wird Regent, und das Kind des Privatmanns, bleibt Unterthan, obgleich beyde, im Zeichen des Krebses oder der Jungfrau, in der nämlichen Minute und Secunde gebohren worden. Dieses sollten sich besonders die gemeinen Kalenderfabrikanten merken, die dem alten Unsinne bisher getreu geblieben, und ihre Weisheit von dem aberglaubischen Pöbel haben bewundern lassen.

R.

Nachricht.

Dordrecht. Die Buchhändler Blüsse, Vater und Sohn, kündigen in einem Prospectus folgendes, insonderheit für die Kirchengeschichte, wichtige Werk an: *Ioh. Iac. Hausmanni* FRIDERICUS PIUS s. de vita & rebus gestis illustrissimi Principis Friderici III. Comitis Rheno-Palatini, Ducis Bojariæ, & S. R. I. Electoris &c. Commentarii. Recensuit & supplevit Iac. Cremer, J. I. F. Nachdem die Anzahl der Subscribenten, deren Namen dem Werke vorgedruckt werden sollen, groß oder kleiner ausfallen dürfte, darnach soll mehr oder weniger für das Werk bezahlet werden. Der Subscriptions Termin ist zwar nur bis Pfingsten gesetzt, wird aber ohne Zweifel noch verlängert werden. Die gedruckte Nachricht ist im Waisenhause einzusehen, und Hr. Pfr. Hartmann allhier nimmt Bestellungen an.

Hanauisches Magazin.

Vier und zwanzigstes Stück.

Von der belagerten und den 13ten Junius 1636. glücklich entsetzten Stadt Hanau.

Wer in der Geschichte des vorigen Jahrhunderts nicht ganz fremd ist, dem kann unmöglich unbekannt seyn, welche Verwüstungen der dreyssigjährige Krieg in Deutschland, und man kann wohl sagen, in einer jeden Provinz oder in jedem Staat dieses wichtigen Reichs angerichtet hat. Es wurde in diesem Zeitraum das Blut fast unzählbarer Menschen nicht nur durch gelieferte Treffen, sondern auch oft durch eine mehr als wilde Grausamkeit unbarmherziger Sieger muthwillig vergossen. Diesen war es nicht genug, Schlachten gewonnen, und Städte erobert zu haben, sie musten selbige auch noch in Steinhaufen verwandeln und entvölkerte Dörfer in Asche legen. Man schlug mit einer nie erhörten Unempfindlichkeit so wohl das zitternde Haupt des bittenden Greises als des unschuldigen Säuglings, und viele tausende, die dem tödtenden Schwerd entgiengen, wurden durch quälenden Hunger und Pest, als fast gewöhnliche Begleiterinnen eines langwierigen Krieges, aufgerieben. Oftmals schätzte derjenige sich glücklich, der sein Leben durch einen geschwinden Tod geendigt sah, um nicht täglich neuen drohenden Gefahren ausgesetzt zu seyn, oder jeden Augenblick noch nicht empfundene Marter zu befürchten.

Alle diese traurige und das menschliche Geschlecht zerstörende Auftritte wurden durch mehr als eine Ursache ver-

anlasset, und das Feuer hatte schon längst unter der Asche geglimmt, als es durch jene böhmische Unruhen da im Jahr 1619 der gröste Theil der Unterthanen dieses Reichs gegen den Kaiser Ferdinand II. einen neuen König in der Person Chhurfürst Friedrich V. von der Pfalz wählte, zum Ausbruch kam. Sie wagten diesen Schritt, und glaubten durch ihr vermeintliches wohl hergebrachtes Wahlrecht diese Veränderung vornehmen zu können. Der Kaiser hingegen berief sich auf den vieljährigen Besitz seiner Vorfahren und auf das von Ihnen erlangte Erbrecht zu dieser Krone. Doch, wie unbedeutend sind Gründe unter den Großen dieser Erde, wenn selbige nicht von der Macht unterstützt, ausgeführet werden können! Ferdinand, natürlicherweise aufgebracht, ließ die böhmischen Stände mit dem Gegenkönige seinen ganzen Zorn empfinden. Beide Theile griffen zu den Waffen, und suchten sich durch Bündniße zu verstärken. Diejenigen Stände Deutschlands, welche es mit dem Kaiser hielten, wurden die **Ligistische**, andere aber, die auf der Seite des Churfürsten von der Pfalz und eben erwählten Königs in Böhmen standen, wurden die **unirte** Parthie genannt. Das auf dem weißen Berge bey Prag 1620. zum Vortheil Ferdinands vorgefallene Treffen entschied die Sachen in Böhmen. Friedrich verlohr nicht nur die eben erhaltene Krone, sondern auch nebst seinen pfälzischen Erbländern die Churwürde, und wurde ausserdem noch in die Reichsacht erkläret. Nach diesem Vorfall traten verschiedene von der **Union** ab, aus Furcht durch die Gewalt der Waffen zu diesem Schritt gezwungen zu werden. Der nun einmal angefangene Krieg blieb nicht in den Grenzen des böhmischen Reichs, und die ersten Drangsale desselben mußte nach obigem Vorgang die Pfalz erfahren, ja es verbreitete sich das Blutvergiessen aus einer Provinz Deutschlands in die andere; die kaiserlichen Waffen waren die mächtigsten und zugleich die glücklichsten. Die beiden klugen und tapfern Generale **Wallenstein** und **Tilly** machten sich oder viel-

mehr

mehr dem Kaiser fast alle deutsche Staaten, die nicht mit ihnen waren, unterwürfig; doch wurde ihr Ruhm verdunkelt, weil sie überall, wo sie hinkamen, blutige Fußtapfen zurückließen. Mehr verschonendes Erbarmen würde ihren Namen gros gemacht haben, und mit Recht hätten sie alsdann auf den ehrwürdigen Titel Menschenliebender Helden Anspruch machen können. So viel ist gewiß, daß diejenigen Länder und Städte, welche sie bezwungen, und besonders die Stadt Magdeburg, keine Ursache hatten, ihnen Ehrensäulen zu errichten. Die Jahrbücher damaliger Zeiten reden von verübter oder wenigstens zugelassener Härte gegen überwundene Völker, von ausgeplünderten Städten und Dörfern, von verheerten Feldern und überhaupt von solchen Begebenheiten, wovor die Nachwelt erschrickt.

Aller Orten begleitete die Kaiserlich-ligistischen Armeen der Sieg, und sie pflanzten ihre Fahnen bis an die Küsten der Ostsee, da Niemand ihren Eroberungen starke Dämme weiter entgegensetzen konnte. Einige Fürsten wurden ihrer Staaten entsetzt, und diese musten ihren Zufluchtsort suchen, so gut sie konnten.

In dieser traurigen Lage waren die Sachen der meisten protestantischen Länder Deutschlands, und dieses sonst so blühende Reich würde eine öde Wüste geworden seyn, wenn nicht der Erretter aus Norden, Schwedens Held und König, **der grosse Gustav Adolph** dem Kriege eine günstigere Wendung für diejenigen gegeben hätte, welche der vorhin unwiderstehlichen Macht weichen musten. Kaum hatte dieser Monarch den deutschen Boden, wohin zu kommen er auf das beweglichste eingeladen war, betreten, als alles eine andere Gestalt bekam. Er setzte die verjagten Herzoge wiederum in ihre Staaten ein, und wurde in einer sehr kurzen Frist Meister von denjenigen Ländern, welche der neue Churfürst Maximilian von Bayern, Wallenstein,

Tilly und andere kaiserliche Generale mit Feuer und Schwerd unter ihre Bothmäßigkeit gebracht hatten.

In den ersten Jahren dieses Krieges war unsere Grafschaft und Stadt Hanau noch verschonet worden; aber schon 1621. rückte der General Spinola in die Hanauischen Lande ein, nahm Münzenberg weg, legte Rumpenheim in die Asche, und richtete überhaupt grosse Verheerungen an. Dem äussersten Verderben abzuhelfen, suchte die Gräfin Catharina Belgica, die damalige weise Regentin und Vormünderin, des minderjährigen Grafen Philipp Moritz zu Hanau würdige Mutter, und hinterlassene Gemahlin des unvergeßlichen Philipp Ludwig II. alle Mittel hervor. Sie that zu dem Ende bey dem Kaiser die beweglichsten Vorstellungen, und unternahm eine Reise nach Kreuzenach zu dem eben genannten General. Man gab die bündigsten Versicherungen von Erleichterung der Umstände, die man nicht einmal zu halten gedachte, ob selbige gleich mit baarem Gelde bezahlt werden mußten. Noch größere Summen, und außerdem noch wichtige Geschenke wurden darauf verwendet, um zu erhalten, daß die Niederländisch-Burgundischen Truppen aus der Grafschaft Hanau abzogen. Diese wurde zwar nunmehr in kaiserlichen Schutz genommen, aber das hinderte doch nicht, daß nicht die Armee des Generals Tilly unerhörte Grausamkeiten durch Morden, Brennen und Plündern darinnen ausübte. Doch wurde endlich auf Ansuchen der Regentin das zur Hofhaltung ausgesezte Amt Bücherthal und die Stadt Windecken, von dem General Wallenstein aller Einquartierung und Kriegskosten entledigt.

In diesen Umständen kam Graf Philipp Moritz von seinen mit vielem Nutzen angestellten Reisen wiederum zurück, und übernahm das Geschäfte der Regierung selbst. Mit welcher Beschwerde und unter welchen unauf-

aufhörlichen Drangsalen er aber selbige führen mußte, dieses wird man aus der Folge sehen.

Noch hatte Gustav Adolph Schweden nicht verlassen, als man am Kaiserlichen Hofe erfuhr, daß derselbe mit verschiedenen deutschen Protestantischen Ständen sich in Verbindungen eingelassen, die zu ihrem Besten abzwecken sollten. Man vermuthete unter diesen ebenfalls unsern Grafen Philipp Moritz, und weil es sehr viel darauf ankam, daß die Stadt Hanau, als eine zu den Zeiten nicht unwichtige Vestung, nicht in des Königs Hände kam; so verlangte der Kaiser Ferdinand, daß der Graf Kaiserliche Besatzung in diese Stadt und Vestung einnehmen sollte. Viele Ursachen, und besonders die damit verknüpften Kosten und andere Beschwerden, veranlaßten unsern Grafen, solches auf die glimpflichste Weise abzuschlagen. Ferdinand aber, den sein Kriegesglück bisher nicht verlassen hatte, war ohnehin nicht gewohnt, seinen Befehlen widerstrebt zu sehen, und wollte, daß man ihm gehorchte. Bey fernerem Weigern, wurde der Obrist Witzleben mit Kaiserlichen Truppen hingeschickt, Hanau zu belagern, und diese Stadt zum Gehorsam zu bringen. Man kann sich leicht vorstellen, welches Verderben die feindlichen Völker angerichtet. Die ganze umliegende Gegend wurde auf das härteste mitgenommen, die Felder der Unterthanen verwüstet, das Vieh weg getrieben und die Häuser geplündert. Von dieser Noth gerührt, und das Elend nicht noch mehr überhand nehmen zu lassen, wurde Graf Philipp Moritz, der sein Volk wie ein Vater liebte, gezwungen, unter Vermittelung von Chur-Maynz und Hessen-Darmstadt einen Vergleich einzugehen, vermöge welches die Stadt Hanau auf ihre Kosten tausend Mann Kaiserliche Soldaten unter den Befehlen des Obristen **Brandis** einnehmen, und sowohl diese, als der Graf selbst dem Kaiser den Eid der Treue ablegen mußten. Die Belagerung wurde zwar nunmehr aufgehoben, allein eine fremde Be-

 satzung

satzung, welche anderthalb Jahre uns zur Plage gegeben war, in seinen Mauren, und zwar den Herrn und Meister spielen zu sehen, waren hatte Bedingungen, unter welchen jedoch ein noch größerers Unglück gleichsam abgekauft wurde. Der nunmehrige Commandant Obrist Brandis suchte die aufgebürdete Last noch schwerer zu machen, und hatte heimliche Veranstaltungen gemacht, noch mehr Kaiserliche Völker, die schon vor den Thoren stunden, während der Nacht herein zu ziehen. Es sollte das gewöhnliche Geläute Morgens um 4 Uhr zum Zeichen dienen; nachdem man aber diese Anschläge vorher noch zeitig genug erfahren, unterblieb solches, und die Absicht wurde vereitelt. Eine andere gleich darauf folgende Begebenheit befreyete die Stadt Hanau gänzlich von den Kaiserlichen Völkern, setzte dieselbe aber Anfangs in die äußerste Bestürzung.

Als der König in Schweden Gustav Adolph den 7ten Septembr. 1631. den wichtigen Sieg bey Leipzig über den General Tilly erfochten hatte, drang er mit seiner Armee in Franken ein, und eroberte unter andern auch Bamberg und Würzburg. Hanau war diesem Sieger ein wichtiger Paß, dessen er sich versichern muste, wenn er mit Vortheil seinen Völkern einen Aufenthalt in den Ländern am Rhein und Mayn verschaffen wollte. Er schickte zu dem Ende den Obrist Hubald, einen Mann von vieler Klugheit und Erfahrung im Kriege, mit einem auserlesenen Corps dahin, welcher mit schnellen Schritten innerhalb vier und zwanzig Stunden von Würzburg nach Hanau eilte und bereits den 1ten Novemb. lezt gedachten Jahrs vor der Stadt war, ehe man wuste, daß schwedische Völker im Anzuge wären, oder ihre Absicht auf Hanau gerichtet hätten. Gleich bey Ankunft derselben wurde eine Brücke von Seilern und Brettern hinter dem Schloß über die Kinz und den Graben gemacht. Die Schweden bestiegen mit Leitern den Wall, stießen die Schildwacht nieder, eröfneten das hintere Schloßthor mit Petarden und drangen

also

also mit Gewalt in die Altstadt. Es würde hierbey kein Blut vergossen seyn, wenn nicht einige Bürger sich zur Wehre gesetzt hätten, von welchen etwa sechszehn Mann, mehr aus Versehen und in der entstandenen Unordnung, als mit Vorsatz tod geschossen wurden. Der Obrist Brandis wurde in seinem Hause, welcher in der Neustadt in dem sogenannten **hohen Thurm** wohnte, von den schwedischen Soldaten überfallen und zum Kriegsgefangenen gemacht. Die sämtliche kaiserliche Besatzung muste das Gewehr strecken und sich ergeben, worauf man selbige untersteckte.

Sobald die Kaiserlichen bey Steinheim befindlichen Völker diesen Vorgang erfuhren, giengen selbige an den Mayn und legten daselbst eine Schanze an, um Hanau von daher zu beschießen. Hubald setzte ungesäumt einige hundert Mann über diesen Fluß, und nachdem er die Kaiserlichen aus ihren Verschanzungen getrieben, ließ er solche schleifen. Diese kamen zwar mit verstärkter Macht wieder hervor, doch das Feuer aus den von dem Commandanten diesseits des Mayns angelegten Werken nöthigte den Feind wieder abzuziehen. König Gustav Adolph rückte indessen selbst aus Franken mit einer Armee von 30000 Mann heran, besetzte damit die Ufer des Mayns, und nahm Aschaffenburg nebst Steinheim ein. Bey dieser Gelegenheit kam dieser Sieger den 15ten Novemb. nach Hanau, und speisete daselbst in einem Zimmer des Schloßes, welches nachher der **Königssaal** genennet worden. Er traf einen Accord mit Graf Philipp Moritz wegen der in Hanau eingenommenen Garnison, welche nunmehr unweit stärker war, als vorhin, aber auch mehr Kriegszucht und Ordnung beobachtete.

Solange dieser König für die gute Sache Deutschlands fochte, fiengen die bedrängten Stände desselben an, das Haupt wieder empor zu heben; aber der den 6ten Novemb. 1632 in, oder vielmehr unmittelbar vor dem Treffen bey Lützen erfolgte unglückliche Tod desselben, noch ungewiß,

 ob

ob durch den feindlichen Arm, oder durch die erkaufte Hand eines verrätherischen Freundes, schlug alle Hofnung zu einem glücklichen Ausgang des Kriegs darnieder. So starb der Held! von Schweden und dem Protestantischen Theil Deutschlands gleich bedauert, und von Ruhm und Sieg bekrönt, in den besten Jahren. Die späte Nachwelt wird noch von Ihm sagen müßen, daß er viele Mäßigung bey dem glücklichen Fortgang seiner Waffen gezeigt, und man weiß nicht, ob man in Ihm mehr den **Eroberer** oder den **Menschenfreund** bewundern soll.

Hanau blieb nach dem Absterben des Königs immer noch in den Händen der Schweden, als beschützender Freunde des Herrn und der Einwohner dieser Stadt, und in einem Zeitraum von zwey Jahren konnte man nicht sagen, daß das Schicksal derselben sich verschlimmert oder verbessert hätte. Aber die 1634 bey Nördlingen erlittene Niederlage der schwedischen Armee ließ auch für die hiesigen Gegenden die traurigsten Folgen befürchten. Das darauf geschehene nähere Anrücken der kaiserlichen Völker, sezte alles in Schrecken, und bey der augenscheinlichen Besorgung einer abermaligen Belagerung der Stadt Hanau begab sich Philipp Moritz mit der Gräflichen Familie zur Sicherheit von hier weg nach Metz, nachdem er vorher seine Stadt und Land dem Herzog Bernhard von Weimar, welcher die schwedische Armee zu der Zeit commandirte, und damals zu Maynz war, aufs beste empfohlen hatte. In dieser Zeit war der schwedische General Major **Ramsai**, ein Schottländer von Geburt, an des Obrist Hubalds Stelle Commandant hieselbst geworden, und die hanauische Besatzung wurde noch mit einer beträchtlichen Anzahl Mannschaft von Schweden, Hessen und andern verstärkt. Durch diese Vermehrung wurde die Volksmenge in Hanau so groß, daß es ihnen oft an den nothwendigsten Lebensmitteln gebrach. General Major Ramsai befestigte die Vorstadt und faßte den festen Entschluß, sich bis auf den letzten Mann zu wehren.

Im

Im Anfang des Jahrs 1635. zog die kaiserliche Armee sich immer näher gegen Hanau, und besetzte die umliegenden Dorfschaften, wodurch die Stadt völlig gesperret und nicht undeutlich zu erkennen gegeben wurde, welche Absicht man auf diese Stadt hatte. Um selbige desto eher in einen wehrlosen Stand zu setzen, suchten sie die Felder der umliegenden Dorfschaften zu verheeren und das Einerndten der Früchte zu verhindern, damit es der Besatzung zuletzt an Proviant fehlen mögte. So sehr der Landmann von ihnen gedrängt und nicht selten bis zum Martern gequälet wurde, so erreichten sie doch ihre Absichten nicht gänzlich. Die Garnison that oft Ausfälle auf die Feinde, verhinderte sie an ihrem Vorhaben, tödtete ihrer viele und brachte durch die mehr als einmal eroberten Beuten Lebensmittel in die Stadt. Unter andern wurden die Kaiserlichen im Freygericht überfallen, und des regierenden Grafen Philipp Moritz Bruder, Graf Jacob Johann zeigte bey dieser Gelegenheit, daß es Ihm an Muth und Klugheit nicht fehlte. Er wagte sein Leben, und nachdem er ein Corps feindlicher Truppen über den Haufen geworffen, kehrte derselbe mit Ehre und Beute nach Hanau zurück. Der kaiserliche Obrist Götz wurde im Anfang des Septembers mit 10 Regimentern vor und um Hanau geschickt, um es zu bloquiren und alle Zufuhr völlig abzuschneiden, er wurde aber mit ziemlichem Verlust abgetrieben. Kurz darauf den 12ten September nahm der General Lamboy die förmliche Belagerung der Stadt vor, und nachdem er Steinheim, ein an dem jenseitigen Ufer des Mayns und nur einen Canonenschuß von Hanau gelegenes Churmaynzisches Städtgen eingenommen hatte, legte er sein Hauptquartier dahin. Dieser General bauete eine Brücke über den Mayn, eine andere aber über den Kinzigfluß, eine Viertelstunde von Hanau, welche noch bis auf diesen Tag von ihm den Namen der lamboischen Brücke führt. Auch legte er verschiedene Schanzen an, wovon die dem Schloß gegen über, die bey der Heller-

 brü-

brücke und dem sogenannten Siechhause die beträchtlichsten waren. Die Feinde welche mit ihrem nicht dazu eingerichteten Geschütz den Wällen der Vestung keinen Schaden zufügen konnten, waren nur darauf bedacht, den öffentlichen Gebäuden und Häusern der Stadt, durch das Einwerfen der Feuerkugeln, deren während der ganzen 9 monathlichen Belagerung in allen 169. Stück gezählt worden sind, auf das heftigste zuzusetzen. Das so lange anhaltende Schiessen der Feinde wurde mehr des Nachts, als bey Tage fortgesezt, und daß kein grösserer Schade dadurch entstanden, hatte man besonders den guten Vorkehrungen des klugen Commandanten Ramsai zu verdanken. Dieser hielt ausserdem die beste Ordnung und schärfste Mannszucht, so daß die Einwohner der Stadt über die schwedische Besatzung sich nicht beschwehren konnten. Die damals in Hanau befindliche Menge Menschen und der Mangel der Zufuhr, weil der Feind alle Gegenden umher besetzt hatte, musten den Preiß der Lebensmittel nothwendig erhöhen. Ramsai aber wuste es so einzurichten, daß bis zur Verwunderung in der Stadt alles noch wohlfeiler war, als in dem Lager der Feinde. Es entgieng seinem scharfsichtigen Auge nichts, was dienlich seyn konnte, die Absicht der Feinde zu vereiteln. Die Belagerten wendeten ihre äussersten Kräfte an, sich zu wehren, und überfielen ein nach Würzburg gehendes beladenes Schiff, und andere mit Proviant für die kaiserliche Armee versehene Fahrzeuge, wodurch der Mangel in der Stadt auf einige Zeit gewißermassen ersetzt wurde. Doch was kann nicht ein anhaltendes Elend verursachen, der noch vorhandene wenige Vorrath war verzehrt, und es trat eine völlige Hungersnoth ein. Weil theils nichts zu haben war, und dasjenige was man etwa noch auftreiben konnte, in fast unglaublichem Preise bezahlt werden muste, viele Leute vom Lande auch, den feindlichen Foltern auszuweichen, in die Stadt sich begaben, sahen nicht wenige sich genöthigt,

mit den schlechtesten Speisen und so gar mit Pferde- Hunde- und Katzenfleisch ihren dringenden Hunger zu stillen. Diese widernatürliche Nahrungsmittel zogen ansteckende Krankheiten von allerley Arten nach sich, und endlich stellte das gröste Uebel, die alles verderbende Pest in ihrer ganzen Stärke sich ein. Diese wüthete dergestalt, daß ganze Häuser, und vielleicht der gröste Theil der Dienerschaft ausstarben. Die Nachrichten aus den damaligen Zeiten ergeben, daß während der Belagerung, durch alle mögliche Arten von Elend, durch Hunger, Krankheiten und durch die Pest mehr als 20000 Menschen in dieser Stadt dahin gerafft sind.

Nunmehr hatte die allgemeine Noth den höchsten Grad erreicht, und nichts konnte den Feind bewegen, von seinem Vorhaben, Hanau in seine Gewalt zu bekommen, abzustehen. Aber eben so fest beharrete auch Ramsai auf seinem einmal gefaßten Entschluß, und er wollte von keiner Uebergabe hören, besonders da er glaubte, sich noch einige Zeit halten zu können. Hierunter litte wohl niemand mehr, als unsre gute Stadt, die jeden Augenblick eine völlige Zerstörung erwarten mußte. Endlich hatte es das Ansehen, als wenn der Commandant Ramsai sich mit dem Feinde in einen Vergleich einlassen wollte. Er schickte zu dem Ende Abgeordnete an den General Lamboy, die aber gefangen und aufgehenkt wurden, eine Handlung, woron die neuere Geschichte wohl kein Beyspiel unter gesitteten Völkern aufweisen kann. Die Unterhandlungen wurden zwar fortgesetzt, aber auf beiden Seiten bestand man auf Bedingungen, die keiner eingehen wollte. Man schlug darauf entweder den Churfürsten zu Mainz, oder den Bischof zu Würzburg, oder den Landgrafen zu Darmstadt als Mittelsmänner vor. Lamboy wählte letzteren, und dieser gab sich alle Mühe, durch die Gräflichen Bedienten den Commandanten Ramsai zur

Ueber-

Ueberlieferung der Stadt zu bereden. Hierdurch wurde nichts ausgerichtet, und eben so fruchtlos war der von dem Landgrafen Georg angestellte Congreß. Lamboy dachte nun noch auf ernsthaftere und gewaltsamere Mittel, Meister von der Stadt zu werden. Er zog in dieser Absicht noch mehr von den in der Nähe liegenden Truppen an sich, und aus allen gemachten Anstalten sahe man, daß er Hanau mit stürmender Hand erobern wollte.

Der Untergang der Stadt war nun nahe, und keine Zeit mehr zu verlieren, dem Verderben ein Ende zu machen. Nur die Vorsehung mußte ein nicht vorhergesehenes Rettungsmittel senden, weil alles andere nichts mehr helfen wollte, und man ausser Stande war, der täglich mehr überhand nehmenden Gefahr zu entgehen. **Wilhelm, der von Hanau ewig zu verehrende Landgraf Wilhelm V. zu Hessen** war dieses gesegnete Mittel, wodurch uns Hülfe kam. Dieser erhabene Fürst hatte dem protestantischen Bündnisse niemals, auch unter der gegenseitigen Anbietung wesentlicher Vortheile, nicht entsagen wollen, daher Ihm auch die Geschichte den Namen des **Beständigen** beygelegt hat. Er hatte bey mehr als einer Gelegenheit Beweise von Muth und Tapferkeit gegeben, und nachdem Er unsere äusserste Noth in sichere Erfahrung gebracht, faßte Er, von Mitleiden gerührt, den großmüthigen Entschluß, unser Erretter zu werden. Ausserdem gaben Ihm die nahen Bande der Verwandtschaft, worinnen Er mit dem Gräflichen Hause stand, (denn seine Gemahlin war die in der Geschichte so berühmte **Amalia Elisabeth**, eine gebohrne Gräfin von Hanau, und Schwester unsers bedrängten Grafen Philipp Moritz) ein gewisses Recht, diese geängstigte Stadt und das fast zu Grunde gerichtete Land der Willkühr der Feinde nicht zu überlassen.

Land-

Landgraf Wilhelm setzte sich in den Marsch, und nachdem Er denselben beschleuniget, kam Er von dem Schwedischen General Lesle und andern Generalspersonen begleitet, mit seiner Armee den 11. Junius 1636. in der Nacht um 1. Uhr vor Windecken bey dem sogenannten **Wartbäumchen** an, welches den Belagerten durch gegebene Feuerzeichen bekannt gemacht wurde. Das Handgemenge nahm sogleich seinen Anfang, und die Kaiserlichen Vortruppen wurden bis in den Wald an den Kinzigheimer Hof getrieben, auch wurden die Feinde ausserdem aller Orten zum Weichen gebracht. Diese glückliche Anfänge waren schon bedeutende Vorboten des so sehnlich erwarteten Entsatzes, und um diesen desto eher auszuführen, brach der Landgraf den 13. Junius Morgens ganz früh aus dem Lager auf, und stand vor der Stadt, ehe man ihn so nahe zu seyn glaubte. Es mußten viele Schanzen vorher erobert werden, und dieses geschah des hartnäckigen Widerstandes des Feindes ungeachtet, mit einer unglaublichen Geschwindigkeit. Man konnte damals mit Recht sagen, **Wilhelm kam, und sah, und überwand.** Er war übetall Sieger, und seine Armee, vor deren Spitze Er war, focht durch seine Gegenwart und Beyspiel angereizt, mit solchem Muth, daß der Feind das heftige Eindringen nicht länger ertragen konnte, und der General Lamboy mit den seinigen gezwungen wurde, mit Zurücklassung vieler Todten, Verwundeten und Gefangenen die Flucht zu nehmen, und über den Mayn nach Steinheim sich zu retiriren.

Die natürliche Folge davon war die Aufhebung der Belagerung, und die Erweckung eines solchen Vergnügens bey den Einwohnern, das nur empfunden, nicht aber beschrieben werden kann. Wie groß dieses gewesen, beweiset unter andern der plötzliche Tod eines gewissen

Mit-

Mitgliedes des Magistrats der Neustadt, Namens Esaias de Lattre. Dieser, welcher bey einer andern Gelegenheit viel Patriotismus gezeigt hatte, sahe von dem hohen Thurm den zum weichen gebrachten geschlagenen Feind, und zugleich die nahe Errettung seiner Mitbürger. Voll vom lebhaften Gefühl der wärmsten Freude, sank er auf der Stelle Athemlos dahin, und starb mit eben der ruhigen Miene, als ehedem ein oft gepriesener Grieche und Römer, stolz auf das Verdienst, für das Vaterland zu sterben.

So wichtig dieser Sieg war, so entscheidend war er auch, und dem Landgrafen stand nun nichts mehr im Wege, noch selbigen Tages selbst in Hanau unter Läutung aller Glocken einzuziehen. Niemals hat wohl die Ankunft in einer Stadt freudigere Bewegungen hervorgebracht, als diese, und niemals hatte man auch wohl mehr Ursache darzu. Alles was sich nur regen konnte, kam seinem siegenden Erretter entgegen, und opferte ihm unter Freudenthränen und Jubelgeschrey den lautesten Dank. Er glaubte aber diesen allein nicht verdient zu haben; Er wollte, daß man Gott die Ehre geben sollte, und begab sich in die Kirche, um bey dem öffentlichen Gottesdienst Lob- und Danklieder mit anzustimmen. Auch vergaß Landgraf Wilhelm der Armen nicht, deren Anzahl den Umständen nach beträchtlich geworden war, indem er selbigen reichliche Almosen austheilen ließ. Er versorgte die Stadt mit ansehnlichen Lebensmitteln, und anstatt des vorhergehenden großen Mangels, konnte man nun die Bedürfniße des Lebens fast um den gewöhnlichen Preiß kaufen. Am folgenden Tage wurde die Eroberung einer noch sehr starken Schanze vorgenommen, wobey die Feinde vieles einbüßten, und nach geschehener Ubergabe gegen 600 Mann den Uberwindern als Kriegs-Gefangene überlaßen mußten, welche in dieser Gestalt auf den Neustädter Markt geführt und untergesteckt wurden.

den. Alle eroberte Schanzen wurden auf Befehl des Landgrafen geschleift, und was nur zur Wiederherstellung guter Ordnung dienen konnte, das besorgte der Landgraf mit der Ihm eigenen Klugheit. Nachdem Er das damals nur noch aus 300 Mann bestehende Burgdorfische Regiment heraus gezogen und mit der Armee vereinigt hatte, legte Er 4 Compagnien Hessen von dem weissen Regiment unter den Befehlen des Obristlieutenants Motz zur Besatzung ein, und bestätigte den Generalmajor Ramsai fernerhin zum Commandanten. Den 15ten Junius gieng unser Erretter unter tausend Seegenswünschen wieder nach Hessen zurück, woselbst noch große Unternehmungen auf Ihn warteten.

So endigte sich dann zur größten Beruhigung der Bewohner von Hanau ein Elend, welches keine Grenzen kannte, und von der Art war, daß es den gewissen Untergang nicht nur der Stadt, sondern auch des ganzen Landes würde nach sich gezogen haben, wenn nicht Hessens Beherrscher durch seinen hülfreichen Arm sie davon befreyet hätte. Schon haben seit hundert zwey und vierzig Jahren unsere Vorfahren nebst dem jetztlebenden Hanau den Ruhm dieses besten Fürsten mit dankbaren und gerührten Herzen erhoben, und mehr noch als eine kommende Welt wird den horchenden Enkeln die **wunderbare Errettung Gottes und die großen Thaten Wilhelms** erzählen.

Hanau war nunmehr, wie wir aus dem Lauf der Geschichte gesehen haben, zwar glücklich von aller Noth und den äußersten Drangsalen befreyet worden, aber immer blieben noch Besorgnisse genug zurück, daß von den kaiserlichen Truppen ein fernerer Versuch möchte gewagt werden, diese Stadt endlich nach der ersten Absicht zum Gehorsam zu bringen. Diese Armee hatte unsere

sere Gegenden noch nicht geräumet, und in dem folgenden Jahre wurde würklich von neuem eine Belagerung veranstaltet. Doch Hanau empfand diesesmal das bey weitem nicht, was es vorhin mit so vieler Angst erfahren hatte. Es kam bald zwischen den Belagerern und Belagerten zu einem Vergleich, welcher dem wesentlichen Inhalt nach dahin ausfiel, daß Stadt und Land ihrem rechtmäßigen Besitzer und Herrn dem Grafen Philipp Moritz wieder eingeräumt und übergeben werden sollte. Diesem zufolge, kam unser drey Jahre abwesend gewesene verehrungswürdige Philipp Moritz wieder zurück. Alles war über seine gesegnete Ankunft ganz Freude, und diese würde noch vollkommener gewesen seyn, wenn nicht neue Unruhen den Genuß davon gestöhret hätten.

Ramsai, der so oft gelobte Ramsai, dem Hanau während der vorigen Belagerung so vieles zu danken hatte, der bisher unser Freund und Beschützer gewesen war, blieb nicht mehr der vorige. Er hatte ganz andere Grundsätze angenommen, und wurde der Stadt und besonders unserm Grafen Philipp Moritz zur neuen Quaal. Die weitere Ausführung davon soll in einem andern Blatt dieses Magazins folgen.

E.

Hanauisches Magazin.
Fünf und zwanzigstes Stück.

Ode
Von Hrn. Moses Mendelsohn.

Ohngeachtet wir sonst keine bereits gedruckte Aufsätze in diesem Magazin nachdrucken lassen, so finden wir doch kein Bedenken, folgende Ode zum Lobe Gottes, nach einem Donnerwetter, 1777. von Hrn. Moses Mendelsohn, einem Manne, welcher der Israelitischen Nation so viel Ehre macht, da uns diese Ode erst kürzlich in einem besonderen Abdrucke zu Gesichte gekommen, und ohne Zweifel den meisten unsrer Leser noch neu und so gut wie Manuscript seyn wird, hier zu ihrem Vergnügen einzurücken. Mendelsohn der Poet ist ohnedem noch nicht so bekannt, als Mendelsohn der Philosoph in Prosa, und denjenigen, welche ihn in der letzteren Eigenschaft bereits hochgeschätzt haben, wird er gewiß in der ersteren desto willkommer seyn, wenn sie ihn darinn allenfalls zum erstenmal hier erblicken sollten.

Der Donner, der mit Rasen brüllte,
Und Wald und Flur mit Schrecken füllte,
Rollt nicht mehr durch den Dunstkreis her;
Und auf dem schwermuthsvollen Anger
Erschreckt die Luft von Schwefel schwanger,
Mit Blitzen keine Pilger mehr.

Der Sturmwind schweigt, und rege Weste
Durchsäußeln nun die schwanken Aeste,
Und wandeln sanft durch Klee und Rohr.
Der Vögel Chor stimmt neue Lieder,
Entfaltet haucht die Rose wieder,
Und hebt ihr hangend Haupt empor.

Wer war's, der so im Nordwind stürmte?
Und Wolken, gleich Gebürgen, thürmte?
Und ihre Last mit starker Hand
Ums ganze Firmament gezogen?
Wer hat den bunten Regenbogen
Von Pol zu Pol so ausgespannt?

Du bist es Gott, mein Fels, mein Retter —
Dein Hauch entzündet Donnerwetter,
Schwillt — und entkerkert Sturm und Meer. —
Du schwingst geflügeltes Verderben,
Machst Welten so wie Gras ersterben —
Und die Natur ganz freudenleer. —

Dein Lächeln schmückt mit Schmelz die Hügel,
Bethaut des Zephyrs Rosenflügel,
Und hüllt in Sammt den Schoos des Thals.
Du winkst nur — und die Welt verschwindet
Wie Dunst, in schwüler Luft entzündet —
Wie Funken des geschlag'nen Stahls. —

Der

Der Sternen Chor und die Planeten,
Sind Spuren, die dein Fus getreten, —
Und Ewigkeit ist dein Gewand.
Du gossest Welten ohne Gränzen,
Die in azurner Luft kaum glänzen,
Atomen gleich aus deiner Hand.

Als öde Nacht das Leere füllte,
Und die Natur in Graus verhüllte,
War'st du es, der ihr Zepter brach.
Da hießest du das Nichts gebähren;
Als ungeheurer Welten Sphären,
Dein schaffend Wort ins Daseyn sprach. —

Du bliktest nur, und schnell geronne
Ein jeder Blick zu einer Sonne, —
Zum Funken deines heil'gen Lichts.
Und was des Aethers Gleiße tragen,
Den Thierkeis, Angelstern und Wagen,
Hieng deine große Hand an Nichts. —

Wie groß, o Gott, sind deine Werke!
Doch nicht nur groß an Macht und Stärke
Strahlst du in jede Kreatur;
Auch deine Huld und Vatergüte
Zeigt mir, (wie wallt nicht mein Geblüte! —)
Im kleinsten Wurme die Natur.

 So

So wie am uferlosen Raume,
Der Glanz von deines Kleides Saume
Titan, das rege Licht der Welt,
Mit Huld und segenschwangerm Strahle,
So milde niedern Klee im Thale,
Wie stolzer Cedern Stirn erhellt:

So speisest du mit mildem Blicke
Den Bürger eines Blatts, die Mücke;
Den Sänger, der auf Zweigen hüpft;
Und alles in der Dinge Sphäre,
So wie den Mensch, der Schöpfung Ehre,
Das Glied, das Welt mit Welt verknüpft.

O schwinge dich aus deiner Hülle
Mein Geist! und steig in heil'ger Stille —
Frey von des Körpers trägem Thon,
Voll Ehrfurcht auf der Dinge Leiter,
Von Stuf' auf Stuffe, zitternd weiter —
Zu Gott, — und knie' vor seinem Thron.

Lob' ihn, melodisches Gefieder;
Geschöpfe fallt aufs Antlitz nieder,
Und lallt im Staub des Schöpfers Lob;
Ihr Wälder beugt die stolzen Wipfel!
Neigt Berge tief vor dem die Gipfel!
Der euch so majestätisch hob. —

Lob' ihn, endloser Wesen Kette!
Auf Welten, eifert um die Wette,
Und stimm't ihm heil'ge Hymnen an!
Doch schweigt. Eu'r Daseyn zeigt ihn größer —
Und preißt als Herold ihn weit beßer,
Als ihn eu'r Stammeln preißen kann. —

Antwort

Auf das in dem sechzehenten Stücke dieser Wochenschrift geäusserte Verlangen: Wie man mit einem sicheren Mittel die Ameisen und andere schädliche Insekten von den jungen Bäumen, Blumen und andern Gewächsen abhalten könne?

Ist es ein Baum oder Gewächs, wobey es anzubringen ist, so nehme man dickes Papier, in der Länge den Baum hinab einer Hand breit, umwickle den Baum damit vier bis fünffach, binde dasselbe oben so feste zu, daß keine Ameise durchkriechen kann, bestreiche dieses Papier rund um den Baum mit Wagenschmier ganz dünne. Noch besser ists, wenn das Papier konisch, daß es unten weit ist, und von dem Baum abstehet, gebunden wird. — Ist es ein Gewächs, oder ein in der Erde gepropfter Baum, wo das Umbinden mit Papier nicht angehet: so bestreiche man zwey Stücke Papier mit Wagenschmier, ziehe sie um das Gewächs herum, und so, daß der bestrichene Theil oben liegt, und das Gewächs oder Propfreis von der Wagenschmier nicht berühret wird.

Die Nothwendigkeit, da ich sonst, und besonders in gegenwärtigem Frühjahre, sonderlich an den gepropften

ten Obststämmen von den Ameisen viel erleiden mußte, hat mich auf dieses Mittel denken gelehret. Alle Baumverständige, die ich fragte, versicherten mich, daß die Wagenschmiere die Ameisen abhalte, aber den Baum verderbe. Es kommt also darauf an, daß man mit dieser selbst den Baum nicht berühre, damit das in derselben befindliche Oehl nicht in die Rinde des Baums eindringe. Für allgemein will ich nun freylich dieses Mittel nicht ausgeben; so viel aber kann ich aus der Erfahrung sagen: daß seit der Zeit ich das angezeigte Mittel gebraucht, ich weder Ameisen, noch sonst ein Insekt auf den Bäumen und Gewächsen gesehen habe, dergleichen doch sonst in Menge sich darauf aufhielten, und viele fast verdorbene Propfreiser, nach dem sie vor den Ameisen Ruhe haben, wieder aufs neue anfangen zu treiben. — Nicht nur das Klebrichte, sondern auch der Geruch der Wagenschmiere vertreibt das Ungeziefer. — Vielleicht wäre dieses Mittel mit Vogelleim, worunter Hirschhornöhl gemischt ist, auf zartes Leder gestrichen, und damit den Baum umbunden, noch vollkommener und ganz unschädlich zu machen.

S.

Nachrichten.

Weimar. Herr Rath Bertuch ist Willens, des alten teutschen Meister-Sängers Hans Sachsens poetische Werke, die man bisher wegen ihrer grossen Seltenheit fast nirgends ganz beysammen gesehen hat, in einer neuen Edition von acht Quartbänden in groß Format auf Subscription und sodann Pränumeration binnen 3. Jahren herauszugeben, so daß Michaelis 1779. der 1te 2te und 3te; Michaelis 1780 der 4te, 5te, 6te, und Michaelis 1781 der 7te und 8te geliefert werden soll. Dagegen zahlen die Subscribenten in drey Terminen, nämlich zu Michaelis

1778

1778 3 Rthlr. in sächsischem Courrant, Michaelis 1779. 3 Rthlr., und Michaelis 1780 die letztern 2 Rthlr. an die Collecteurs. Der Innhalt der Materien wird durch die acht Bände also vertheilt: Der 1te Band soll enthalten Hans Sachsens Leben, nebst seinem Bildnis nach einem guten gleichzeitigen Original gestochen, etwas über die Meister = Sängerey, und dann die allegorischen Erzählungen; der 2te die Schwänke und Fabeln; der 3te 4te und 5te die Faßnachtsspiele, weltlichen Comödien und Tragödien; der 6te die weltlichen Historien; der 7te und 8te die geistlichen dramatischen und vermischten Gedichte. Papier und Druck soll geliefert werden wie in der Probe, sehr schön, und jedem Bande ein Titulkupfer in Doppeldruckmanier, von Herrn **Kraus** vorgesetzt werden. Sprache und Orthographie soll bleiben wie sie ist, damit man den ganzen Hans Sachs habe; zur Erläuterung alter dunkler Wörter aber werden unten kurze Noten gesetzt, welche die Stelle eines Glossariums vertreten. **Göthe** und **Wieland** haben ihm im teutschen Merkur (April 1776) ein Ehrendenkmal errichtet, und diesen Dichter, den Ennius der Teutschen, nicht sowohl von der Vergessenheit, als von der Geringschätzung, darinn er bey den meisten ungekannt stand, zu retten gesucht; aber daß nun auch seine Werke ihrem Untergang entrissen werden mögen, wovon sie vielleicht in nicht langer Zeit mehr zu retten seyn dürften, das will Herr R. Bertuch auf diese Bedingung leisten, wenn er nur 500 Subscribenten und Pränumeranten zwischen hier und Michaelis dazu erhalten kann, deren Namen dem ersten Bande vorgedruckt werden sollen. Die Engländer und Franzosen sammlen alles mit großer Begierde, was sie von ihrer alten Poetischen Litteratur aufsuchen können, und die Teutschen sollten ihnen hierinn billig nicht nachstehen. Das Unternehmen des Herrn R. Bertuchs betrifft einen Dichter, dessen Alter sich schon weit

bis

bis ins dritte Jahrhundert erstreckt, denn vom Jahr 1514. hat er schon seinen Dichterlauf angefangen und bis 1567. fortgeführt. Freylich werden seine Werke gegen unsre neuere guten Dichter nicht allen aus dem Gesichtspunkte gefallen, woraus man diese gern liest, ob man gleich das poetische Talent, Erfindung und Naivetät der Einfälle in dem Alten nicht verkennen wird. Was für ein Unterschied seiner Sprache und seines Zeitalters von den Unsrigen! Aber Erhaltung dieses Alterthums, dieses Gemäldes der damaligen Sitten, Gebräuche und Denkungsart, auch in Absicht auf die Sprache, wird immer ein Unternehmen seyn, das aller Unterstützung werth ist, und denen, für welche es gehört, eben so willkommen, wie die Sammlungen der alten Minnesänger. Herr R. Bertuch hat einige Proben aus Hans Sachsens Werken abdrucken lassen, um den Liebhabern desto mehr einen Begriff von der vorhabenden Edition zu geben. Diese nebst den Avertissements sind im Waisenhause und bey Hr. Cand. Götz einzusehen, und Bestellungen nimmt man von beiden Seiten an.

Hanau. Das so schätzbare Werk des Hr. Niemeyers, Charakteristik der Bibel, von dem schon im 17ten Stück dieses Magazins eine Anzeige geschehen ist, bedarf keiner Empfehlung mehr, da sein Werth schon allgemein bekannt ist. Es soll jetzt, da der Preis der ersten Ausgabe ein wenig hoch ist, dem Publikum in einer andern Ausgabe auf eine wohlfeile Art in die Hände geliefert werden. Es werden auf jeden Band von 25 Bogen 30 kr. vorausgezahlt. Auf die Charakteristik sollen die vortreflichen Werke eines Leß, Sturms, Millers, und anderer Gottesgelehrten folgen, doch so, daß diejenigen, die schon eins oder das andere von diesen Werken besitzen, nicht genöthigt seyn sollen, auch auf diese vorauszuzahlen. Die Bestellungen kann man in dem Ev. lutherischen Waisenhause oder auch bey mir machen, und bey mir auch eine nähere Ankündigung einsehen.

Götz.

Hanauisches Magazin.
Sechs und zwanzigstes Stück.

Kurze historische Nachricht von dem Seidenbau bey Hanau.

Im Jahr 1736. hat man hier zuerst angefangen 2300 Maulbeerbäume zu pflanzen, welche der Herr Landgraf **Wilhelm VIII.** glorwürdigsten Andenkens, dieser große Kenner und Beförderer der Wissenschaften, Manufacturen und wahrer Landesverbesserungen, aus Frankreich hatte kommen lassen, in der Absicht, den unteren Theil der Grafschaft Hanau, welcher gröstentheils zum Seidenbau die trefflichste Lage hat, mit einem neuen Product und Commerzienzweig zu beglücken, welcher mit der Zeit einträglich werden, und wenigstens die Seidenfabriken in Hanau versorgen könnte. Man fieng zu gleicher Zeit an, Maulbeersaamen zu säen, und selbst Bäume zu ziehen. Dieses neue Institut stand anfänglich unter der Direction des Herrn Kammerjunkers **du Plessis**, und nachher des Herrn Hofmarschalls von **Forstner**: Die Wartung der Seidenwürmer aber, und die Behandlung ihres Gespinnstes geschah theils in der Behausung eines gewissen **Aunant**, und theils in der Remise zu Kesselstadt unter der Aufsicht eines Fabricanten Namens **Tessoniere**. Im Jahr 1743 hatte man 12 Pf. 10 Loth Seide gezogen, wovon das Pf. zu 6 Gulden verkauft worden. Nach der Zeit aber ist die Seide immer in dem Marktpreise von Rovoredo verlassen worden, und zwar das Pf. zu 8. 9. auch 10. Gulden, und in den neuesten Zeiten noch höher. —

Die Beamten auf dem Lande fanden viele Schwierigkeiten, den Unterthanen die Anpflanzung der Maulbeerbäume zur Seidenzucht als eine sehr nützliche Sache be-

begreiflich zu machen, und sie dazu zu überreden. Es ist etwas Neues, und der Grundsatz, worüber viele Leute gar keine philosophische Erklärung annehmen: Man läß es beym Alten! setzt oft die besten Einrichtungen in manchen Ländern um ein Jahrhundert zurück. Die Sache blieb also auch hier eine ziemliche Zeit bey einem sehr eingeschränkten Anfange Dazu kam der letztere Krieg, unter welchem dieses Institut wegen der fehlenden Aufsicht sehr vernachlässigt ward. Die vielen Lapins, die noch nicht völlig vertilgt werden können, haben auch die Bäume zum Theil sehr verderbt und beschädigt. Nach dem Frieden, und bald nach angetretener Regierung dachten Se. Hochfürstliche Durchl. unser gnädigst regierender Herr mit Ernst darauf, dasjenige, was Dero Herr Grosvater angefangen hatte, zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen, und übertrugen im Jahr 1768. die Besorgung des Seidenbaues derjenigen rühmlichen Direction, unter welcher das Institut so zugenommen hat, daß man schon vor verschiedenen Jahren ganz reichlich über 100 Pfund reine Seide gewinnen, und das Pf. zu 10 bis 11 Gulden verkaufen konnte, weil sie von den Fabrikanten, sonderlich zu Strümpfen, vorzüglich gut gefunden wird. Wäre die Witterung seit den mehresten Jahren her günstiger gewesen, so hätte man wohl 200 Pfund Seide jährlich machen können. Kalte Frühjahre und anhaltendes Regenwetter vereiteln gar viel. Denn das ganze Geschäft der Seidenzucht fällt zwischen die Gerstensaat und Heuerndte, fängt also in der Mitt des May an, und hört mit Ende des Junius auf, um welche Zeit viele Regengüsse und daher entstehende kühle Tage nichts Ungewöhnliches sind.

Man rechnet ohngefehr ein Drittheil Abzug der Unkosten, und zwey Drittheil auf reinen Gewinn, welches sich immer der Mühe verlohnt bey einem Geschäfte, das in 6 Wochen beendigt werden kann, und dabey manche Menschen auf eine nutzbare, leichte Art beschäftigt und ernährt. Die beiden Hauptanlagen zur Wartung

und Behandlung der Seidenraupen sind schon seit einiger Zeit auf dem Lehrhofe und zu Kesselstadt unter der Pflege eines aus Languedoc vorlängst verschriebenen und der Sachen kundigen Mannes Namens Flessier.

Die Anpflanzung mehrerer Maulbeerbäume gewinnt guten Fortgang. Denn außer denen an den Stadtwällen bereits gepflanzten, und außer den Plantagen beym Hochgerichte, in der Vogelstange, auf der Rückinger Landstraße und in dem sogenannten Pappenwäldgen am Rückinger Wege, in der Haingasse, sind auch noch in dem sogenannten Hopfengarten vor Kesselstadt über 20000 junge Maulbeerbäume im Anwachs, womit man, sobald sie pflanzbar geworden sind, alle ledige und dazu schickliche Plätze besetzen wird.

Der Saame der Seidenwürmer wird aus Rovoredo, Rom und andern Städten Italiens verschrieben, weil man den italienischen dem hiesigen immer vorzieht, wiewohl der in Deutschland gezogene auch nicht zu verwerffen ist. Die Seidenwürmer, die aus hiesigem Saamen gezogen werden, sind dauerhaft, und würden dadurch einen Vorzug vor denen aus ausländischem Saamen haben: Allein die Würmer und ihre Cocons werden kleiner, die Seide wird nicht so fein, und es giebt derselben auch weniger. Inzwischen wird doch jährlich auch etwas Saamen von hiesigen Würmern gezogen.

Dürft ich hier meinen lieben Landsleuten, und sonderlich den Schulmeistern auf dem Lande, einen Wink geben, sich mehr auf die Cultur der Seidenzucht zu legen, und aus einem so nutzbaren Product sich zugleich einen nicht unbeträchtlichen und leicht zu erwerbenden Nebenverdienst zu machen? Wenn z. B. die Kirchhöfe auf dem Lande an den Wänden mit Maulbeerbäumen bepflanzt würden, so könnte das nicht nur der Absicht solcher Plätze keineswegs nachtheilig seyn, sondern es würde auch noch zu ihrer Zierde beytragen, und etwas Nützliches für die Lebenden dadurch gewonnen werden. Würde sich der Landmann mehr auf die Seiden-

zucht legen, so könnte es ihm an Aufmunterung und Unterstützung von herrschaftlicher Administration wegen nicht fehlen, und es würde ihm der Werth der Seide, die noch in Cocons ist, nach dem laufenden und vorher festzusetzenden Preise bezahlt werden. Im Brandenburgischen haben Prediger, Schulmeister und andere Leute auf dem Lande schon seit vielen Jahren von dieser Cultur, die mit keinem sordiden, lauten Gewerbe verbunden ist, wenig Zeit erfordert und mit Vergnügen leicht betrieben werden kann, viel Nutzen gezogen. Hier haben nicht mehr als sechs bis sieben Privatpersonen seit verschiedenen Jahren Maulbeerbäume theils nur zum Vergnügen, theils auch, um Vortheil davon zu ziehen, gepflanzt. Besonders cultivirt ein Geistlicher in der Nachbarschaft die Seidenzucht, und bestätigt durch die Erfahrung, daß das Land nicht höher, als durch die Seiden Cultur genutzt werden könne. Mögte doch sein rühmliches Beyspiel von vieler Nachfolge seyn!

Nachlese zu dem 20ten Stücke.

Wenn man den Rath eines Mannes glaubt, der die besten ökonomischen Bücher mit guter Beurtheilung gelesen, eigene Versuche angestellt, vieljährige Erfahrung gehabt, Vortheil und Schaden berechnet, und durch wahre Verbesserungen praktisch bewiesen hat, daß er ein Oekonom sey; welches zusammengenommen das beste Vorurtheil erwecken muß: so verdient man gewiß weit weniger der Leichtgläubigkeit beschuldigt zu werden, als wenn man sich durch den spielenden Witz und die artige Einkleidung eines neumodischen Malers blenden läßt, der uns ein reizendes Arkadien aufs Papier malt, wo unschuldsvolle Schäfer und Schäferinnen einander begegnen, unter deren Füßen ein neues Eden aufblühet. Was hilft es, wenn man im Traume an den schönsten Idea-

Idealen sich ergötzet, die doch nicht realisirt werden können? Man erwachet, und die reizende Bilder sind verschwunden. Man male uns kein Schäferleben, wo Lehrer und Schüler, Hand in Hand geschlungen, auf blumenreichen Auen dem Ziele der Vollkommenheit sich nähern, wenn man der Welt ökonomische Vorschläge mittheilen will. Man liest solche Schilderungen mit Vergnügen, wird durch die Dreistigkeit, und gefällige Miene, mit welcher solche Leute der Welt Unwahrheiten vorsagen, und Unmöglichkeiten anpreisen, so eingenommen, daß man ihre Träume für Wahrheiten, und Unmöglichkeiten für möglich hält. Hr. P. sagt, was Er erfahren hat; will nicht dichten, und erst gestern gelesene, oder gehörte, noch ganz unverdaute ökonomische Neuigkeiten — oder, welches noch schlimmer ist, eigene ungeprüfte, noch nicht von Wahrheitsforschern bewährt gefundene Einfälle für Wahrheit verkaufen. Männer von dieser Art muß man hören. Ich unterschreibe seine Gedanken mit vollkommenster Ueberzeugung, nicht, weil Er es sagt, sondern weil ich erfahren habe, daß seine Gedanken wahr sind.

Wer durch Anpflanzung der Futterkräuter und Gewächse die Viehzucht zu verbessern sucht, der hat den Stein der Weisen in der Landwirthschaft gefunden. Man muß entweder nicht Patriot, oder nicht Oekonom, oder beydes nicht seyn, wenn man nicht einen rechten Trieb empfinden sollte, den Landleuten den Nutzen von den Futtergewächsen, und insonderheit von dem Kleebau anzupreisen.

1. Wächst der Klee auf jedem Boden, wenn er nur gedüngt ist. Man säe ihn in leichtem Sande nur etwas früher, und dichter als gewöhnlich, nämlich im veränderlichen April, wo ihn die Sonnenhitze nicht derderbt, und der öftere Regen im Sande erquickt. Man vermische ihn mit Weizen, oder Erbsen, damit er unter dem Schatten dieser Gewächse Schutz finde, wenn den aufgehenden Klee die Sonnenhitze tödten will, und er

in seiner Mutter Schooß zu wenig Schutz findet. Sogar im strengsten lettigten Boden wächst Klee. Ich habe ihn in einem solchen, fast unfruchtbaren, Boden gezogen. Und im zweiten Jahr wurde er 5mal abgegraset.

2. Man erhält durch Anpflanzung der Futtergewächse, und durch die Stallfütterung noch einmal so viel Nutzen von dem Milchvieh, als wenn man solches auf eine zumal weitentlegene und magere Weide gehen läßt, ohne daß Mühe und Kosten auch dadurch verdoppelt werden; im Gegentheil wird die Arbeit vermindert. Mit viel geringerer Mühe, und wenigerm Zeitverlust kann man ja ein Kleestück abgrasen und nach Hause tragen, als wenn man das oft magere Gras aufsuchen, und erst reinigen muß.

Der Einwurf, daß man die Früchte, besonders den Flachs und Hirsen, von dem Unkraut reinigen müsse, und daß auf fettem Boden auch die guten Kräuter nicht benutzt würden, wenn man blos mit gepflanzten Futtergewächsen das Vieh ernähren wollte, ist leicht zu beantworten.

Erfordert es die Nothwendigkeit, und verlohnet es sich der Mühe, Kräuter aufzusuchen: so kann man es ja immer thun; und füttere doch zugleich den Klee. Nur verschwende man nicht zu viel Zeit mit Aufsuchung der Futterkräuter, wenn man etwas Nützlichers in der Zeit verrichten kann.

3. Durch die vermehrte Dung kann man die Aecker so verbessern, daß sie noch einmal so viel eintragen, als zuvor. Dieses gründet sich auf Erfahrung. Gesetzt also, man besäete, nach dem Vorschlag des Hrn. P., von 6 Morgen 2 mit Klee: so tragen gewiß hernach die 4 Morgen, welche gehörig in der Dung können erhalten werden, noch mehr ein, als 6 Morgen, die man nicht gehörig düngen kann. Man verliehrt also in Ansehung des Fruchtbaues nichts dabey, wie man irrig glaubt, sondern gewinnt vielmehr.

4. Durch

4. Durch gesunde und hinreichende Fütterung bekommt man starkes Vieh, und wird in den Stand gesetzt, die Aecker, so wie es seyn soll, tief genug zu pflügen, welches mit schwachem Vieh nicht geschehen kann. Man kann desto mehrere Arbeiten mit dem Zugvieh verrichten, und manchen Heller verdienen.

5. Die Aufsuchung der Futterkräuter ist an so vielen Oertern dem grösten Mißbrauch unterworfen. Manche verwenden alle Zeit darauf, die doch viel nützlicher hätte können angewendet werden. Junge Weibspersonen werden dadurch versäumt, andere weit nöthigere Arbeiten zu erlernen. Die Leute werden zum Felddiebstahl verleitet, welches auf die ganze Bildung ihres Charakters einen sehr schädlichen Einfluß hat. Und bey vielen Leuten, besonders bey den Dienstboten, ist diese unnütze Geschäftigkeit mehr nicht, als ein privilegirter Müssiggang.

6. Durch die Verbesserung der Viehzucht, und besonders durch die Mastung, erhält der Landmann eine doppelte Einnahme. Die eine von dem Feldbau, und die andere von dem Vieh. Das gemästete Vieh kann sogleich zu Geld gemacht werden, woran dem Landmann überaus viel gelegen seyn muß, damit er nicht genöthiget werde, seine Früchte weit unter dem Preiß an Kornjuden zu verkaufen; oder Geld aufzunehmen, das er oft mit unerlaubten schweren Zinsen verinteressiren muß, um seine Abgaben entrichten zu können. Selbst die Landesobrigkeit gewinnt dabey, durch Vermehrung der Accise. Je mehr Vieh verkauft, und geschlachtet wird, desto mehrere Accise bekommt ja die Landesobrigkeit. Handel und Gewerb werden dadurch befördert, und mehrere Menschen bekommen Nahrung.

Doch muß immer die Viehzucht in einem gewissen Verhältniß mit dem Feldbau stehen. Der Satz ist unrichtig: Je mehr Vieh, desto mehr Nahrung. Ich behaupte: **Man halte nicht mehr Vieh, als man reichlich ernähren, und nach der ganzen Lage seiner Umstän-**

stände gehörig verpflegen kann. Manchen würde ich das scheinbare Paradoxon anrathen: Sie sollten zu Verbesserung der Viehzucht ein oder etliche Stück Vieh abschaffen.

Ich will jetzt nur 2 Fragen einsichtsvollen Oekonomen, und besonders die letztere dem Hrn. P. zur gefälligen Beantwortung vorlegen.

Die Erste Frage. Wäre das nicht der leichteste Weg, den man wählen könnte, um den Kleebau zu befördern, daß man von den gemeinen Weiden oder Feldern anfänglich nur etliche Morgen zum Kleebau bestimmte, und ohnentgeldlich unter diejenigen, welche solche auf ihre Kosten bearbeiten, und mit Klee besäen wollten, vertheilte? Immer würden sich wohl einige finden, welche dieses zu thun bereit wären. Einige aus Patriotismus; und andere, weil sie ihren Vortheil dabey fänden. Die Gemeinde hätte auch keinen Schaden. Denn unter keiner andern Bedingung könnte es geschehen, als daß solche Stücke etwa auf 3 Jahre zum Genuß demjenigen überlassen würden, der sie herum machen und düngen wollte. Ein solches Stück Feld, wenn man es auch zur Weide wieder liegen lassen wollte, würde gewiß weit einträglicher werden, als zuvor. Solche Personen, denen diese Stücke zum Genuß überlassen werden — sehen sich auch dadurch bewogen, 1 Stück Vieh in dem Stall zu halten, und participiren folglich auch nicht in Ansehung dieses Stück Viehes an dem Weidgang.

Die Zwote Frage. Sollte es nicht angehen, daß man das gestossene und eingesalzene Viehfutter in Fässern, die in Gruben verwahrt wären, aufbehalten könnte? Wenigstens hat man in der Wetterau auf eine ähnliche Art das sogenannte Kappeskraut in solchen Behältern verwahret. Noch besser wär es, wenn sich ein Mittel ausdenken liesse, wie man auch ohne Fässer ein solches eingemachtes Viehfutter in Gruben erhalten könnte. Bekanntlich fehlt vielen Landleuten, besonders Armen, der nöthige Raum in ihren Kellern.

Bl.

Hanauisches Magazin.

Sieben und zwanzigstes Stück.

Etwas über Theater.

Zur Ehre Teutschlands muß man es bekennen, seit einigen Jahren fängt ein Funke von Patriotismus an, in den mehrsten grossen Städten, Wärme für die Nationalbühne zu verbreiten. Die Grossen hie und da schützen sie, ermuntern einländische Schauspieler und Dichter durch Ehre und Belohnungen, und errichten teutsche Theater. Die Dichter schütteln das Joch der Nachahmung ab, suchen einen eigenen Weg zu gehen, teutsche Sitten zu malen, und also für Teutsche zu schreiben.

Ob nicht die Partheylichkeit für vaterländische Producte an manchen Orten übertrieben, und dadurch unsern Feinden Vortheil über uns gegeben wird; ob Fürsten immer bey der Wahl derer, die ihnen Dichter, Schauspieler und Stücke empfehlen, glücklich sind; ob der pensionirte, wohl genährte Künstler besser arbeitet, als der, den das Ringen nach Beyfall, Ruhm und Versorgung emportreibt; ob viele unserer Dichter glücklich genug gewesen sind, den wahren Weg der Natur zu wählen; ob sie nicht oft Regeln vernachlässigen, blos weil sie bey dem Worte **Regeln** sich **Bande** denken, ohne zu überlegen, daß viele dieser Regeln von der Natur selbst entlehnt, nicht willkührlich erfunden sind; ob die Sucht, **Epoche zu machen, Eigenheit zu haben, Original zu seyn,** uns nicht schon itzt wieder unterwärts führt? — Das sind feinere Fragen, die ich, wenigstens hier, nicht beantworten kann.

Ich lebe an einem Orte, wo der wahre Geschmack in der Litteratur und besonders in Schauspielen noch

nicht durch die Wolken der Mode, des Vorurtheils und des Ansehens gedrungen ist. Das Theater sieht man blos als eine Ergötzlichkeit, und die Franzosen, die allen unsern Vergnügungen den Ton geben, auch darinn als unsre Lehrmeister an. Wenige hier haben Kenntnisse von dem wahren Endzwecke des Schauspiels und von den Regeln, nach welchen man arbeiten muß, wenn man Leidenschaften und Sitten malen und veredlen will. Sie verachten das teutsche Theater, ohne viel gute Originalstücke gesehen und gelesen zu haben, und hängen der französischen Bühne an, ohne einmal die wenigen Vorzüge derselben zu kennen. Ueberhaupt sehen sie das Ganze aus einem falschen Gesichtspunkte. Diesen einen Begriff zu machen, warum man überhaupt, und welche ausländische Theaterstücke man eigentlich gern von unsern Bühnen nach und nach verdrängen will: ist die Absicht dieser Blätter.

Die Schauspiele aller Nationen haben den Endzweck gehabt, Tugenden und Laster, Thorheiten und Vortreflichkeiten zu schildern, und dem Menschen die Lehren, deren er bedarf, in Handlung anschaulich darzustellen, weil sichtbares Beispiel kräftiger würkt, und mehr interessirt, als gepredigte Moral. Wenn man dem Zuschauer die Thorheiten und Laster von der lächerlichen Seite im Lustspiele zeigt; so giebt man ihm die Pille vergoldet mit Belustigung. Er lacht, ohne zu merken, daß es auf seine eigene Kosten geschieht, und die Arzney würkt, wenn sie gut ist, doch. Will man ihm die schrecklichen Verwüstungen, welche unbändige, wüthende Leidenschaften anrichten, darstellen; so zeigt man ihm, im Trauerspiele, ihre fürchterlichen Folgen, und erfüllt ihn mit Mitleiden für die leidende Unschuld, mit Abscheu gegen das Laster u. s. f.

Aus diesen Voraussetzungen folgt, daß der Dichter und Schauspieler gut und richtig malen muß, wenn er Nutzen stiften will. Er muß das Komische fein zu fassen wissen; Ergreift er es nicht recht; so thut es

keine

keine Würkung; übertreibt er es; so findet niemand das Bild seiner Narrheit, nicht einmal der Narrheit seines Nachbars darinn.

Er muß das menschliche Herz kennen, und daher die Leidenschaft nicht einen Gang gehen, sie nicht eine Sprache reden lassen, die gegen die Natur ist, sonst wird er abentheurlich.

Er muß den Weg zu des Zuschauers Seele zu nehmen, ihn sogar zur rechten Zeit zu erschüttern wissen. Als Rousseau seinen Emil von Sophien auf eine Zeitlang trennen wollte, kam er eines Tages zu ihm ins Zimmer: — „Wie würden Sie Sich fassen, wenn „ich Ihnen itzt die Nachricht von Sophiens Tode geben müßte?„ — Emil, zu einer so schrecklichen Zeitung vorbereitet, ließ sich hernach leicht bewegen, den Antrag zu einer zweyjährigen Entfernung zu hören. Corambeus hatte dem König Attaliba die Nachricht von seines einzigen geliebten Sohns Tode zu bringen. Er war siegreich in der Schlacht gefallen — „Wo „ist mein Sohn?„ fragte ihn der König. — „Dein „Sohn? — Er hat die Gefahren gesehen, die auch „den Tapfersten stutzen machen„ — „Und, nicht „wahr? er hat ihnen getrotzt, — antworte, dein „Stillschweigen peinigt mich„ — „Was soll ich dir „sagen? ach! er sah zum erstenmal das ganze Schre„cken der Schlachten — die Natur hat Empörungen, „welche die Tugend nicht zu dämpfen vermag„ — „Himmel! was höre ich! er floh also? Schimpf er„warb er sich, Schande seinem Vater? — Sag, „wär es besser gewesen, wenn er dem Tode, dem er „nicht ausweichen konnte, in die Arme geeilt wäre? — „O! wenn doch das der Himmel gewollt hätte!„ — „Nun so tröste dich, dein Sohn ist tod, er starb „aber als Sieger.„ Da sind ein paar Beyspiele, daß, um die Seele zu Ertragung harter Wahrheiten vorbereiten zu können, man oft die heftigsten Mittel zu wählen wissen muß. — Schlimm genug, daß die

mehrsten nicht gern finstre Gemälde sehen, und immer so in einem mittlern Zustande von unmännlicher Seelen-Schlafsucht fortvegetiren wollen!

Der Dichter muß Zeichnungen von Scenen aus dem menschlichen Leben machen, wie sie sich seinem Auge darstellen, nicht, wie man gern haben mögte, daß alles aussehen sollte. Es ist daher ein falscher Grundsatz, zu verlangen, daß sich jedes Theaterstück mit Bestrafung des Lasters und Belohnung der Tugend endigen soll. Warum müßte der Maler mehr leisten, als selbst der Schöpfer in dieser Welt thut? Ja, was noch mehr ist, eine so pünktliche Einrichtung benimmt der Lehre oft ihre ganze Stärke. Der bestrafte Bösewicht erweckt nicht so viel Verachtung gegen sich, und nicht so viel Abscheu gegen das Laster, als der, welchen wir unserm ganzen Hasse, seinem Gewissen und dem höchsten Richter überlassen sehen, und die leidende Unschuld drückt tiefer ihr Bild in unsre Seele, als die gekrönte Tugend.

Da der Dichter weder **allein** für den Hof, noch **allein** für Staatsmänner, noch **allein** für den Pöbel schreibt; so soll er sich enthalten, entweder blos Gemälde der feinen Hof- und Staats-Intriguen, noch weniger aber blos Scenen aus den Zirkeln der niedrigsten Klassen von Menschen zu wählen.

Man soll aber bey der Wahl der Materie dasjenige Publicum stets vor Augen haben, welches man klüger und besser machen will. In Lissabon die Freygeisterey, und in Berlin den Fanatismus zu bekämpfen, in Madrit gegen den übertriebenen Handlungsgeist zu Felde zu ziehen, in Amsterdam die petite Maitrise, und in der Schweiz den Ahnenstolz lächerlich zu machen, würde ganz ohne Zweck, und könnte von verkehrter Würkung seyn. Man soll also nie die herrschenden Fehler einer Nation, eines Landes, einer Stadt aus den Augen verliehren.

So

So muß man auch bey Behandlung des Sujets das Genie des Volks zu Rathe ziehen. Wer an stark gewürzte Speisen gewöhnt ist, bey dem schlagen fade Mehlspeisen nicht an: Auch schmecken sie ihm nicht, und gehen bey ihm in keine Verdauung.

Hier komme ich nun auf den wahren Grund, warum die mehrsten französischen Schauspiele einem nicht französirten Teutschen billig unnütz und eckelhaft seyn müssen. Es haben viele unter uns ihren Charakter, ja ihr ganzes Wesen, in die französische Form gezwängt, obgleich hier und da noch genug vom Teutschen hervorguckt, um ihn zu einer vollkommnen Carricatur zu machen — zu diesen rede ich nicht. Der Widerwille ihrer patriotischen Landesleute gegen sie, und die auf sie fallende Verachtung selbst des übermüthigen Volks, das sie nachahmen, könnte ihnen die beste Lehre seyn, wenn nicht französische Eitelkeit und Suffisance gewöhnlich die ersten Stücke ihres angenommenen Charakters wären, die sie sich zu eigen gemacht haben, und durch welche sie unverbesserlich sind.

Der Charakter der französischen Nation hat eine so eckelhafte glatte Politur angenommen, daß alles darauf abgleitet, nichts hängen bleibt. Sie haben kein Ueberbleibsel von Gepräge, und ihre Seelen haben alle einerley Gesicht ohne Physionomie. Hiernach haben sich denn die mehrsten französischen Dichter gebildet; in diesem Genie sind fast alle französische Schauspiele geschrieben; in diese Manier arbeiten sich alle ihre Künstler hinein. Wer das beste französische Trauerspiel gelesen, weiß, wie man alle übrige Sujets behandelt, und wer den ersten ihrer Schauspieler gesehen hat — hat sie Alle gesehen. Bey diesen ist Anstand das erste Augenmerk, Natur muß nachstehen. Oft habe ich die Freude gehabt, einem Streite zuzuhören, ob die Schauspielerin, die sich hat erstechen oder ohnmächtig werden müssen, mit Artigkeit gefallen ist, oder nicht; Als wenn ein Mensch in dem Augenblicke

 an

an die Figur dächte, die er macht! Freylich aber giebt es einen Anstand, der mit Wahrscheinlichkeit bestehen kann, und ich verlange nicht, daß der Schauspieler, der hinstürzt, dem Parterre etwas zu lachen vorzeigen, oder so ungeschickt fallen soll, daß er Arm und Bein bräche.

Der französische Dichter läßt im ersten Auftritte den Helden oder die Heldin mit einer Vertrauten auftreten, der sie ihr Leid klagt. Der Vertraute plagt den Held so lange, bis er ihm den ganzen Plan des Stücks erzählt hat, bis auf einige zufällige Umstände der Entwickelung nach, die sich mehrentheils errathen lassen, damit der Zuhörer in keiner beunruhigenden Ungewißheit bleibe. So wird dann das Stück schläfrig bis zum letzten Acte fortgeführt, und durch die hin und wieder angehefteten Sentenzen, Sentiments, Maximen, das Ganze aufgestutzt. Die Versification ist leicht und schön, damit das Ohr, so wie die Seele, Ruhe habe. Keine Leidenschaft geht ihren natürlichen Gang, sondern alles Harte wird vermieden, mögte es auch noch so natürlich seyn; Das Komische hingegen immer übertrieben, damit ja nicht etwa jemand sich getroffen finden könne, und weil es überhaupt zum Eigenthümlichen der Nation gehört, gern über Unwahrheiten und falschen Witz zu lachen. Die grosse französische Oper hat bey allen Abentheuerlichkeiten der Gattung noch die grosse Eigenschaft, durch die elendeste Musik einzuschläfern. Die Musik einiger Operetten ist hübsch, aber das Sujet entweder aus einer Schäfer- oder Feen-Welt genommen, die nur in des Dichters Kopfe da ist, oder man führt uns unter französische Bauern, die uns etwas vorwitzeln, oder, wenn es ein bürgerliches Stück ist; so liegt eine kahle Intrigue zum Grunde. Da läuft denn alles darauf hinaus, einen ehrlichen Vater oder guten Ehemann zu betrügen, einem jungen Mädgen einen Mann zu verschaffen, oder so etwas. Die Personen ihres Lustspiels

sind etwa eine Coquette, ein affectirter Marquis, ein flüchtiger Chevalier, ein verschmitztes Kammermädgen, ein listiger Bedienter. Diese und ein Paar andre nuancirte Charaktere findet man, mit einiger Modificirung, in allen ihren Schauspielen, selbst in heroischen Tragödien, wo sogar der griechische Held den französischen Schnitt hat, unter andern Kleidern, wieder.

Ich frage einen jeden unpartheyischen ehrliebenden Mann, was für Nutzen ein solider Teutscher aus der Vorstellung solcher Stücke schöpfen kann? ob es nicht weiser gehandelt ist, uns solche Spiegel vor Augen zu stellen, in denen wir unsre Nationalfehler sehen könnten, deren wir einige so sehr eingewurzelte haben? ob es nicht besser ist, den starken, aber vom nordischen Pflegma ein wenig angestekten, teutschen Geist, durch Erregung heftiger Gemüthsbewegungen in seiner Federkraft zu erhalten?

Hiernach mögen unsre Dichter streben. Euch selbst, Eurer unmännlichen Partheylichkeit für ausländische Producte könnt ihr es zuschreiben, wenn wir noch nicht genug Stücke haben, die diesem Zwecke entsprechen. Ihr schreyet stets nach Uebersetzungen. Kaum darf man euch Originalstücke zeigen, und dann seht ihr diese nur mit nachsichtsvollem Mitleiden an, und wenn die Wahrheit Euer Herz wider Euren Willen ergreift; so bedauert ihr doch, daß dem Stücke die französische Manierlichkeit fehlt.

Aber das darf ich kühn sagen, wenn der teutsche Dichter nicht zu viel edlen Stolz hätte, um euch Wassersuppen à la francoise aufzutischen; so würden wir viele Ellen Schauspiele oder dialogirte Romane mehr haben.

Um dies begreiflich zu machen, (und wie schäme ich mich, daß ich es nöthig halten muß, dies begreiflich zu machen!) hätte ich wohl Lust, einmal bey Langerweile eins unserer besten teutschen Originalstücke zu verderben, um daraus ein schönes französisches Schau-

spiel zu machen, wenn mir es nur jemand in hübsche Verse bringen wollte. Aber auch das liesse sich allenfalls thun; Man könnte ja nur à la francoise ausschmieren.

Wie könnte man, zum Beyspiel, Emilia Galotti verderben, so, daß es denen Herrn gewiß hernach recht gefallen würde!

Ich behaupte mit aller Wahrscheinlichkeit, daß ein französischer Theaterdichter nach der Mode nie aus der Gräfin Orsina etwas anders als eine französische Coquette würde gemacht, daß er also ihrer Seele nicht den Schwung würde gegeben, ihren Kopf nicht durch die Leidenschaft erschüttert und verwirrt vorgestellt, für sie nicht das Mitleiden des Zuschauers gewonnen, und also dem Ganzen auch weniger Interesse würde gegeben haben; daß eine französische Emilia ein ganz anderes Geschöpf gewesen, und gewiß nicht auf den Einfall gerathen seyn würde, ihrem Bräutigam freymüthig erzählen zu wollen, daß der Prinz sie gesprochen habe; daß kein französischer Dichter den Charakter des Odoardo („ein alter Degen; stolz und rauh; sonst bieder „und gut„) so schön würde bearbeitet; Kurz, daß er allen Personen, sogar dem ehrlichen Angelo, andere Gesichter würde gegeben haben.

Nur etwas vom fünften Aufzuge. Wenn Odoardo seiner unglücklichen Tochter den von der Gräfin erhaltenen Dolch zeigt; so will ihm Emilia denselben entreissen. Odoardo hält ihn fest — „Er ist „nicht für deine Hand, es ist keine Haarnadel.„

Emilia.

„Es ist wahr, mit einer Haarnadel soll ich„— (Sie fährt mit der Hand nach dem Haare, eine zu suchen, und bekömmt die Rose zu fassen) „Du noch „hier? — Herunter mit dir! Du gehörst nicht in das „Haar Einer — wie mein Vater will, daß ich werden soll!„

(Der Beschluß folgt.)

Hanauisches Magazin.
Acht und zwanzigstes Stück.

Der 10. Julius.

In der Jahreszeiten Mitten
Glänzt der freudenvolle Tag,
Den wir von dem Himmel bitten,
Den ein Jahr dem andern sag!

O wie froh verlängt er heute
Unsrer Fürstin Lebensbahn!
Froher noch an Wilhelms Seite
Brech er künftig wieder an!

Seht, wie die Natur ihn schmücket! —
Wie mit Kindern froh umringt
Liebenswürdig und beglücket
Sie die Freude fühlt und bringt!

Brüder, laßt uns Kränze winden,
Schwestern, laßt uns Blumen streun!
Uns dem Tage zu verbinden,
Uns des Tages ganz zu freun.

Fürstin! in des Volkes Händen
Schließ vom ganzen Blumenstraus,
Den Dir heut die Herzen senden,
Nicht dies kleine Röschen aus!

Beschluß der im 27ten Stück abgebrochenen Abhandlung.

Odoardo.

„O, meine Tochter! —

Emilia.

„O, mein Vater, wenn ich Sie erriethe! — doch „nein; das wollen Sie auch nicht. Warum zauderten „Sie sonst? — (in einem bittern Tone, während daß „sie die Rose zerpflückt.) Ehedem wohl gab es einen „Vater, der seine Tochter von der Schande zu retten, „ihr den ersten den besten Stahl in das Herz senkte — „ihr zum zweyten das Leben gab. Aber alle solche Tha„ten sind von ehedem! Solcher Väter gibt es keinemehr!

Odoardo.

„Doch meine Tochter, doch„ (indem er sie durch„sticht) —„Gott, was hab ich gethan! (sie will sinken, „und er faßt sie in seine Arme.)

Emilia.

„Eine Rose gebrochen; ehe der Sturm sie ent„blättert. — Lassen Sie mich sie küssen diese väterliche „Hand.„

— Einen Vater seine Tochter erstechen lassen, um sie von der Schande zu retten? das ist gegen die französische Delicatesse! Behüte der Himmel! welche horreur! Die französische Emilia muß dem Vater den Dolch entreissen, ihn sich selbst auf die Schnürbrust stossen, und rückwärts auf einen bequem hingestellten Stuhl fallen.

Und der **Prinz** nach Odoardos schrecklichen Anrede: (nach einigem Stillschweigen, unter welchen er den Körper mit Entsetzen und Verzweiflung betrachtet, zu Marinelli)„ Hier! heb ihn auf. — Nun? du bedenkst „dich?„ — Elender!„ (indem er ihm den Dolch aus „der Hand reißt,) „Nein, dein Blut soll mit diesem „Blute sich nicht mischen. — Geh, dich auf ewig zu „verbergen! — Geh! sag ich — Gott! Gott! — „Ist es, zum Unglücke so mancher, nicht genug, daß

„Für-

„Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel „in ihren Freund verstellen? „

Der Prinz, sage ich, muß sich auf ein Knie vor dem todten Körpen hinwerfen, brav declamiren, und dann aufspringen, „holla Gardes!„ rufen, und den Marquis vor seinen Augen fesseln und wegführen lassen, damit er in ein cachot geworfen werde, und dem supplice, das er verdient, nicht ausweiche. Der Vater aber muß alles mit einer feinen Sentenz schliessen.

Ich habe in dem Anfange dieser Blätter gesagt, für welche Leute ich hier schreibe, und welche Vorurtheile ich hier bekämpfen mögte. Man würde mich aber unrecht verstehen, wenn man glauben wollte, ich hielte davor, die französischen Schauspiele hätten gar keinen Werth. Für die Nation, für welche sie geschrieben sind, können viele unter ihnen gut, und einige wenige sogar uns nützlich seyn, obgleich mit strenger Auswahl. Nur als Meisterstücke, als Muster für uns soll man sie nicht ansehen, teutsche Talente nicht unterdrücken, uns selbst nicht unter ein sklavisches Joch krümmen, und uns nicht dem Spott unserer Nachbarn und der Verachtung unserer patriotischer denkenden Landesleute aussetzen.

M. d. 1. Jun. 1778. A.

Beytrag zur Naturgeschichte der Vögel.

Ich fahre mit der im neunten Stück dieses Magazins angefangenen Beschreibung einiger Vögel fort, und erinnere nur zum voraus, daß in derselben keine andere vorkommen werden, als die sich in dem Kabinet der Durchl. **Prinzessin Friderike** zu Hessen befinden, und daß die Classification des Linné dabei zum Grunde gelegt wird.

Der Trappe

ein Stelzenläufer; der Schnabel graulicht, an der Spitze schwarz, kegelförmig, von vornen etwas unterwärts gebogen und von oben gewölbt, 3 1/4 Zoll; die Nasenlöcher oval, und endigen sich in eine Spitze; die Zunge ungespalten, spitzig, an beiden Seiten stachlicht; Füsse hoch, die Schenkel von unten von Federn entblöst, braungelblicht, bis an die Zähen geschuppt, und dann wie mit Blechen bedeckt; Zähen, 3 nach vornen zu, statt der hintern eine Falte der Haut, ganz getrennt; Klauen von oben platt, wenig gewölbt, von unten ausgehölt, an der Spitze stumpf und abgerundet, und grau.

Dieser ungemein grosse Vogel ist öfters über 3 Schuh lang und 10 — 30 Pf. schwer. Kopf, Kehle und Hals sind an den obern Theilen dunkel-, und an den untern hellaschfarbig. Auf den beiden Seiten der untern Kinnlade sind aschgraue 5 Zoll lange Büsche von schmalen Federn. Der hintere Theil des Halses und der Rücken hell rostigroth mit schwarzen Querflecken; die runde und dicke Brust aschfarbig weiß, und der Unterleib ganz weiß. Die Flügel, die ausgespannt 6 1/2 Schuh halten, erreichen, wenn sie auf dem Körper anliegen, 2/3 des Schwanzes; von ihren 25 Schwingfedern sind die 10 erstern schwärzlicht mit weissen Kielen, die übrigen meistens weiß und an der äussersten Spitze schwärzlicht; die obern Deckfedern wie der Rücken, die untern weiß. Von den 20 Federn des 9 Zoll langen Schwanzes sind die mittlern wie der Rücken, die äussern aschgrauweiß mit etwas Gelbem, gegen die Spitze zu mit einer schwarzen Querbinde. Alle Federn, die grossen an der Spitze der Flügel ausgenommen, haben sehr lebhaft rothe Pflaumfedern, und so ist auch das Ende des Kiels.

Etwas merkwürdiges bei diesem Vogel ist ein grosser Beutel, der sich unter der Zunge befindet, und 7 Pf. Wasser hält. Er dient ihm vermuthlich in Wüsteneyen zu einem Behältnisse des Wassers, und die Henne, wenn sie brütet, auch die Jungen, ehe sie noch fliegen können, mit Wasser zu versorgen. Das Gerippe dieses Vogels besteht aus sehr starken Knochen, die aber ohngeachtet ihrer Grösse doch sehr leicht sind.

Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen dadurch, daß es fast um die Hälfte kleiner ist, daß ihm der Federbusch an der Kinnlade, und der Sack an der Zunge fehlt, der obere und hintere Theil des Kopfs, der obere Hals von Farbe wie der Rücken, die Kehle aber und die Seitentheile des Kopfs schwarz sind, und daß es den Schwanz nicht ausbreitet.

Man findet die Trappen in Lybien, Alexandrien, Syrien, Griechenland, Polen, in vielen Gegenden Deutschlands, wo sie gegen die Fastenzeit ankommen, besonders in Thüringen über der Ilm, im Braunschweigischen, in Frankreich, England, u. a. O. m.; auch kommen sie, wiewohl vermuthlich nur im Striche, bis in unsere Gegend. Bei dem Schnee im Winter suchen sie oft entblöste Höhen, und kommen daher in berglichte Länder, wo sie sonst nicht gesehen werden. Ihre Nahrung ist Gras, Getraide, Saamen, Rüben, Kohlblätter, daher sie im Herbst und Winter den Küchenkräutern schädlich sind, Frösche, Mäuse, Maulwürfe, Insekten, und im Winter bei dem Schnee fressen sie auch oft Baumrinde. Ihre Nester sind Höhlen, die die Henne gleich den Hünerarten in den Feldern scharrt. In diese Nester legen sie zu Ende des May und im Anfange des Brachmonats zwey Eier in der Grösse der Schwaneneier, welche Erbsenfarb sind, mit hellbraunen Wolken und Flecken, und die

in 30 Tagen von der Henne, die sich dabei mit ihrem langen Halse über dem Saatfelde nach allen Seiten umsieht, ausgebrütet werden; die ausgebrüteten Jungen können so gleich fortlaufen, die aber der Alte nicht so leicht verläßt, und der Jäger kann sich ihm alsdann bis auf einige Schritte nähern. In England machen sie auch ihre Nester wie die Sumpfvögel in das Rohr.

Die Trappen halten sich haufenweise zusammen, und gehen auf die Felder, um sich zu füttern, da denn einer von ihnen von ferne mit aufgerichtetem Halse die Wache hält. Sie kennen aber ihre Stärke nicht, und haben keinen natürlichen Trieb sie zu brauchen, sondern sind sehr furchtsam, und laufen, wenn sie etwas zu fürchten haben, so schnell und anhaltend, daß sie ohne still zu stehen, viele Meilen weit fortrennen können; sie scheuen auch die Hunde, und jedes andre kleine Thier, das auf sie zugeht; neben den Pferden aber sollen sie gerne herlaufen. Wenn ihnen der Ort, wohin sie ihre Eier gelegt haben, verdächtig vorkommt, so nehmen sie, wie Klein versichert, die Eier unter die Flügel, und tragen sie anderswohin. Bei dieser Furchtsamkeit wird der Hahn dennoch bisweilen böse, besonders zu der Zeit, wenn sie sich paaren. Ein Hahn hält sich zu mehrern Weibchen, und giebt dann keinen Ton von sich, wenn sich aber mehr als ein Hahn bei einem Weibchen einfindet, so gehen sie zornig auf einander los, blähen sich gleich einem indianischen Hahn auf, schlagen mit den Flügeln und fechten so lange, bis einer tod niederfällt. Sie haben einen langsamen Gang, weswegen sie Trappen heissen, und können nicht leicht auffliegen, sondern müssen erst einen Anlauf thun, und zwei- oder dreimal die Flügel schwingen. Sie pflegen auch Steinchen und Pfennige zu verschlucken, die zwar in ihren Magen abgenutzt, aber durch keine Schärfe angefressen werden.

Sie

Sie haben zweierlei Fleisch, ein weisses, das dem Geschmack der indianischen Hühner gleichkommt, und ein braunes an den Schenkeln, welches noch zarter und schmackhafter ist; sie werden daher, besonders in Pasteten, gegessen. Ihr Fett gebraucht man zu Arzneien, besonders zu Salben. Ihrer Federkiele bedienen sich die Fischer an den Angeln, und sie werden auch zum Schreiben gebraucht.

Man fängt sie mit Windhunden, und in Frankreich auch mit Angeln, woran ein Stück Obst oder Fleisch befestigt ist; sie werden auch aus verdeckten Wagen geschossen. Auf den Höfen lassen sie sich bequem mit dem übrigen Federvieh erziehen.

G.

Noch eine Antwort auf die Anfrage im 16 Stück.

Zur Vertilgung schädlicher Insekten, besonders der Ameisen.

Man nehme einen Blumentopf, dessen Bodenloch man verstopfen muß, nach der Grösse des Ameisenhaufen, setze ihn über den Haufen, nnd scharre die Erde um den Rand des Topfs an, daß keine Ameisen unter demselben herauskriechen können. Unter denselben setze man ein Schüsselchen mit einer angezündeten Schwefellunte, und öfne, wenn man merken sollte, daß der Schwefel wegen Mangel der Luft zu brennen aufhören will, auf einige Augenblicke das Bodenloch. In einigen Minuten werden alle Ameisen getödet seyn. Man muß aber diese Operation Abends oder Morgens früh vornehmen, weil dann die meisten Ameisen beisammen sind, und so kann man in einem Tage zween bis drei Gärten von denselben reinigen. Da sie

bis-

bisweilen etwas tief unter der Erde sind, so thut man wohl, wenn man einige Augenblicke vorher, ehe man den Topf über den Haufen setzt, ihn mit einer Schaufel ein wenig aufgräbt, und um die Ameisen hervorzulocken, ein Stück Speckschwarte oder faules Fleisch auf einige Reiser über den Haufen legt. — Dieses Mittel, die Ameisen und andre gesellschaftlich lebende Insekten zu vertilgen, giebt der Freiherr von Hüpsch als untrüglich an. Er hat im vorigen Jahre eine eigene Abhandlung darüber unter folgendem Titel herausgegeben: „Beschreibung einer Maschine, die Ameisen und andre schädliche Insekten zu vertilgen. Mit einer Kupfertafel. Kölln, Frankfurt und Leipzig. 1771.„ Sie ist in der Leihbibliothek des Waisenhauses zu bekommen. G.

Bücher.

1. Ueber den Werth der Moral, der Tugend und der Besserung von J. A. Nösselt, 8 Halle 1778.
2. Ueber Physiognomik; wider die Physiognomen, zu Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntnis. 8 Göttingen 1778. Zweite vermehrte Auflage.

Wir haben lang keine so befriedigende Schriften über diese wichtigen Gegenstände gelesen, als diese zwo. Anstatt einen weitläuftigen Auszug davon zu geben, verweisen wir vielmehr die Leser selbst darauf, da sie zumal in keiner grossen Bogenzahl bestehen, und zeigen nur dabey an, daß sie aus der Leihbibliothek des Luth. Waisenhauses zu bekommen seyn. In beiden wird man tiefe Blicke in die Seele des Menschen finden, und das Resultat des letztern, was wir schon lange geglaubt haben, bewiesen sehen: Physiognomik ist äusserst trüglich.

Hanauisches Magazin.

Neun und zwanzigstes Stück.

Von den in Hanau angestellten Ramsaischen Händeln.

Es ist in einem dieser Blätter eine Erzählung von dem den 13. Junius des 1636ten Jahres glücklich und klug ausgeführten Entsatze der von den Kayserlichen Völkern so lang belagerten Stadt und Vestung Hanau gegeben, aber auch zugleich versprochen worden, den vorhin mit so vielem verdienten Beyfall bekannten Commandanten dieser Stadt, den Schwedischen General Major Ramsai in den lezten Auftritten seines Lebens zu schildern. Möchte doch dieser Mann niemals eine schlimme Seite gehabt, oder wenigstens uns nicht gezeigt haben! Und wie gerne würden wir ihn noch loben, wenn nicht sein letztes Betragen, das über seine vorigen rühmlichen Handlungen Nacht und Finsterniß verbreitete, uns das Gegentheil zu sagen nöthigte!

Zwar fuhr Ramsai Anfangs und in dem ersten Jahr nach der Entsetzung der Stadt fort, in Wiederherstellung guter Ordnung sich thätig zu erweisen, sehr genaue Mannszucht in der Garnison zu halten, und solche Einrichtungen zu machen, daß die vorher von Mangel so sehr gedrückten Einwohner nicht mehr mit Hunger, Krankheiten und Tod kämpfen durften. Unter andern suchte er auch dadurch sich gefällig zu erweisen, daß er die Holländische Kirche in der Neustadt auf seine eigene Kosten inwendig bewerfen und sonst noch verzieren ließ. In Hanau hätte

hätte nunmehr Ruhe herrschen können, wenn der Commandant lediglich vertheidigungsweise gegangen wäre; aber er reizte von neuem die Waffen der Kayserlichen Völker wider sich, die noch immer in den Gegenden umher seine Schritte genau beobachteten, und es noch nicht verschmerzen konnten, daß sie ihre Hofnung, diese Stadt in ihre Gewalt zu bekommen, hatten aufgeben müssen.

Der General Major Ramsai übte gegen die Kayserlichen und gegen die, so es mit ihnen hielten, Feindseligkeiten aus, wo er nur konnte. Gegen Ende des Jahres 1636. überfiel ein von ihm ausgeschicktes Commando einen Croatischen Obristen bey Oppenheim, welcher die Schiffarth auf dem Rhein unsicher machte, und nachdem er gefangen, wurde er mit einer ansehnlichen Beute, hieher gebracht. Auch ließ er im Märzmonath 1637. das Maynzer Marktschiff ausplündern, und die abgenommenen Sachen nach Hanau bringen. Wer sicher auf dem Mayn und Rhein reisen wollte, mußte sich mit einem Paß von Ramsai versehen, ohne welchen er Gefahr litte, in seinem Vorhaben unterbrochen, oder als ein Feind, der sich loß kauffen muste, angesehen zu werden. Er wagte es den 1ten April 1637. der Schwedischen Garnison, welche in der Vestung Hermanstein oder Ehrenbreitstein von den Kayserlichen und von andern mit denselben vereinigten Truppen eingeschlossen war, und an allem Mangel litte, durch eine besondere Kriegslist auf verschiedenen kleinen Schiffen fast mitten im Gesicht der Feinde Proviant zuzuführen. Ein nachher gemachter zweiter Versuch wollte nicht so gut gelingen; dieser Transport wurde zu Höchst angehalten, und sowohl die Lebensmittel als die dabey commandirte Mannschaft zu Maynz eingebracht.

Den

Den 20ten April befehligte Ramsai 200 Mann nach Aschaffenburg, welche sich dieses Orts sogleich bemächtigten, einige der dortigen ersten Bedienten gefangen nahmen, und diese nebst einer beträchtlichen Beute an Geld und Früchten nach Hanau führten. Seeligenstadt wurde gleichfalls mit 300 Mann Ramsaischer Völker besetzt, um sich des Maynstroms desto besser versichern zu können. Niemanden konnte diese Einschränkung in seinen Landen unangenehmer seyn, als dem Churfürsten zu Maynz, daher suchte er mit Ramsai in gütliche Tractaten sich einzulassen. Dieser versprach alles, wußte aber den Maynzer Hof von einer Zeit zur andern so lange herumzuziehen, bis man endlich einsah, daß es sein rechter Ernst nicht gewesen, solchen Vorschlägen Gehör zu geben, welche die Churfürstliche Unterthanen vor weitern Beunruhigungen sicher stellen konnten.

Schon längst würden die Kayserlichen Truppen den öftern feindlichen und zum Theil kühnen Unternehmungen des Ramsai Einhalt gethan haben, wenn nicht die Belagerung von Ehrenbreitstein sie bisher daran gehindert hätte. Nachdem aber diese Vestung erobert und den Schwedischen Händen entrissen worden, gebrauchten sie Ernst, und es rückten einige Kayserliche Regimenter unter der Anführung des Obrist Heynenberg im Monath Junius letztgedachten Jahrs vor Hanau, um diesen Ort zu belagern oder vielmehr zu bloquiren. Doch zu unserm Glück dauerte die Furcht vor den daraus entstehenden Folgen nicht lange, und wir wurden eher davon befreyet, als wir vermuthen konnten. **Der Churfürst zu Maynz, Anselm Casimir**, der wegen seines patriotischen Eifers um das deutsche Reich schon von mehr als einer Seite bekannt war, bewarb sich sorgfältigst bey dem damals regierenden **Kayser Ferdinand** *III.* um die Erlaubniß, einen **Accord** mit unserm **Commandanten** Ramsai eingehen

zu dürfen. Die Einwilligung dazu erfolgte unverzüglich, und die Bloquade wurde aufgehoben. Gedachter Churfürst wurde zum Gevollmächtigten des Kaysers ernannt, und in der Stadt Maynz ein Congreß gehalten. Es wurden zu diesem noch Abgeordnete von dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt und der Stadt Frankfurt gezogen. Von Seiten unsers Grafen Philipp Moritz erschienen dabey dessen Schwager, Graf Albrecht Otto zu Solms-Laubach, und der Commandant Ramsai schickte dahin den Gräflich Hanauischen Rath Haßmann nebst dem Stadtschreiber Rothschied. Nach unterschiedenen gehaltenen Conferenzen, kam endlich den 21. August 1637. ein Vergleich zu Stande, welcher in folgendem Auszuge diese Punkte enthielt:

1) Soll das alte Vertrauen zwischen dem Churfürstenthum Maynz nebst andern benachbarten Ständen und der Grafschaft Hanau wieder aufgerichtet, wie auch alles, was dagegen begangen, gänzlich aufgehoben werden. 2) Sollen alle und jede von diesen verglichenen Puncten richtig verbleiben und von beyden Theilen aufs längste innerhalb 3 bis 4 Wochen vollzogen werden. 3) Soll der Graf Philipp Moritz zu Hanau für sich, wie auch das ganze Gräfliche Haus und alle rechtmässige Successores des Pragischen Friedens geniessen, und demselben, was er zuvor an Land und Leuten gehabt, der ruhige Besitz ferner gelassen, das im Kriege occupirte aber wieder ohnentgeltlich restituirt werden. 4) Sollen alle der Grafschaft Hanau Städte, Dörfer und Flecken, Rechte und Gewohnheiten, auch in Ansehung der Religion ungestört bleiben. 5) Sollen auch alle der Grafschaft Hanau Räthe, Diener, Geist- und Weltliche, Bürger und Unterthanen ohne Ausnahme in vollkommener Amnestie begriffen seyn. 6) Soll die Alt- und Neustadt Hanau, als ein Residenzort, gleich den Residenzstädten der Churfürsten und Stände mit aller fremder Einquartirung verschont, und mit keiner andern, als des Grafen Garnison besetzt werden. 7) Sollen alle Brandschatzungen und Contributionen gänzlich unterbleiben. 8) Soll der Graf Philipp Moritz seine Pardonirung bey Kayserlicher Majestät schriftlich oder mündlich suchen. 9) Soll ein Recommendationsschreiben an den Herzog

von

von Mecklenburg erlassen werden, damit der General-Major Ramsai zu dem Besitz der ihm von der Crone Schweden in den Mecklenburgischen Landen geschenkten Güter gelange. 10) Soll dem General-Major Ramsai nach eingelaufener Kayserlicher Confirmation dieses Accords wie auch nach seinem erfolgten Abzug aus Hanau, und wenn er diese Stadt ihrem rechtmässigen Herrn, dem Grafen Philipp Moritz auf das fordersamste wiederum überliefert haben wird, die Summe von 50000 Rthlr. an dem Ort, wo es ihm beliebig seyn wird, ausgezahlet werden. 11) Sollen gleich itzt alle Feindseligkeiten beyderseits aufgehoben, und bis zu Vollziehung dieses Accords ein Waffenstillstand ausgeblasen werden.

Dieser von dem Churfürsten zu Maynz, dem Grafen von Solms und dem G. M. Ramsai eigenhändig unterschriebene Vergleich, woron man verschiedene Exemplare ausfertigte, wurde sogleich nach Wien geschickt, und die Kayserliche Bestätigung erfolgte darauf den 14. September. Zur völligen Beendigung der Sache war die Gegenwart des Grafen Philipp Moritz, der nunmehro 3 Jahre abwesend gewesen war, nöthig. Dieser hatte von Metz, seinem ersten Zufluchtsort, nach dem Haag zu dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, seiner Mutter Bruder, mit der ganzen Gräflichen Familie sich begeben, und daselbst im Schosse der Ruhe und Sicherheit ein besseres Schicksal für sich und seine Grafschaft abgewartet. Als nun dieser durch oben gedachten Vergleich eine günstigere Aussicht, und besonders durch die Vermittelung des Churfürsten zu Maynz bekommen hatte, so war auch diesem vorzüglich daran gelegen, den Grafen zu der Herausreise in sein Land zu bewegen. Er schrieb zu dem Ende an unsern Grafen und stellte ihm die Nothwendigkeit von seinem Hierseyn und von der damit verbundenen Erfüllung des Tractats vor. Nicht weniger bezeigten die hiesigen Bedienten in allen ihren Briefen ein sehnsuchtsvolles Verlangen, ihren Herrn wieder

 bey

bey sich zu sehen. Nur allein Ramsai dachte ganz anders, er glaubte gar nicht, mit der Uebergebung der Stadt Hanau an den Grafen eilen zu dürfen, und dadurch den geschlossenen Vergleich zu vollziehen. Sein Ansehn hatte in der ganzen umliegenden Gegend einen solchen Zuwachs bekommen, daß sich fast alles vor ihm fürchtete. Dieses durch die Ueberlieferung der Stadt Hanau auf einmal zu verlieren, war freilich zu wichtig für einen Mann, den sein Glück übermüthig gemacht hatte. Ramsai widersetzte sich also aus solchen Gründen mit allen Kräften dagegen, daß Graf Philipp Moritz noch nicht wieder nach Hanau zurückkehrte, und ehe er die Maske völlig abzog, suchte er durch falsche Beredungsmittel den Grafen davon abzuhalten. Dieser war inzwischen durch obige dringende Briefe veranlaßt, von Holland aufgebrochen, obgleich seine schwächlichen Gesundheitsumstände, eine in der späten Jahrszeit unternommene und mit Beschwerlichkeiten verknüpfte Reise hätten widerrathen können. Unser Commandant erfuhr dieses nicht so bald, als er an den Grafen schrieb, er möchte zu Cölln oder St. Goar bleiben und ja nicht in Maynz einkehren, weil er sichere Nachricht haben wollte, daß der Churfürst ihn, den Grafen, so lange daselbst in Arrest behalten würde, bis er ihn gezwungen hätte zu versprechen, aufs neue Kayserliche Garnison in Hanau einzunehmen. Doch unser Graf wurde durch das freundschaftliche Betragen des Churfürsten und durch getreuere und sichere Berichte von seiner hiesigen Dienerschaft von dem Gegentheil überführt, und setzte seine Reise ungehindert weiter fort. Während seinem Aufenthalt in Frankfurt, befahl er dem in seine Dienste aufgenommenen Major **Winter von Güldenbronn** 200 Mann anzuwerben, welche nach dem Abzug der Schweden die Besatzung in Hanau, davon ihm die Commandantenstelle übertragen wurde, ausmachen sollte. Dieses merkwürdigen Mannes, der sich um den Grafen nicht weniger, als um unsere Stadt ver-

verdient gemacht, wird nachher gleich mit mehrerem gedacht werden.

Graf Philipp Moritz langte endlich den 25ten Novembr. unter den freudigsten Zurufungen der Einwohner in Hanau an. Der einzige Ramsai war weit davon entfernt, an dieser allgemeinen Freude Theil zu nehmen, ja er hatte sich so gar vorgenommen, den Grafen nicht herein zu lassen. Verschiedene Tage nach der Ankunft verstrichen, und er würdigte unsern Grafen nicht einmal, zu ihm zu kommen, bis er sich nach wiederhohlten Einladungen endlich bewegen ließ, diesen Schritt zu thun. Nach verschiedenen Unterredungen, die auf den Abzug aus der Stadt und auf die Einrichtung der künftigen Garnisôn zielten, worüber er falsche Versicherungen gegeben hatte, gieng er nach Hause, kam aber nicht lange nachher zurück, überfiel den Grafen in seinem eigenen Schloß mit zween Officiers, einem Sergeanten und verschiedenen Gemeinen, ließ die Brücken aufziehen, drang den Schloßthorschlüssel mit Gewalt ab, und nahm Philipp Moritz mit der Gräflichen Familie gefangen, welche er genau und stark bewachen ließ. Dessen getreue Räthe und Diener wurden theils verjagt, theils von ihrem Herrn entfernt. Zu gleicher Zeit erklärte er auch auf der Parade den Soldaten, daß er nunmehr nicht mehr Freund, sondern ein öffentlicher Feind sey, und um sein tyrannisches Verfahren zu rechtfertigen, gab er vor, man habe ihm mit dem Commando zugleich das Leben nehmen wollen. Ramsai ließ es nicht dabey bewenden, Gewaltsamkeiten gegen den Herrn dieser Stadt und des Landes ausgeübt zu haben; auch der schon erwähnte Graf von Solms mußte ein Opfer seiner Wuth werden. Als dieser in Geschäften, den mehr beregten Tractat betreffend, von Maynz zurück kam, wurden ihm zwischen beyden Thoren alle mitgebrachte Schriften und Documente gewaltsamer Weise und unter den

härtesten Bedrohungen abgenommen, ein Verfahren, welches offenbar das Völkerrecht beleidigte. Er wurde sogar einige Tage darauf aus seinem Hause mit gewafneter Hand geholt, und öffentlich als ein Gefangener in ein nahe an der Hauptwache gelegenes Haus gebracht. Eben so wenig schonte man der Gemahlin dieses Grafen (unsers Philipp Moritz Schwester) welcher der Zugang zu ihrem Gemahl verboten war, und als sie sich hiervon nicht wollte abhalten lassen, auf das schimpflichste von den Soldaten zurück gestossen wurde. Diese war von Furcht und Schrecken dergestalt eingenommen, daß sie auf der Strasse in Ohnmacht fiel, und halb lebend halb tod in einem Backtrog nach Hause getragen werden muste. Zum Vorwand dieser fast unglaublichen Härte mußte dienen, der Graf von Solms hätte nur seines Schwagers Interesse besorgt, die Erfüllung der Accordspunkte für den Ramsai aber hintangesetzt. Wie konnten aber diese eher erfüllt werden, bevor Ramsai nach Inhalt des Tractats die Stadt Hanau dem Grafen Philipp Moritz eingeräumt und übergeben hatte? Dieser nun mehr als stolz gewordene Mann wich nicht von seinem einmal gefaßten Entschluß, den obigen selbst unterschriebenen Tractaten zuwider, Hanau im Besitz zu behalten. Er hatte sich so weit vergessen, daß er diese Stadt nunmehr als sein Eigenthum ansah, und selbige um einige hundert tausend Thaler feil bot. Er war gewohnt, Befehle zu ertheilen, nicht aber anzunehmen, und diese waren so strenge, daß niemand öffentlich sich dagegen setzen durfte. Ramsai führte nun nicht mehr die Sache des Schwedischen Bundes, sondern seine eigene, indem er mehr als einmal zu erkennen gegeben hatte, daß er nicht mehr in Schwedischen Diensten stünde, sondern sein eigener Herr sey. Er wollte es aber auch zugleich von der Stadt Hanau seyn, wenigstens konnte man aus sei-

seinem nun angenommenen Despotismus, der zuletzt in Tyranney ausartete, nichts anders urtheilen.

Wenn List die gehofte Würkung nicht thun wollte, grif er zu gewaltsamen Mitteln, worauf er sich auch so sehr verließ, daß er alle mit ihm weiter gepflogene gütliche Unterhandlungen wegen Erfüllung des Tractats verwarf.

Ramsai ließ mehr als einmal den Magistrat der Alt- und Neustadt zusammen berufen, und verlangte von ihnen einen blinden Gehorsam in Sachen, die wider ihre dem Landesherrn geschworne Pflichten liefen. Oft machte er dem Magistrat und der Bürgerschaft überhaupt schmeichelhafte und aufwiegelnde Vorstellnngen von gewissen Vortheilen: Doch diese konnten nur auf niedrige Seelen einen Eindruck machen; ein Hanauischer Bürger aber dachte viel zu edel, zu treu, als daß er hätte vergessen sollen, was er seinem Herrn schuldig sey. Schon längst hatte Ramsai alle Achtung gegen unsern Grafen und sein Haus bey Seite gesetzt, und nun suchte er auch bey den Unterthanen verächtlich von ihm zu reden, indem er ihnen unter andern ganz laut sagte, „Graf Philipp Moritz wäre zur Re„gierung ganz untüchtig, es würde dieser ihr letzter Graf „seyn, er wolle ihnen einen andern und bessern Herrn „geben, der sie bey ihrer Religion und andern Frey„heiten schützen könnte und würde.„ Er war verwegen genug, von einem Prediger in der Altstadt zu verlangen, daß man nicht mehr für den Grafen auf den Kanzeln bitten sollte. Aber dieser setzte solchen Zumuthungen Pflicht und die Würde seines Amts entgegen. Ausser täglich neu angethanen Beleidigungen mußte unser Graf, den diese Drangsale völlig auf das Krankenbett darnieder gelegt hatten, auch noch diese Kränkung erfahren, daß Ramsai im gebieterischen Ton befahl, er solle das Schloß räumen und seine Wohnung

nung in der Neustadt nehmen, und als Philipp Moritz hierein nicht willigen konnte und wollte, hatte er den dreisten Gedanken, einen Officier mit dem Befehl hinzuschicken, den Grafen aus dem Krankenbette mit Gewalt herauszuziehen, und selbigen in ein Haus zu bringen, welches Ramsai für ihn bestimmen wollte. Doch stand er diesesmal von seinem Vorhaben ab, als ihm sein tollkühnes Verfahren widerrathen wurde. Sein eigenmächtiges Betragen noch weiter zu treiben, ließ er die von Cölln angelangten Früchte, welche der Graf daselbst für sich hatte kaufen lassen, ohne weitere Anfrage wegnehmen, mit dem Beyfügen, daß er solche für seine Soldaten brauchen müsse. Uebrigens führte er sich als einen absoluten Herrn auf, und nahm sich aller Geschäfte, welche die Stadt und das Land betraffen, an, ohne mit dem Grafen sich darüber zu besprechen. Alle Schreiben wurden von ihm abgefertigt, die eingelaufenen aber erbrach er und hinterhielt sie.

Ramsai, als ein sonst vernünftiger Mann, sah zuletzt wohl ein, daß man ihn in dem Besitz von Hanau nicht lassen würde; daher sann er auf ein Mittel, welches ihm Klugheit und Rache eingaben. Er gieng damit um, Hanau in französische Hände zu liefern. Um dieses mit Nachdruck bewerkstelligen zu können, suchte er einige an der Weser stehende Schwedische Truppen an sich zu ziehen, und aus Franken die zum Unterhalt derselben nöthigen Früchte bringen zu lassen. Beydes wurde durch vorgekehrte dienliche Gegenmittel vereitelt, und eben so gieng es auch mit den aus Frankreich ihm zur Beförderung der Sache geschickten 20000 Kronen; denn ein gewisser Rosseau der sich diese in Wechseln mitgebrachte Summe zu Frankfurt auszahlen lassen sollte, wurde daselbst durch den Major Winter mit Vorwissen des Churfürsten zu Maynz unter einem gewissen Vorwand in Arrest genommen.

Nun

Nun hatte unser durch den Ramsai so sehr geängstigte Graf mit den Seinigen schon 10 Wochen in der Gefangenschaft schmachten müssen, und noch würde das Ende seiner Leiden nicht abzusehen gewesen seyn, wenn man sich nicht nach Hülfe umgesehen hätte. Diese würden wir am ersten von unserm ehemaligen Erretter, dem grossen Landgrafen zu Hessen Wilhelm V. haben erwarten können: aber dieser erhabene Fürst war bereits kurz vorher in die Ewigkeit gegangen. **Graf Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg**, Kayserlicher General Wachtmeister, ein naher Anverwandter unsers Grafen, ließ sich bewegen, die Hände zu unserm Beystand darzubieten, und der des größten Ruhms würdige Churfürst zu Maynz unterstützte die Absichten mit willigem Herzen.

Es wurde zu Frankfurt eine geheime Zusammenkunft zwischen dem **Grafen von Nassau**, dem Maynzischen geheimen Rath **Möcken**, verschiedenen Deputirten **der Stadt Frankfurt** und dem **Major Winter** veranlaßt. In dieser wurden die Hülfsmittel verabredet, den Grafen und die Gräfliche Familie aus der Gefangenschaft zu befreyen, den Ramsai zur Einräumung der Stadt Hanau an den Grafen zu nöthigen, und die Vollziehung der Tractate zu Stande zu bringen. Chur Maynz gab dazu 200 Mann her, die Stadt Frankfurt 200, der Graf von Dillenburg 60 und Winter hatte zu diesem Endzweck 180 Mann angeworben. Diese sollten sich an einem dazu bestimmten Tage in Bergen versammlen, von da des Nachts nach Hanau marschiren, über die Kinz heimlich durch die Mühlschanze eindringen, und sich also dieser Stadt bemeistern. *)

Ehe

*) Der hiebey liegende Plan der Stadt Hanau, in Kupfer gestochen, wird deutlich anzeigen, wie und auf welche Weise solches geschehen sey.

Ehe der Graf von Dillenburg die Ausführung davon unternehmen wollte, verlangte er über folgende Punkte von dem Grafen Philipp Moritz Gewißheit zu haben, welche auf der andern Seite beantwortet wurden.

1) Wie und durch was Mittel durch die Kinzig zu kommen.	1) Mit Nachen, welche expresse bestellt werden sollen, oder sonsten durch eine Invention, Brücken.
2) Gute vnd getrewe Leider vnd Weegweiser.	2) Daran soll kein Mangel an verständigen Weegweisern sein, die Weeg vnd Steeg bey Tag vnd Nacht wissen.
3) Wo vnd an welchem Ort anzukommen.	3) An der Mühlen, vnten an der kleinen Schantz, vnd kann man truckenes Fueßes von dannen in die Mühl kommen.
4) Ob ein Thor von inwendig kann vfgemacht werden.	4) Kann nach des Bawmeisters Vorschlag mit den Schlüßeln wohl gehen, es seint 2 Thor vnd 3 vfziehende Brücken.
5) Ob man Leitter bedörfe und wie der Wall beschaffen.	5) Keine vnd ist der Wall wohl zu besteigen.
6) Wie stark die Wachten von Bürgern vnd Soldaten besezt sind.	6) In der Mühlen sind 16 Bürger die halten Schildwachten vnd 8 Soldaten, welche die Runde vnd patrouillen gehen. Die Wacht ist in der Corp de Guarde, Waschhauß genannt, ein Wacht von 4 Rotten.
7) Daß gute Leuth auf den Wall bestellt werden.	7) Soll kein Mangel erscheinen.

8) Ob

8) Ob die Wachten im Schloß hinderlich oder ob solche können bezwungen werden.	8) Keines weges.
9) Daß ein gewisser Tag vnd Stund bestellet werde.	9) Muß wohl seyn vnd verglichen werden.
10) Fleißig in Acht zu nehmen ob einige Confusion in der Statt hieraus zu befürchten.	10) Daran ist am meisten gelegen.
11) Eine Versicherung, daß man nicht fälschlich angeführet werden möchte.	11) Soll geschehen vf guten teutschen Glauben, hingegen auch eine Versicherung daß man wie ein Freund komme, vnd nit wie ein Kayserl. Officier, vnd darnach mich in allem schalten vnd walten lassen.
12) Ob man sich auch gegen die Bürgerschaft einigen Widerstand zu befahren.	12) Keinen, sondern soll gute Ordre deswegen gestellt werden.
13) Ob ein Schoßgatter am Thor zwischen der Alt- vnd Neustadt seye.	13) Keines, sondern 2 gut zu schließende Thor.
14) Ob Patrouillen ausser der Statt gehen.	14) Nie keine.

Gegen meinen Bruder thue ich mich der vetterlichen Fürsorge freundlich bedanken, verhoffe, daß es bey dem 11ten Punct verbleibe.

Ich sterbe
Meines Vetters

Gehorsamer Diener
Philipp Moritz Graf zu Hanau.

Das

Das Commando wurde dem Grafen von Dillenburg und unter ihm dem Major Winter von Güldenbronn aufgetragen. Dieser Winter verband mit einem Unternehmungsgeist zugleich eine Klugheit und besondere Geschäftigkeit, welche alles von ihm erwarten liessen. Graf Philipp Moritz vertraute ihm die Ausführung seiner Befreyung an, und der Ausgang hat gezeigt, wie richtig derselbe der davon gemachten Hofnung entsprach. Der Graf wurde durch unsern Winter von Güldenbronn von allem was beschlossen worden, unterrichtet, worauf er folgenden Brief an ihn schrieb:

Vnsern günstigen Gruß zuvor, Edler vnd Mannhafter lieber besonderer, Ewer abermahliges Schreiben vom 25ten dieses ist vns zurecht geliefert worden, vnd werdet ihr verhoffentlich vnser Gestriges samt der Beylage richtig überkommen haben. Von Zeigern dieses werdet ihr in der bewußten Sache vnsere Meynung vernehmen, laßt euch nur das Zettelchen weisen, vnd thuts bey euch behalten. Im übrigen habt ihr gar recht gethan, daß ihr ewre Völker zusammengezogen habt. Alle Aemter beschweren sich gar höchlich, daß sie wie bißher geschehen, die Vnterhaltungsmittel nicht mehr reichen können. Darumb muß ein Ende der Sache gemacht werden. Vnterdessen mußt ihr die armen Vnterthanen zur Gedult vermahnen vnd euch mit Discretion Ach vnd Weh durchbeißen. Hrn Doct. Möcken könnt ihr vnsern günstigen Gruß vermelden, vnd darbey anzeigen, daß wir im Werk begriffen seyen, welches wir euch in aller Eil günstiglich vnverhalten wollen, vnd habt vns mit günstigen Willen vnd allen guten sonders Wohlgewogen. Datum Hanau den 26. January anno 1638.

Des Herrn Major
freundwilliger allezeit
Philipp Moritz, Graf zu Hanau.

Das ganze Werk wurde sehr geheim tractirt, und man mußte alle mögliche Behutsamkeit anwenden, daß Ramsai nichts davon erfuhr. Der Graf von Dillenburg

burg nahm ebenfals den Bedacht dahin, und schrieb deswegen seine Gedanken an den Major Winter, der sich zu der Zeit in Frankfurt aufhielt, und unter der Hand Anstalten zu der vorgenommenen Ausführung machte. Der Brief lautet folgender Gestalt:

Lieber Herr Obrist Wachtmeister, Sein Schreiben hat mir Haubtmann Helmreich überliefert vnd darbey ein vnd anders angedeutet. Ich erhebe mich Morgen, Mittwochen nacher Maynz zu Ihr Churfürstl. Gnaden, in der Sach viel zu schreiben ist zumal nicht rathsam. Ich befinde hochnöthig, da es vnvermerkt geschehen kann, daß wir Freytag frühe daselbst vnfehlbar zusammen kommen, oder ja zu Königstein im Rückreis, was sein Meinung, woll er mir schicken, da ichs den Freytag frühe haben kann, vnd damit es vnvermerkt bleibe, ahn Ihr Churfürstl. Gn. addreßiren, bey derselben ich vnterthänig nachfragen will, könnte der Herr selbsten kommen, so wehre es wohl sehr gut. Ich hoffe nit, daß man Vrsach habe, einige Diffidenz zu setzen. Vf Hanau zu schicken, ist aber allermassen periculös. Ich will weisen daß ich ein redlicher Teutscher bin, vnd trewer Freund, vale et vive. Dillenburg den 30. Jan. 1638.

Ewer sehr wohl affectionirter Freund

Ludwig Henrich Graff zu Nassau.

Graf Philipp Moritz, der es sich gar wohl gefallen ließ, daß man auf Mittel gedacht hatte, ihn aus den Händen des Ramsai zu erretten, war inzwischen sehr verlegen, ob auch die Sache einen guten Ausgang gewinnen würde, und schrieb folgendergestalt an den Major Winter:

Edler vnd Mannhafter, lieber Herr Major, das seinige Vorgestern, ist mir in dieser Stund zu recht worden, daraus mit mehrerem vernommen, was der gute Freund (den Grafen von Dillenburg damit andeutend) intentionirt ist, ich fürchte vnd befahre mich, daß es nur so weitläuftig gemacht wird, vnd daß es irgend auskomme, darnach seyen wir in der grösten pericul hier in der Welt.

Es

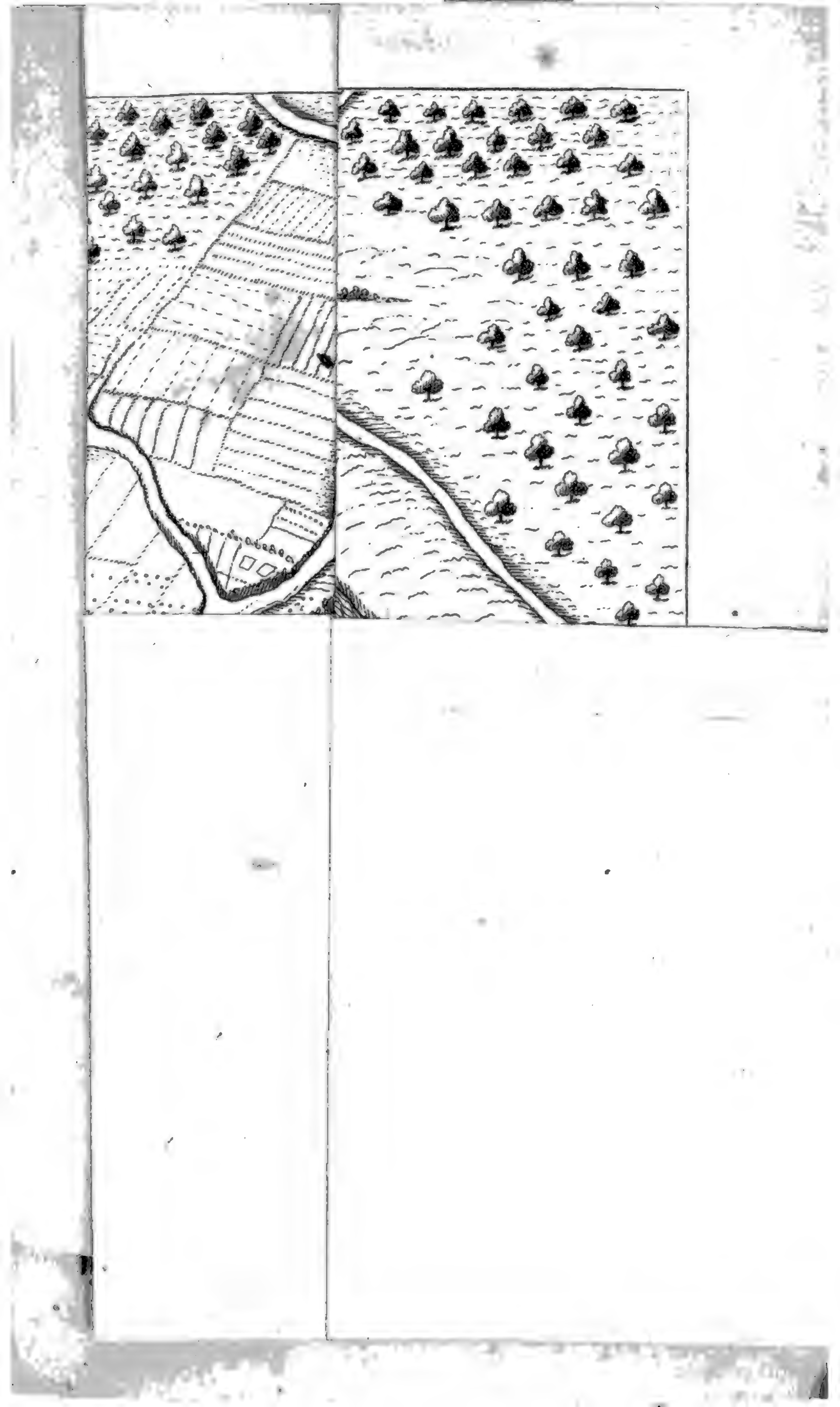
Es ist nichts damit zu scherzen, sondern behutsam damit vmb zugehen, dann erfahrts vnser Mann (nemlich Ramsai) wir wehren vmb Leib vnd Leben, ich stehe auch an, wenn die Grossen darumb wüsten, so wollten sie auch die Hand darinn haben, es muß sehr wohl precavirt seyn, daß man darnach mit grossem Ach vnd Weh nicht beklage, die Welt ist heutiges Tages so arg, daß man sich an allen Orten vnd Enden fürzusehen hat, Ich schreibe euch dieses als meinem vertrauten geheimbsten Officier vnd Freund, daß ihr die Sache wohl in Acht nehmt, auch nichts ohne mein Vorbewust vorgenommen werde, die Sach ist an sich sehr gefährlich, darumb caute damit zu verfahren. Die Gesanden sind noch allhier, tractiren bald alle Tage, Scheinet daß sie noch ein Paar Tag alhier verbleiben werden, man kann nichts ergründen, allein was Heut auf einen guten Weeg gebracht wird, das wird Morgen vmgestossen. Die Zeit wird es vns mit mehrerem eröffnen. Vale et me ama. Den 2ten Febr. 1638.

Des Herrn Majoren

Freundwilliger von Herzen

Philipp Moritz Graf zu Hanau.

(Der Beschluß folgt im künftigen 30ten Stück.)



Hanauisches Magazin.

Dreisigstes Stück.

Fortsetzung der Ramsaischen Händel.

Der Major Winter, durch dessen würksame Hände der genommene Anschlag besonders betrieben wurde, säumte nicht, unserm Grafen von dem Nachricht zu geben, was dienlich seyn konnte, einen guten Ausgang zu hoffen, und guten Muth zu erhalten, wie aus folgendem Briefe an den Grafen Philipp Moritz zu ersehen seyn wird.

Als ich am nächsten Montag von Königstein wiederum anhero kommen, habe ich Ewer Gnaden gnädiges Handbrieflein vom 2ten Febr. unterthänig wohl empfangen, vnd daraus deroselben sonderbar gnädige Confidenz zu meiner wenigen Person nochmals gehorsamlich verstanden. Nun bitte ich den allmächtigen Gott, als den Herzenskündiger, daß er mich also richten wolle, wie Ew. Gn. mir anvertraute hohe Sache ich mir mit obliegender Treue, Fleiß, Sorgfalt vnd Verschwiegenheit angelegen seyn lasse, und wenn ich wissen oder merken sollte, daß auch die geringste Gefährlichkeit, Falschheit oder Betrug bey denjenigen, so das Werk diesmal in Händen, zu befahren sein sollte, so wollte ich lieber mein Blut stürzen, als vnderlaßen Ewer Gn. bey Zeiten zu warnen, gestalten von Ihro Churfürstl. Gn. zu Mayntz den bewußten Versicherungs-Schein ich also originaliter in Händen habe, wie Ewer Gn. solchen selbst begehrt. Wie hoch betheuerlich der bekannte treue Freund gegen Ewer Gn. sich erkläret, vnd gleichsam bey Verlust seiner Seeligkeit sich verbinden thut, das wird inliegendes Brieflein mehrers ausweisen, also daß Ewer Gnaden verhoffentlich hierbey zuforderst zu Gott, vnd dann auch allerseits ein gutes Vertrauen vnd Hofnung haben werden. Belangend die Sache aber an sich selbsten, so haben die Hessische Gesandten gestern Dienstags, Relation ihrer Verrichtung

richtung in Hanau allhier gethan. Vf diese Relation nun hat man allerseits mit Verlangen gewartet vnd zu anderweithlicher Resolution, sonderlich aber bey dieser Stadt ehe nit gerne kommen wollen. Als der bewußte gute Freund vnd ich, vorgestern, vnd zwar eben zu rechter Zeit, wieder anhero kommen, ist gestern Nachmittag ein solch Conclusum gemacht worden, den bewußten Anschlag mit Gottes Hülf nechst künftigen Samstag, Morgens in puncto 4 Uhren den Angriff zu thun, zu welchem Ende von Ihr Churfürstl. Gn. 200. von dem bekannten Freund 60. dieser Stadt 200. vnd ich mit meiner Compagnie 180. vnd also vf 700. Mann, darunter 200. Feuerrohr, vm 10 Uhr der angedeuten Nacht zu Bergen beysammen, vnd förterst vmb beruhrte Stund, an bewusten Ort sein werden; Immaßen hierzu aller Anstalt gemacht, auch der gute Freund diesen Abend vmb 5. Uhr nachher Haus eilends verreiset, vmb bis Freytag umb Mittag wiederumb bey mir allhier zu seyn. Immittelst werden Ew. Gn. verhoffentlich in allem nothwendigen Anstalt machen, insonderheit aber dieses wohl in Acht nehmen laßen, daß Ew. Gn. 1) mich in continenti berichten, ob gegen angesetzte Zeit vnd Stund das Werk vorgenommen werden solle und könne, damit ich wiedrigen Fall an beyde Orte bey Tag und Nacht avisiren könnte, daß die Völker zurück gehalten, vnd nichts offenbar werde 2) vnd vor allen Dingen Ew. Gn. vnd andere Gräfl. Personen alt und jung verwahrt 3) Die Brücke mit dem Baumeister abgeredetermaßen über die Kinzig vmb 2. Uhr in bestimmter Nacht vnfehlbar fertig 4) Die Beschaffenheit in der Mühlenschanze zeitlich avisirt, vnd ein gewisser Weegweiser, an welchem Ort anzugehen, bestellet, auch wo möglich etliche Pallisaten ausgemacht 5) es mit den Schlüßeln vnd Oeffnung der Brücken Thoren in dem Augenblick, angesetzter Zeit, richtig, vnd 6) Freytags gegen Abend eine vertraute Person zu Bergen seye, welche von jetzt bemeldten vnd andern nothwendigen Bericht geben könne. Das übrige wird Gott fügen vnd segnen als mit deßen Anruffung (weil andere Mittel ja nit helfen wollen) diese Resolution gefaßt worden. Keinem Bürger oder teutschen Soldaten soll etwas geschehen, welcher sein Gewehr quittiren wird, so soll auch einige Plünderung der Bürger vnd Judenschaft nit geschehen. Von meinem Volk sollen alsbald 4 Rotten im Schloß sein. Wofern etwas mehreres zu erinnern vnd in acht zu nehmen, werden Ew. Gn. verhof-

verhoffentlich mich dessen zeitlich avisiren, endlich will contestiren mit meinem Blut, daß ich seye

Ew. Gnaden

Frankfurt d. 7. Febr, 1638.

Unterthäniger treuer Diener bis in den Tod

Johann Winter von Güldenbronn.

Es war keine Zeit zu verliehren, und die Gemahlin des Grafen Philipp Moritz, die Fürstin Sybilla Christina beantwortete, wegen zugenommener Krankheit ihres Gemahls und weil er keinen seiner treuen Diener um sich haben durfte, noch selbigen Tages obigen Brief selbst, folgenden Inhalts:

Monsieur Winter, weil mein Herr sich sehr baufällig befind, haben mir Seine Liebden befohlen, dieses kleine Brieflein zu schreiben, vnd euch zu berichten, daß S. L. heute gegen Abend ewer Schreiben wohl empfangen haben, vnd draus alles mit mehreren verstanden; was die bewußte Sache anlanget, so könne dieselbe den gesetzten Tag seinen Fortgang nicht haben, weil es so kurz angesetzt ist worden, sintemahl die bewußte Puncten sicher und wohl müßen bestellet werden, daß man sich darauf verlaßen mag, vnd keine Confusion daraus entstehen möge. Drumb wollt ihr nach Empfang dieses also den treuen Freund avissiren; daß er sich nur bereit halte, auf Erforderung zu kommen, wenn alles hie richtig wird sein. Machet den Anstalt mit den bewußten Personen, daß wenn ihr von meinem Herrn Bericht bekommt, also bald im Namen Gottes ins Werk gerichtet werde. Mein Herr befindet sich so matt und kraftlos, daß S. L. der Sachen nicht recht abwarten kann, zumal der die Schlüßel gemacht hat, befind sich auch krank vnd seind dieselbe nicht allerdings, wie sie seyn sollen. Auch hat man mit den Vertrauten hierinn noch keine Abrede gemacht, wie auch mit Bemächtigung des Schloßes noch keine Anstalt, wegen der Brücke wird nicht practicable seyn, sondern auf etwas sicherers gedacht werden. Die Mühlbesetzung belangend, wie auch die Weegweiser und Anführer soll kein Mangel erscheinen, vnd deswegen Bericht von einem vnd andern weitläuftig soll Euch sicher zukommen, es ist nicht rathsam auf einem Marktag, als Dienstag, Freytag vnd

Samstag anzustellen, dann die ganze Nacht die Leuthe von allen Orten und Straßen zu Markte kommen, dadurch leichtlich etwas verrathen werden könne. Wenn man sich stark genug befinden mögte, so hielt man dieses Orts dafür, daß der meiste Theils ewres Volks liegen bliebe vnd ihr mit etlichen ewrer Knechte von den besten als 30. 40. biß 50. mitbrächtet, weil man sich befahrt, daß in Zusammenziehung und Aufbrechung ewres Volks leichtlich kann verrathen werden, weil vnser Mann, wie man Nachrichtung hat, in den Dörfern seine Spionen hat, ihr müßt alles dahin deuten, daß man gerne gewiß gehe vnd kein Fehltritt geschehe, denn, da Gott für seye, es nicht angehen sollte, wir alle vmb das Leben wehren. Mit der Schickung so der General Major haben will, so mein Herr thun soll, wird Zeiger dieses euch von allem Bericht deswegen thun. Befehle euch hiermit dem lieben Gott, verbleibe

Des Herrn Majors

affectionirte Freundin

Sybilla Christina G. z. Hanau.

Graf Philipp Moritz, um selbst zu zeigen, daß er an dem Aufschub einer für ihn so wichtigen Sache, welche der Graf von Dillenburg zu seinem Vortheil so heftig trieb, nicht Schuld wäre, schrieb auf dem Bette den folgenden Tag an den Major Winter, wo er sich zugleich weitläuftiger und deutlicher über verschiedene Umstände erklärte. Dieses ist der Brief:

Edler vnd Mannhafter lieber besonderer, Zeiger kommende hat mir von allem sattsam Bericht gethan; Nun protestire anfänglich mit Wahrheit vnd en foy de Cavalier, daß mir nicht liebers es wäre, heut dan morgen, aber die Sache ist von gröster Importanz, beyderseits habe ichs zu verantworten, dann sollte es vf der trewen Freundes partie übel gelingen, so mach ich mich verhaßt vnd verdächtig ob ichs nicht teutsch vnd redlich gemeinet habe, auch hierinnen steht Hals vnd Kopf, damit wenig bedienet, vnd mehr Schaden dann Nutzen den Ständen daraus entstehen wird. Einmal ists, weiß Gott noch nicht Zeit, hierinn muß alles klar vnd lauter seyn, das läßt sich

sich in ein Paar Tagen nicht thun, weil man alles verdeckter weise thun muß. Dieses muß so prudenter agirt werden, daß Niemand inn wird, vnd es doch gehen muß, wir haben mit einem arglistigen schlauen Kopf zu thun, dann heut hat er Vier Stück vf den Neustädter Markt fahren, die Gewehr der Soldaten, wie auch die Stück auf dem Wall besehen laßen; daß er Wind davon irgend haben mögte, dann man muß ihn wieder zahm laßen werden: Man halt sich stillschweigend bereit, die Ordre muß von hieraus vnd nicht von draußen herkommen, wenn alles richtig vnd gewiß seyn wird, alsdann laßt den Allmächtigen walten, es mangelt an allem, man thuts nur zum besten vnd Gewißheit, hätt man keinen Schluß von draussen gemacht, vnd hierinnen lassen machen, wäre es so viel heimlicher zugangen. Man wolle sich nur nicht praecipitiren vnd trauen auf mein Wort, der Tanz soll noch recht wohl angehen. Mit der Brücke ists nichts, wegen der Schiff muß man die Leuth am ersten gewinnen vnd sehen wie der Paß zu machen. Ein wenig Geduld vnd muß man es also anfangen, daß man kein Schaden vnd Schand daraus zu gewarten hat. Alles könnt ihr nach Ewer bekannten Dexteritaet fürbringen vnd entschuldigen, verbleibend in eil den 8 Febr. Ano 1638.

Des Herrn Major

Freundwilliger allezeit

Phil. Moritz Graf zu Hanau.

Verzeiht mir meine böse Schrift, Ich muß eilen, damit ichs nit zu grob mit meinem Bein mache, bin sehr matt, liegend ist das geschrieben.

Dieser Brief that keine gute Würkung, und gefiel allen denen nicht, welche die Art und Weise verabredet, und Hülfstruppen gegeben hatten den G. M. Ramsai, der an die Erfüllung des Tractats nicht mehr dachte, aus Hanau zu bringen. Der Major Winter, welcher noch immer in Frankfurt sich aufhielt, des Grafen Philipp Moritz Interesse daselbst wahrzunehmen, schrieb demnach abermals aufs nachdrücklichste

 damit

damit die Ausführung des vorhabenden Werks beschleunigt würde:

Hochwohlgebohrner Grave
Gnädiger Herr

Ich hoffe bißher erwiesen zu haben, daß ich Ewer Gnaden trewer Diener seye vnd gedenke es auch nochmals zu bleiben, ja solches mit meinem Blute zu contestiren. Kraft dessen nur muß Ew. Gn. ich noch diese letzte treuhertzige Warnung thun, daß ich dieß Orts aus allen Vmständen sehe vnd verspühre; werden Ew. Gnad. durch jetzigen Anschlag dem Werk nicht abhelfen vnd zwar ohne einigen Verzugk, so seindt dieselbe darinnen (weil der Anschlag vnzweiflich offenbar werden wird) in äusserster Leibs- vnd Lebens-Gefahr hieraußen aber umb Land vnd Leut vnd alle zeitliche Wohlfarth; dann Ew. Gn. wollen sich nur gnädig erinneren, was dieselben gegen Ihro Churf. Gn. sich obligirt, gegen Erlangung des Versicherungs-Scheins, das nehmlich, wann Ramsai mit Güte nicht heraus zu bringen Ew. Gn. alsdann solche Vorschläge thun wollten, welche der Sache verhoffentlich einen guten Ausschlag geben sollten. Vnd dieses haben Ew. Gn. fast in allen dero Schreiben wiederhohlt, auch endlich mit dem guten Freund specialiter communication gepflogen. Nun ist ja offenbar vnd Ew. Gn. seindt selbst der beständigen Meinung, mit Tractaten werde das Werk nicht gehoben werden können. Ergo ists nichts anders als das zu thun, wozu der liebe Gott einen guten Freund und genugsame Mittel bescheret. So seindt auch diese Sachen allbereits von Ihro Churfürstl. Gnaden an Ihro Kayserl. Majestät berichtet. Sollten nun Ew. Gn: sich etwa durch einen oder andern laßen irre machen vnd die einmal gefaßte Resolution ändern, oder zum wenigsten das Werk verziehen, bis es offenbar vnd die Occasion versäumet würde, so können Dieselbe leicht erachten, in was Gefahr Leibs und Lebens Sie darinnen seyen, vnd was es bey allen Ständen vor einen newen Argwohn Französischer Collusion erwecken werde. Vnd versichere Ew. Gn. ich bey meiner Seelen Seeligkeit, daß alle diejenige so dißmals Ew. Gn. Freunde vnd hohe Patronen seindt, werden hierdurch Ew. Gn. abgesagte Feinde werden, als deren Reputation wenigers nicht als ihr hohes mit vnterlaufendes Intereße hieran gelegen. Vnd dörfen Ew.

Gn.

Gn. ja ganz keiner fernern Anstalte als den einen Schlüssel zur Hand zu bringen, übrigens soll von Haußen alles beschehen. Ich hoffe Ew. Gn. werden diese meine treuherzige Erinnerung in Gnaden vermerken vnd es vor keinen Vorwitz achten, wann es nit Ew. Gn. vnd Dero Nachkommen zeitliche Wohlfart betreffen thät, so wüßte ich wohl, daß mir nicht gebühret, solchergestalt zu schreiben. Ich will aber hiermit bezeugen daß ich gethan habe, was einem trewen Officier obgelegen, und im übrigen verhoffentlich vor Gott vnd der Welt entschuldigt sein. Meine Knechte weiß ich länger nicht zu erhalten, dann die Vnterthanen sich einmal vor alles erkläret, sie könnten und wollten nicht mehr geben, mein Armuth hab ich albereit in die Compagnie vnd nit mit einem geringen vorschossen. Ew. Gn. können bey so gestalten Sachen auch nichts thun, Ergo muß es zu Grund gehen, aber jetzo wäre noch Zeit alles vfrecht zu erhalten. Hiermit verbleibe ich bis in Tod

Ew. Gnaden

vnterthäniger Diener

J. Winter

Major.

Frankfurt den 10 Febr. 1638.

Wenn es immer mensch und möglich, were sehr gut, wenn nur 2 Nachen und Augustus in der Kinzig vfwarten könnte.

Graf Philipp Moritz sah die Gefahr im ganzen Umfang ein, wenn die Ausführung des Vorhabens noch länger aufgeschoben würde, und dieser letzte Brief hatte ihn dergestalt in Bewegung gesetzt, daß er endlich den Tag bestimmte, an welchem die Sache vor sich gehen sollte, und schrieb an den Major Winter, wie folget:

Lieber Major Winter alleweil bekomme ich Ewer vnd des guten Freundes Schreiben, vf heint ist der Anstalt gemacht gewesen, es bleibt aber bey Morgen für gewiß ohne Fehl, schickt mir doch den Landbereuter von Bergen,

 samt

samt etlichen guten Knechten, sie müßen sich aber in der Stadt vertheilen, daß nicht ruchbar wird, vnd des Abends vm 7 Uhre in der Münz sich heimlich machen. Gott der allmächtige stehe vns bey mit seiner Kraft aus der Höhe. Vale

T. I.

Philipp Moritz.

Man siehet hieraus nicht nur die völlige Entschliesſung unsers Grafens, sondern auch die vorgeschriebene Behutsamkeit, um alles aufs genaueste vor den Augen des Ramsai zu verbergen. Wäre diesem etwas davon verrathen worden, so hätte es Blut und das Leben vieler gekostet, und er würde seinen Drohungen in Ansehung des Grafen, denselben um Land und Leute zu bringen, die Erfüllung gegeben haben. Die in dieser Sache gewechselten Briefe mußten daher mit der äußersten Sorgfalt überbracht werden, selbige wurden von den Boten in Schuhen versteckt auf und abgetragen. Unser Graf fühlte seine Noth immer stärker, und trieb nunmehro dringender auf die Endschaft der Sache, welches die zwey gleich auf einander gefolgten Briefe zu erkennen geben.

Lieber Monsieur Winter, die Sache ist richtig, kommet im Namen Gottes vnd der heiligen Dreyfaltigkeit, die Stund ist vm Vier Vhren gegen Tag, daß ihr außen angehet; das Wort ist Hanauisch, das Zeichen ist ein weiß Schnupftuch oder weißer Lappen, es ist hier noch still, machts so geheim, als ihr könnet, vnd kommt gewiß vm die Stund, daß ihr in voller Arbeit seid, verhütet doch, daß kein Blut ohne Noth vergossen werde. Vale Herr Jesu Christe steh vns bey. Samstag umb Mittag

T. I.

Philipp Moritz.

Lieber Major, es ist alles richtig, die Schiff sind da vnd man kann durchbaden. Der Hoffischer wartet an der Kinzig. Fritz mein gewesener Sattelknecht ist in der

Mühl mit bekannten Bürgern, der weiß alles, vnd kann gute Information geben, vf den Herrn solls gestellet werden, kommet im Nahmen Gottes, das Licht vf dem Thurn wird sich zur bestimmten Stunde sehen laßen, wornach ihr euch zu richten, nach dreyen

T. I.

Philpp Moritz.

Nachdem alle Hindernisse aus dem Wege geräumet und alle Vorkehrungen gemacht waren, wurde das Werk selbst mit unerschrockenem Muthe angegriffen. Die sämmtlichen schon oben genannten Hülfsvölker versammleten sich den 11ten Febr. Abends um 10 Uhr zu Bergen. Der Graf von Dillenburg, der das Obercommando davon führte, war an der Spitze derselben und mit ihm der Major Winter. Diese marschirten die Nacht hindurch und kamen den 12ten Febr. Morgens um 6 Uhr und also 2 Stunden später als abgeredet worden, in der Gegend von Hanau an. Dieser Verzug rührte aber lediglich davon her, daß bey einer sehr dunklen Nacht, und eingefallenem Thau und Regenwetter die Truppen nicht so geschwinde fortkommen konnten. Winter von Guldenbronn hatte 2 Tage vorher die Schlüssel, welche die Thore und Brücken aus der Altstadt und die Mühlschanz bey dem rothen Hauß schließen, durch den Baumeister Augustum Rumpf in Wachs abgedruckt, und in einem Hasen versteckt zugesandt erhalten, und solche in Frankfurt unter einem gewissen Vorwand nachmachen lassen. Dieser wurde von dem Grafen von Dillenburg mit einiger Mannschaft vorausgeschickt, den ersten Angriff zu thun. Weil wegen der Eilfertigkeit keine Schiffe herbey gebracht, noch Brücken geschlagen werden konnten, mußte man durch die Kinzig baden. Dieser Fluß war zwar durch das Regenwetter ziemlich angelauffen, und es wurden einige Mann durch den Strohm fortgerissen, welche umkamen, aber dieses hinderte den Fortgang der Sache nicht.

Major Winter drang sogleich durch die Mühlschanze in die Altstadt eben zu der Zeit ein, als die Tagewacht geschlagen wurde. Alle Wachten und Posten wurden in der größten Geschwindigkeit überrumpelt und man bemächtigte sich des Schützenhaußes in der Altstadt, woselbst 50 Mann der auserlesensten Ramsaischen Völker lagen. Indem dieses geschah, schickte der Major Winter einige Mannschaft, worauf man sich sicher verlassen konnte nach dem Schloß, den so lange Zeit in Arrest gewesenen Grafen Philipp Moritz nebst der gräflichen Familie zu befreyen, Sie vor fernern Angriffen in Sicherheit zu setzen, und das Schloß gegen allen Anlauf zu vertheidigen. Die eroberten Posten wurden indessen erhalten, und der Graf von Dillenburg kam mit seinen Leuten, die wegen des starken Marsches etwas abgemattet waren, und daher länger zurück bleiben mußten, auch herbey, welche die Altstadt besetzten.

Ramsai, welcher dergleichen Vorfall gar nicht vermuthet hatte, zog seine Leute in der Neustadt zusammen, nachdem er die Thore zwischen beyden Städten hatte verschließen lassen, wodurch die weiteren Progressen der Hülfstruppen an diesem Tage gehindert wurden. Man mußte also das weitere Unternehmen bis auf den 13ten Febr. als den folgenden Tag aufschieben. Ein anderer würde vielleicht bey einem solchen Ueberfall den Muth haben sinken lassen, aber Ramsai sammlete alle Kräfte zusammen, sich in dem Besitz von der Neustadt zu erhalten. Es wurden verschiedene Canonen auf den Wall, der die Neustadt von der Altstadt, zu den Zeiten noch unterschied, gebracht, und gegen die Neustadt gerichtet. Es gieng hierbey ohne Blutvergiessen nicht ab, man schickte einen Trompeter an den Ramsai, um seine Entschliessung, und was Er im Sinn hätte, zu vernehmen. Zu diesem sagte er: **Hast du dann Flügel, daß du bist hereinkommen?** Wie er merkte, daß es auf seine Person angesehen seye, befahl

fahl er, es sollten sich alle ruhig halten, indem es nur um ihn zu thun wäre. Ramsai stellte sich vor den weißen Löwen, das Hauß, worinn er wohnte, und indem er noch immer Vertheidigungsanstalten machte, wurde er durch das Brustblatt geschossen. Als man nun eben damit beschäftiget war, mit allen Truppen aus der Altstadt in die Neustadt einzufallen, schickte er einen Tambour ab, mit der Anzeige, er wäre durch einen Schuß stark verwundet und verlangte für sich und seine Soldaten, deren über 300. gewesen, Quartier, welches man ihnen auch, nachdem sie das Gewehr niedergelegt, zugestanden. Ramsai wurde darauf dem Graf von Dillenburg als ein Kriegsgefangener überliefert.

Nun war also unser Graf mit seinem Hause, alle Diener und Unterthanen nebst der Stadt Hanau aus den Händen des Commandanten Ramsai gerettet, der sich aufs äusserste verhaßt gemacht hatte, und allen, die ihrem Grafen mit Liebe und Treue anhiengen, ein Abscheu geworden war. Eine unbeschränkte Freude nahm itzt die Stelle der vorigen allgemeinen Betrübniß ein, und man kann sich leicht vorstellen, welchen Dank man dem neuen Urheber unsrer nun erfolgten ungestörten Ruhe dem Grafen von Nassau Dillenburg, mit dem Major Winter, dessen Eifer in Ansehung der klugen und muthigen Ausführung nicht genug erhoben werden kann, dargebracht haben wird. Selbst der Kaiser erkannte die Verdienste dieses Mannes bey dieser Gelegenheit, und zur Belohnung dafür erneuerte und bestätigte er demselben in einem weitläuftigen Patent seinen vorhin schon erworbenen Adelstand, auf die männliche und weibliche Descendenz. Auch vergalt der Churfürst von Maynz ihm seine dabey geleistete treuen Dienste dadurch, daß er ihm ein Landguth zu Bruchköbel schenkte, welches seine Nachkommen weiblicher Linie, nehmlich die Rößlersche Familie bis auf diesen Tag noch in Besitz haben.

Es

Es war die höchste Zeit, und ein Glück für den Grafen Philipp Moritz, und für die Stadt Hanau, daß der Sache ein Ende gemacht wurde, indem dem Kaiser beygebracht war, die Verzögerung, den Tractat zu vollziehen, rührte von unserm Grafen her, und man kam auf den Gedanken, als wenn derselbe noch heimlich ein Feind des Kaisers sey. Wäre man am Hofe zu Wien genau unterrichtet gewesen, oder hätte man sich vielmehr davon überzeugen wollen, welche Drangsale Graf Philipp Moritz von dem herrschsüchtigen Commandanten Ramsai ausstehen müssen, wie sehr Ihm die Aussöhnung mit dem Kaiser am Herzen gelegen, und wie oft er darüber einen Versicherungsschein, welchen der Churfürst zu Maynz Ihm auch zugeschickt, verlangt hatte, so würde man die Unschuld des Grafen sogleich haben entdecken können. Doch man war geneigt, das Gegentheil zu glauben, und der Kaiserliche Generalwachtmeister Sperreuther erhielt Befehl, Hanau aufs neue zu bloquiren.

Ein neues fürchterliches Ungewitter hieng also über unserer Stadt, und es würde uns mit harten Schlägen wiederum getroffen haben, wenn nicht der oft erwähnte glorwürdige Churfürst zu Maynz diesen Streich von uns abgewendet und den G. W. Sperreuther einige Tage aufgehalten hätte, bis die Nachricht von der Ausführung des beschlossenen Vorhabens eingelaufen.

Der Graf von Nassau Dillenburg giebt dieses, nachdem schon alles vorbey war, unter andern, in seinem Briefe zu erkennen, welchen er an den Major Winter von Güldenbronn, der nunmehr die Commandantenstelle in Hanau nach des Ramsai Gefangennehmung angetreten hatte, schrieb.

Lieber Major! Ich hab aus Hanau Ihro Fürstl. Gnaden von Würzburg geschrieben, die zwei vornehmbste Juden in Hanau haben solch Schreiben bestellt, vnd erwarte die Antwort, der Herr wolle bey ihnen nachfragen, vnd mir solch Schreiben überschicken. Ich finde nöthig, daß Ramsay mehr nicht als uffs meiste

meiste zwo Diener im Hauß gelaßen werden, die andern entweder ehe er etwas mit ihnen abreden kann, aus Hanaw verschafft oder eine Wacht bey sie in einem andern Haus, oder beym Profos gestellt, der Herr wolle mit Visitirung der Wacht ja fleißig sein; sollte Hanau jetzo wieder verlohren werden, ist das lezte ärger als das erste. Eben selbigen Tag als der Anschlag vollenzogen, kompt Schreiben von Ihro Kayserl. Majestät an Ihro Churfürstl. Gnaden zu Mayntz durch des Generalwachtmeisters Sperreuter Capit. Lieutenant, daß gedachtem G. W. die Bloquade von Hanaw anbefohlen. Ihro Churfürstl. Gnaden zu Maynz haben ihn 2 Tag uffgehalten, bis unser Avis ankommen, wie es abgangen, alsdann Ihm gesagt, Es sey Gottlob nicht von nöthen, Hanaw sey über. Der Mann ist erschrocken daß er sich gebeuget. Sperreuther hat auch seinen Procken von Hanaw haben wollen, und were mein Vetter umb seine Statt und Land gewesen. Ich finde hoch nöthig, daß man Ramsay sein Gewehr aus der Stuben thue, auch Pulver, da er dessen haben soll, wie man sagt. Die beste Sicherheit ist, daß man ihn gar in ein ander Quartier logire, so kann man sehen, was in diesem ist. Ist best vorgesorgt als Schimpff und Verantwortung zu erwarten. Der Herr woll solches meinem Vetter von Hanaw, neben meinem Gruß und Diensten an J. L. und Dero Gemahl vermelden. Kann das Schreiben selbst J. L. lesen lassen. Vale Ffort d. 22 Febr. 1638.

Ewer guter Freund

L. Henrich g. Z. N.

Man siehet zugleich aus diesem Briefe, wie sehr der um unsere Wohlfahrt besorgte Graf von Dillenburg sich es angelegen seyn lassen, alles aus dem Wege zu räumen, was uns einige Gefahr wieder herbeyziehen konnte. Er wußte, daß man von dem Ramsai alles zu befürchten hatte, wenn es ihm gelingen sollte, sich auf freyen Fuß zu setzen, oder durch Correspondenz neue Verwirrungen zu verursachen. Er schrieb daher abermal an den Major Winter einige Tage nachher folgendergestalt:

Edler Vester Lieber besonderer!

Was an meines Vettern Herrn von Hanaw Lden jetzmals geschrieben und wohlmeinender Sorgfalt erinnert, habt Ihr aus dem Beyschluß mit mehreren zu vernehmen; Und benebenst deme, so aus Frankfurth an Euch abgehen laßen bestermaßen selbst mit in guter Obacht zu nehmen. Göttlichen Schutz uns damit treulich empfehlend. Datum Dillenburg den 24ten Febr. 1638.

Ewer guter Freund

L. Henrich g. Z. Nassau.

Wollet

Wollet vmb Gottes willen gute Wacht halten vnd Ramsay alle Correspondenz benehmen. Ich bin oersichert, daß er albereits viel Schadeu gethan, ein vnd anders von sich berichtet, vnd Anschläge macht.

Nachdem Ramsai in die Gefangenschaft gerathen war, wurde er noch einige Wochen in Hanau gelassen, und vermuthlich wohl aus keiner andern Ursache, als solcher, die von seiner empfangenen Wunde, und derselben Heilung herrührte. Man fand inzwischen nicht für rathsam, ihn noch länger allhier in Verwahrsam zu halten, und ohngeachtet er noch nicht völlig wieder hergestellet war, wurde er den 1sten März unter einer Bedeckung von 50 Mann nach Dillenburg gebracht, und zwar in einer Sänfte, weil er das Fahren wegen der Wunde nicht vertragen konnte. Er hielt daselbst seine Gefangenschaft in einem Zimmer des Schlosses, welches noch lange nachher unter dem Namen des Ramsaischen Zimmers den Fremden gezeigt worden, wo er sein Schicksal, das er sich selbst zugezogen hatte, nicht lange überlebte, indem er bald darauf verstarb. Von seinem Betragen und dem an diesem Ort genommenen Ende sind verschiedene Nachrichten, die nicht mit einander übereinstimmen. Man sagt, Ramsai wäre als Gefangener im Schloß zu Dillenburg sehr gut gehalten und Anfangs herrlich tractirt, nachher aber, als er heimlich auf der Jagd zu entrinnen gesucht, wäre er enger verwahret worden, in welchem Gefängniß er nichts essen und trinken, sondern mit Vorsatz Hunger leiden wollen, sogar, daß er dadurch seinen Geist aufgeben müssen. Der Ungrund dieser Erzählung widerlegt sich von selbst, weil man einem Gefangenen von der Art und von den Gesinnungen, wie Ramsai war, eben nicht die Freyheit giebt, sich der Jagd bedienen zu dürfen, und ausserdem erlaubte es die noch ungeheilte Wunde nicht, daß er eine solche Bewegung unternehmen konnte. Sein Vorhaben sich zu Todte zu hungern, wird noch von andern mit dem Zusatz begleitet, daß er das Fasten 13 Tage ausgehalten und endlich

endlich als ein Wahnwitziger seinen Geist aufgegeben habe. Doch das Gegentheil von allen diesen und noch andern sich widersprechenden Sagen, giebt ein aus Dillenburg an einen Freund in Hanau zu der Zeit erlassenes Schreiben zu erkennen, dessen Hauptinhalt dieser ist:

Der Freyherr Ramsai Christseeligen Andenkens, ist (wie es die einmüthige Erzählung der Anwesenden, und derer die ihn gepflegt haben, giebt) gar sanft entschlaffen. Anderthalb Stunde ehe er gestorben, bin ich bey ihm gewesen, da er noch von allerhand Materien und Sachen, wie sein Gebrauch war, mit mir geredet, aber die geringste Anzeige gab er nicht von sich, daß er sobald verscheiden solte und würde. Er war aber doch ganz kraftloß wegen der empfangenen Wunde, welche etwas tödliches Geschwür, und Zufall, auch andere Unpäßlichkeit verursachte. Deswegen am allerbesten wird Zeugniß geben können, es auch mit gutem Gewissen thun wird, Herr Doctor Horst, Fürstl. Hessen-Darmstädtischer Hof-Medicus, als welcher von dem Hochwohlgebohrnen Unserm Grafen und Herrn eigentlich und insonderheit des Ramsai wegen beruffen, welcher ihn zum öftern besuchet und angesprochen hat, ihm auch Rath vnd Mittel vorgeschrieben, welchen fleißigen Gebrauch doch der Tod nichts würken lassen wollen. Als es nun nahe mit ihm aus, und seine Sterbstunde da war, begehrte er vf den Gemachstuhl der vor dem Bette stund, darauf er denn bald seinen Geist aufgab. Wie bald nun Ihr Hochgräfl. Gnaden den Abend vom Feld geritten herein kommen, vnd Ihr Gnaden angezeigt worden, daß Ramsai gestorben seye, hat er die ganze Nacht vnd folgenden Tag seinen Leib besehen laßen, ob er etwa in einer Ohnmacht läge, damit nichts diesfalls an ihm mögte versäumet werden. Ich sage die runde teutsche Wahrheit bey meinem Gewissen, daß dieser großmüthige Held Ihr Hochgräfl. Gnaden zu Dillenburg, diesen Ramsaischen Todesfall herzlich betrauret, vnd darüber geweinet haben. Nach der Hand haben Ihr Gnaden zwey Aerzte und zwey Barbier fodern laßen, die den Körper aufgeschnitten, und wie man es damit befunden mit Fleiß bemerken, vnd nachgehends den Leichnam balsamiren laßen. Vnd dieses ist der Sachen wahrhaffter Verlauff, welches ohne Scheu in die ganze Welt kann gemeldet werden.

Das war das Ende eines Mannes, der verschiedene Jahre hindurch in unsern Gegenden eine bedeutende Rolle gespielet hatte, und der besonders von der Stadt Hanau öffentliche Denkmäler der Dankbarkeit und des Ruhms hätte erwarten können, wann er sich derselben nicht nachher gänzlich unwürdig gemacht. War sein erstes Lob gerecht, so verdient er eben so sehr den Tadel der

Nachwelt,

Nachwelt, die zwar den Ramsai klug und groß in seinen Entwürfen, aber auch eben so hartnäckig und grausam in Ausführung derselben finden wird. Noch bleibt es ein Räthsel, warum Ramsai seine vorigen Gesinnungen so merklich geändert. Wenn Vermuthungen gelten, so waren vielleicht Eifersucht gegen den Grafen Albrecht Otto von Solms Laubach, welchen der Graf Philipp Moritz während seiner Abwesenheit zum Statthalter ernannt hatte, oder Eigennutz, oder Stolz, oder wohl gar alle drey die Triebfedern davon; denn wozu können nicht diese Leidenschaften den Menschen, der immer das beste von sich glaubt, immer das beste für sich haben will, verleiten!

Wer weiß, warum Ramsai Anfangs eine so liebreiche, so gefällige Miene annahm? Vielleicht geschahe es, um die Einwohner der Stadt zu gewinnen, um diese gänzlich in sein Interesse zu ziehen, und hätte er hierinn seine Absicht erreicht; so würde sein ohne Zweifel mit nicht genugsamer Ueberlegung durchgedachter Plan ausgeführt, oder wenigstens er in seinem stolzen Wahn noch länger gestärkt worden seyn, sich oder diejenigen, welchen er für baares Geld wohl wollte, zu Herren von Hanau zu machen. Er schmeichelte da, wo er es nöthig fand, wo er aber auch befahl, da befahl er in solchem drohenden Ton, daß er alles in Schrecken setzte, und wenn er von Bestrafung derjenigen sprach, die es wagten, anderer Meinung zu seyn als er, oder nicht auf der Stelle gehorchen wollten, so war gleich vom Henken und Köpfen die Rede. Wie groß mußte also nicht die Freude seyn, sich von einem Ramsai befreyet zu sehen!

E.

Hanauisches Magazin.

Ein und dreisigstes Stück.

Ueber die Erziehung.

Zweiter Brief.

So wie man sich oft bei erwachsenen Personen in Beurtheilung ihrer Handlungen irret, indem man ihnen ganz andere Absichten und Bewegungsgründe beymißt, als sie wirklich gehabt haben; eben so irret man auch bey Kindern, und vielleicht noch öfter. Sie, mein Freund, haben wohl mehrmals Kinder in ihrer Munterkeit allerhand Kleinigkeiten, die sie unter ihren Händen fanden, durcheinander werfen und manch Brauchbares zerbrechen gesehen. So gelassen die Aeltern die nichtsbedeutenden Sachen durcheinander oder auch entzwei werfen sehen; so hart fahren sie oft die Kinder an, wenn ein Glas oder eine Kaffeeschale eben dieses Schicksal hat. Sie verweisen es ihnen in einem so harten Tone, als ob sie die grösten Fehler begangen hätten. Man darf dergleichen Handlungen der Kinder nicht bestrafen, oder sie ihnen allzuhart verweisen. Viele Menschen sind in dem irrigen Wahne, daß dieses aus Bosheit oder Wildheit der Kinder geschehe, und da geht es hart hinter ihnen her, besonders wenn die Mütter oder Wärterinnen nicht bey guter Laune sind. Allein höchst ungerecht! Bey einem jeden gesunden nicht gar zu trägen Kinde bestreben sich ohne sein Bewußtseyn die Muskeln und Nerven, ihre Spannkraft zu äussern, die Glieder werden dadurch in Bewegung, folglich zur Thätigkeit gebracht. Da nun bey dem Zerbrechen und Zerstören einer oder mehrerer Sachen, mehr Thätigkeit

keit ist, als bey dem blosen Anschauen, oder stillen Hin- und Hersetzen derselben; so ist es natürlich, daß alle kleine Kinder zum Zerstören sehr geneigt sind. Man sehe ein zweijähriges Kind an, mit welcher Gewalt, mit welcher Anstrengung es die Sachen hin und her wirft, oder zerreisset, wie ernsthaft es dabey aussieht; allein seine Seele weiß nichts von Zorn, sondern seine Muskeln und Nerven werden von dem in ihnen liegenden, täglich mit jeder Speise zunehmendtn Nahrungssaft gereizt, sich immer mehr auszudehnen, werden in unwillkürliche Bewegung gesetzt, und erlangen eben dadurch mehr Spannkraft, Festig- und Thätigkeit. Man hüte sich also, dieses natürliche körperliche Bestreben der kleinen Kinder für Bosheit oder Wildheit des Gemüths anzusehen, und so zu bestrafen. Die Kinder müssen so etwas haben, woran sie ihre Kräfte prüfen und ausüben können. Wer nun nicht will, daß sie noch brauchbare Sachen verderben, der stelle sie ihnen aus ihrem Wege, und gebe ihnen nur solche, an welchen nichts zu verderben ist. Ein Kind zerreißt mit eben so viel Vergnügen und Gleichgültigkeit ein altes Papier, als einen Wechselbrief von tausend Thalern; allein welcher Vater würde beides mit gleicher Gelassenheit ansehen? obgleich die Handlung des Kindes in Beziehung auf beides, vollkommen einerlei ist. Deswegen aber kann man doch den Kindern, wenn sie gar zu toll mit den Spielsachen umgehen, gelassen und liebreich zureden, ihnen zeigen, und sie empfinden lassen, daß sie ein oder das andere Stück, wenn es verbrochen sey, nicht mehr gebrauchen können. Nur muß man sich bei dergleichen Vorstellungen immer nach den Jahren und Fähigkeiten der Kinder richten. Einem Menschenfreunde thut es in der Seele weh, wenn er sieht, wie ungerecht man oft gegen die kleinen Kinder ist. Wenn ihre Seele heiter und froh ist, und eben dadurch der Trieb zur Ausübung ihrer Kräfte noch mehr gereizet wird, daß sie also lärmen, Arme und Beine bewegen,

und

und uns dieses gerade zur Last fällt, weil wir nicht wohl aufgeräumt sind: wie unschicklich begegnen wir da oft den armen Kindern, ob sie gleich nichts Böses thun!

Eben dieser Fehler wird auch bey erwachsenen Kindern begangen. Wenn sie durch einen blossen Zufall, durch eine kleine Nachlässig- und Unachtsamkeit oder auch Ungeschicklichkeit, etwas zerbrechen, verschütten, oder umwerfen; das wird oft härter geahndet und bestraft, als wirkliche Aeusserungen des Eigensinnes, der Frechheit und Bosheit. Eine blosse Ermahnung, ein geringer oder härterer Verweis, den mindern oder grössern Grad der Unvorsichtig- oder Ungeschicklichkeit zu bestrafen, um die Kinder aufmerksamer auf ihre Handlungen zu machen, ist hinreichend. Werden die Verweise bey solchen Unachtsamkeiten mit der nämlichen Härte oder gar Ereiferung gegeben, als bey Aeusserung wirklicher Laster des Eigensinnes, Lügen ꝛc. so wird mehr Böses als Gutes gestiftet; das Kind empfindet gleiche Begegnung bey zwo ganz verschiedenen Handlungen, es wird also auch gar leicht die Handlung, ein Glas zu zerbrechen, und zu lügen, für einerlei halten, weil sie bey ihm einerley Folgen gehabt haben. Jene Unachtsam- und Ungeschicklichkeiten verlieren sich mit den Jahren; Eigensinn und Lügen hingegen wachsen damit auf, und wurzeln desto stärker ein.

Meistentheils fehlet es den Aeltern und Aufseherinnen bey kleinen Kindern an der nöthigen Gedult, das unschuldige Lärmen, die Unruhe, beständige Beschäftigung und Thätigkeit der Kinder zu ertragen, weil es eben keine geringe Mühe ist, einem munteren Kinde hierinn seine Neigung zu lassen, und es doch zugleich zu beobachten, daß es nicht falle, sich und andern keinen Schaden thue. Allein, wer diese Gedult nicht hat, der gebe sich auch nicht mit der Erziehung ab,

er wird sonst mehr Böses als Gutes stiften. Diese Geduld ist Pflicht, und muß erfüllt werden. Freilich ist es für Aeltern und Aufseher eine bequeme Sache, wenn die Kinder hübsch still da sitzen, nicht plaudern, lärmen und springen; allein wer sie dazu zur unrechten Zeit zwingt, der verhindert die frühere Entwickelung ihrer Leibes- und Seelenkräfte. Aeltern und Aufseher der Jugend fallen gar zu leicht in den Fehler, daß sie das Kind nach ihrem, und nicht nach des Kindes Temperament behandeln und handeln lassen, wodurch so viel Widersprechendes in manchen Charakter geleget wird, das ihm in der Folge zu grossem Nachtheil gereicht.

Beobachter der Jugend müssen manchmal mit Erstaunen die unverzeihlichen Widersprüche sehen, welche von Aeltern und Aufsehern begangen werden. Einer der auffallendsten ist folgender. Wenn die Kinder still und ruhig sind, den Aeltern also durch ihr Lärmen und Geschrey oder auch durch ihren Eigensinn nicht zur Last fallen, und dann etwa vor einem oder dem andern fremden unvermutheten Gegenstand in Furcht gerathen; so wird ihnen dieses, wie recht, verwiesen. Laß sie aber lärmen, schreyen weinen oder eigensinnig seyn: dann gehet das Drohen und Furchteinjagen an, um sie zum Stillschweigen zu bringen, und oft drohet man ihnen mit der nämlichen Sache, gegen welche man ihnen zu einer andern Zeit hat Muth machen wollen. Wie oft habe ich hören müssen, daß man den Kindern mit dem Schornsteinfeger, mit Thieren, besonders mit Hunden gedrohet hat, daß er sie beissen solle! und zu einer andern Zeit will man es ihnen übel nehmen, wenn sie sich vor diesen Gegenständen fürchten; welcher Widerspruch!

Niemand will, daß sein Kind eigensinnig seyn soll, und doch 100 gegen 5 gewettet, es entstehet der Eigensinn mehr aus der üblen und widersprechenden Erziehung in der ersten Kindheit, als aus dem unverdorbenen Kinde selbst. Ich bin Augenzeuge gewesen, daß man den Kindern offenbaren Anlaß und Gelegenheit zum Eigensinn gegeben hat, anstatt daß man alle Veranlassungen dazu sorgfältigst vermeiden sollte. Schwache Aeltern geben nach, wenn sie sehen, daß das Kind ein vorzügliches Verlangen nach Etwas hat, es mag ihm nun schädlich seyn oder nicht. Zu einer andern Zeit, wenn es den Aeltern nicht gelegen ist, wird dem Kinde Schwierigkeit dagegen gemacht; dann fängt es an zu lärmen, zu weinen und endlich, um **Ruhe zu haben**, geben die schwachen Aeltern doch nach. Nun ist übel ärger gemacht! so bald die Kinder merken, daß sie durch anhaltendes Schreyen und Weinen ihre Absicht erreichen, so unterlassen sie gewiß nicht, bey jedem Falle den Leuten die Ohren vollzuschreyen. Hitzige Aeltern, welche wissen, wie schädlich der Eigensinn ist, allein die rechte Art nicht verstehen, ihn nicht ausbrechen, nicht hervor kommen zu lassen; versagen den Kindern alles, wozu sie einige Begierde haben, mit einer Härte, einem Ungestümm, der eine fast eben so schlimme Wirkung hervor bringt, als jene allzugrosse Nachgiebigkeit der schwachen Aeltern. Der unzeitige Troz und Ungestümm, mit welchem den Kindern etwas abgeschlagen, oder befohlen und auferleget wird, es zu thun oder zu unterlassen, unterdrückt selten den Eigensinn ganz, erweckt aber gar leicht Härte und Unempfindlichkeit gegen Vorstellungen, Vermahnungen, Verweise und Strafen.

Sie werden gewiß meiner Meynung seyn, daß der sanfte Ton der Liebe eben so gewiß auf ein kleines Kind wirke, als auf ein erwachsenes von 7=8 Jah-

Jahren, und man wird bemerken, daß das Kind in dem nämlichen Tone antwortet, ob es gleich vorher lärmend und schreyend war. Den anfahrenden harten und schreyenden Ton mögen die Kinder eben so wenig hören als wir Erwachsene, er hat auch eben die widrige Wirkung bey ihnen, wie bey uns. Nichtsdestoweniger müssen sie ihn bey den unschuldigsten Gelegenheiten hören, anstatt daß man nie anders als mit der Stimme der Liebe, Gleichgültigkeit oder Gelassenheit, und des Ernstes, je nach dem es die Veranlassung und Handlung des Kindes erfordert, zu ihm reden soll. Die wenigsten bedenken, wie viel von dem Tone abhängt. Höret man nicht täglich, daß den Kindern, wenn sie etwas Lächerliches, aber doch auch Unschickliches gethan haben, in einem lachenden obgleich verweisenden Tone zugeredet wird? auf die Art muß ja das Kind nothwendig in dem Begriffe seiner Handlung irre gemacht werden, es weis ja nicht, ob sie gebilliget oder getadelt wird. Laßt das Kind die gröste Zote sagen, oder thun: ich wette, der gröste Theil der gegenwärtigen Personen wird mit der Mutter oder Aufseherin darüber lachen, allein doch lachend rufen: pfui! Was kann nun bey solchen Widersprüchen bey den Kindern ausgerichtet werden? Helfen sie doch, so viel Sie können, diesen Fehler bey der Erziehung ausrotten, er ist wichtig und von grossen Folgen. Selbst bey erwachsenen Kindern und Jünglingen muß man ihn vermeiden, man muß vielmehr zu jeder Handlung auch den ihr angemessenen Ton annehmen, wenn man will, daß Vorstellung, Vermahnung und Verweis den gehörigen Eindruck machen soll. Wer jenen Fehler begehet, der fällt auch gar leicht in den ihm ganz nahe liegenden noch grössern, nämlich die Kinder im Eifer, oder gar im Zorne, wär es auch sonst eine wohlverdiente Strafe, zu schlagen. So gern ich die Strafe der Ruthe ganz abgeschaft wissen möchte, so erkenne ich sie doch mit allem Rechte denjenigen zu, welche sie den Kindern

im

im Zorne geben. Zweifelhaft ist meistentheils die gewünschte gute Wirkung der strafenden Ruthe; gewiß aber ist allemal die nachtheilige Folge, wenn die Kinder im Zorne und zur Unzeit gestraft werden.

Haben Sie nicht mehrmals gesehen, daß Leute mit Kindern scherzen, und wenn diese etwas in der Hand haben, es mag ihnen lieb und angenehm oder gleichgültig seyn; so thun sie, als wollten sie es ihnen wegnehmen, und ziehen sich eine Zeitlang mit den Kindern herum, die es oft anfänglich auch als ein Spiel ansehen und darüber lachen, oft aber endigt sich das Spiel mit Verdruß derselben. Sagen Sie, wozu taugt das Spiel? die Kinder munter zu machen? Das ist gut genug. Allein lehret man sie nicht zugleich, auf ihrem Sinne beharren? und höret man nicht oft die Erwachsenen bey diesem Spiel zu den Kindern sagen: ich will, ich mag nicht? und zwar in dem wahren Tone des Eigensinnes? Lehret man sie nicht dadurch eines Andern Sache begehren, ja mit Gewalt wegnehmen? Dergleichen Spiele mit Kindern müssen mit der grösten Behutsamkeit getrieben werden, sonst sind sie auf eine oder die andere Art schädlich.

Wie manche Mütter klagen über den Eigensinn ihrer Kinder, und können nicht begreifen, woher er kommt; da sie doch meist selbst die einzigen Urheberinnen davon sind! Erst geben sie ihnen alles, lassen alles geschehen, was die Kinder verlangen; dadurch werden sie gewöhnt, ihren Willen immer erfüllt zu sehen. Dieser Wille schweift mit dem Wachsthum aus, wird hartnäckiger, und desto schwerer ist es, ihn zu brechen. Bey einer ungereimten Erziehung darf man sich also gar nicht über Eigensinn und Halsstarrigkeit wundern, und die Ursache in den armen Kindern suchen. Es sind nichts, als die natürlichen Folgen, wie man vorher mit ihnen umgegangen ist, und keinesweges Bos-

heit

heit des Herzens, um die Aeltern oder Wärterinnen zu plagen, wie neulich eine Mutter glaubte. Sie fragte: Wie diesem Uebel abzuhelfen wäre? Freilich ist dieses schwerer, als vor dem Eigensinne bewahren; — unterdessen giebt es noch Mittel dagegen. Allein, mein Freund! Sie wissen, daß ich mich in meinen Briefen über die Erziehung, hauptsächlich auf die Fehler einschränke, daß ich diese angeben und dagegen warnen will. An Unterricht und Lehren zu guter Erziehung fehlet es nicht, wohl aber an ernstlichen und eifrigen Lesern und Befolgern derselben. Viele sagen: wer kann alles so genau befolgen? nicht eines jeden Hausumstände erlauben, daß man diesem oder jenem angerathenen Plane gemäs verfahren kann. Es ist wahr, alle kleine Vorschriften, die sich auf unsere Umstände gründen, können nicht in einer jeden Familie befolget werden; allein die Hauptgrundsätze einer vernünftigen Erziehung sind von der Art, daß sie aller Orten können ausgeübt werden. Nur muß man die Erziehung der Kinder nicht als ein Nebending, sondern als das erste, das wichtigste Hauptaugenmerk und Geschäfte im Hause ansehen, welchem eigne Ruhe, Vergnügen, Bälle, Maskeraden, Komödien und Gesellschaften allenfalls müssen aufgeopfert werden. Rousseau sagt deswegen ganz recht: Wer die Pflichten eines **Vaters** nicht erfüllen **kann**, — ich setze noch hinzu: nicht erfüllen **will** — der hat auch nicht das Recht, **Vater** zu werden. Wenn Ihnen meine Gedanken über die Fehler, welche bey der Erziehung begangen werden, nicht misfallen; so könnte ich mich wohl auch entschliessen, Ihnen eine kleine Anweisung, wornach die Erziehung einzurichten wäre, mitzutheilen; allein die würde gewiß ganz kurz seyn. Denn ich denke immer, wenn keine Fehler bey der Erziehung begangen, wenn diese sorgfältig vermieden werden, so wird man sogar viel nicht mehr zu thun haben. Ich bin rc.

H. E.

Hanauisches Magazin.

Zwei und dreisigstes Stück.

Von der Tödtlichkeit des Aberglaubens.

Vor einigen Jahren starb in einem gewissen Dorfe dieser Grafschaft ein Mann, den wahrscheinlicher Weise sein Aberglaube tödtete. Ich will die Umstände, wie sie mir nach genauer Erkundigung bekannt geworden, ganz kurz erzählen, und durch einige Anmerkungen die Ueberschrift dieses Aufsatzes rechtfertigen.

Dieser Mann, von stiller friedfertigen Gemüthsart und dabey von schwacher Beurtheilungskraft, befand sich seit mehreren Wochen nicht wohl, und hatte keinen Appetit zum Essen. Anstatt den Magen, aus dem es ihm oft übel aufstieg, durch gehörige Diät, oder durch taugliche Arzneymittel, zu reinigen, vermehrte er vielmehr die Unverdaulichkeit dadurch, daß er sich zum Essen zwang, um, wie der Bauer glaubt, sich bey Kräften zu erhalten. Er suchte dabey immer noch seine Arbeiten zu verrichten. Einstmal gieng er im Felde, und noch zween Männer waren bey ihm. Eine Frau aus eben demselben Orte kam hinter ihnen her, gieng geschwinder als diese Männer, und strich mit freundlicher Begrüßung neben ihnen vorbey. Ueber ihren Anblick erschrack der Mann mit dem verdorbenen Magen und schwachen Gehirne; denn er glaubte von Herzensgrund, daß diese Frau eine Hexe sey. Auf einmal empfand seine Nase einen sehr übeln Geruch um sich. Seine Gefährten aber rochen nichts; und dieses bestärkte ihn in seiner schwermüthigen abergläubischen Einbildung, daß er von dieser Frau behext sey.

Er schlich nach Hause, legte sich zu Bette, und etwan acht Tage darauf starb er. Der Prediger hatte sich, da ihm diese Hexengeschichte bekannt geworden, während der Krankheit des Mannes alle Mühe gegeben, ihn von dem Ungrunde seiner Meinung zu überzeugen, und ihn zu bewegen, sich der Hülfe eines ordentlichen Arztes zu bedienen. Allein der Mann ließ sich die Einbildung, daß seine Krankheit von Hexerey herrühre, nicht nehmen, verschmähete die Hülfe eines Arztes, schickte jemand von den Seinigen nach einem so genannten weisen Manne, wie man nachher erfahren hat, und wollte den Teufel durch einen andern Teufel vertreiben lassen. —

Was war wohl der böse Geruch, der die Nase dieses Abergläubischen beym Anblick der vermeynten Hexe erfüllte? Wahrscheinlicher Weise nichts anders, als der aus einem verdorbenen Magen aufsteigende üble Geruch, den seine schwermüthige Einbildung vergrösserte. Wäre der Geruch in der Luft um ihn her befindlich gewesen, so hätten diejenigen, die neben ihm stunden, auch ihren Theil davon bekommen müssen, woferne sie gesunde Nasen hatten. Und damit waren sie versehen; gleichwohl rochen sie nichts. —

Warum wurde aber der Mann von dem Augenblicke an so krank, wenn die an ihm vorbeygehende Frau keine Hexe war? Antwort, weil Schrecken und Furcht und heftiger Abscheu einen Menschen krank machen können; diese Gemüthsbewegungen mögen nun durch einen wirklichen Gegenstand, oder durch blosse lebhafte Einbildung erregt werden. Die schädliche Wirkung ist immer eben dieselbe. Erfahrungen dieser Art sind ja gar nicht selten. —

Der Bauer wendet gemeiniglich sehr wenig Aufmerksamkeit auf sich selbst. Eine Unordnung in sei-

nem Körper muß schon einen gewissen Grad erreicht haben, wenn er sie gewahr werden soll. Und dann ist sein Verhalten dabey gemeiniglich so widernatürlich, daß die Zerrüttung seiner Gesundheit nothwendig grösser werden muß. Das Uebel könnte oft durch geringe Mittel und durch eine vernünftige Lebensordnung abgewendet werden. Aber der unter den gemeinen Leuten so sehr herrschende Aberglaube ist eins der gewöhnlichsten Hindernisse. So bald jemand unter ihnen eine Unpäßlichkeit an sich spüret, der er keinen Namen zu geben weiß, so schleicht sich der alberne Gedanke in seine schwache Seele: das sey ihm von bösen Leuten angethan. Da kann nun der Arzt nicht helfen, weil der nicht hexen kann; den fragt man also nicht. Hingegen dort — oder — da — wohnt ein Mann — ein Scharfrichter, oder so etwas — der verstehts — da lauft man hin — und der siehts gleich aus dem Urin, daß der Patient behext sey. — Kurz, das Uebel, das durch eine vernünftige Behandlung weggeschaft werden könnte, wird durch die abergläubische Einbildung des Patienten und durch Betrug des Quacksalbers in den meisten Fällen unheilbar gemacht.

So viel erhellet also: Aberglaube ist die Ursache mancher närrischen Furcht; Furcht und Schrecken sind der Gesundheit nachtheilig, und werden oft tödtlich. Der Abergläubische, der seine Krankheit für eine Wirkung der Zauberey hält, geht die rechte Mittel der Genesung vorbey; braucht verkehrte Mittel; vermehrt dadurch, und durch seine ängstliche Einbildung das Uebel — und stirbt eher, als er gestorben seyn würde, wenn er verständiger gewesen wäre. In beyder Rücksicht kann man, wie mich dünkt, den Aberglauben unter die schädliche Dinge rechnen, die für den Menschen tödtlich werden können.

Ich habe hier blos von der schädlichen Wirkung geredet, die manche Arten des Aberglaubens auf den Leib des Abergläubischen haben. Er könnte auch in anderer Bedeutung tödtlich genennet werden. Er tödtet das gesellige Leben, denn er hindert die Liebe und erfüllet das Herz, worinn er wohnet, mit Haß und Abscheu gegen manche ehrliche Person, die im Verdacht der Zauberey steht, und doch oft eine bessere Seele hat, als derjenige, der diesen Verdacht gegen sie heget. Der Abergläubische kann kein aufgeklärter und gutgesinnter Christ seyn; der Aberglaube ist also auch in Absicht auf das geistliche Leben tödtlich — wenigstens in vielen Fällen.

Längst schon wäre dieses Ungeheuer, das so viele Mordthaten, im eigentlichen und im uneigentlichen Verstande, begangen hat, reif gewesen, selbst getödtet zu werden. Auf! ihr Menschenfreunde! werdet jeder ein Bluträcher gegen diesen Mörder, den Aberglauben. Aber wie tödtet man ihn? Antworten kann man leicht: **Durch Aufklärung des Menschenverstandes.** Aber nun weiter? — Dieser Rath kann wohl bey der geschmeidigen Jugend durch vernünftigen Unterricht befolgt werden, und wehe dem Lehrer, der es nicht thut. Aber die Frage ist; wie kann man den alten Männern und alten Weibern ihre Vorurtheile und ihren Aberglauben auf eine ihnen einleuchtende Art widerlegen? Denn auch aus den Seelen der Aeltern muß der Aberglaube herausgejagt werden, wenn die Seelen der Kinder dafür sicher seyn sollen? Von Ureltern her geerbte und im schwachen Verstande eingerostete Vorurtheile heraus zu reissen, welche Arbeit! Wie greift mans an? Wie kommt man der umnebelten Seele am leichtesten bey? — Und besonders, wie und durch welche begreifliche Gründe überzeugt man alte einfältige Leute, daß es närrisch sey, solche Hexereyen zu glauben? Wer hier-

inn eine gute Methode weis, der sage sie mir; und Dank soll er davon haben. L.

Fortsetzung aus der Naturgeschichte der Vögel.

Der Seidenschwanz.

Aus dem Geschlecht der Sperlingartigen; der **Schnabel** schwarz, nur an den Seiten und von unten schimmert das Weisse hervor, gerade, nur an der Spitze krümmt er sich; die obere **Kinnlade** grösser als die untere, von aussen gewölbt, inwendig hohl, an der Spitze zwey kleine Hervorragungen, die **untere** verliert sich in die Höhle der obern, an der Spitze ein wenig aufwärts gekrümmt, auch mit 2. kleinen Hervorragungen; **Nasenlöcher** einförmig, mit schwarzen vorwärtsgebogenen Haaren; **Zunge** rinnenförmig, knorpelicht und an der Spitze gespalten.

Dieser Vogel ist ohngefähr 7 Zoll lang. Durch die Mitte der obern Kinnlade lauft inwendig eine hervorstehende Linie nach der Spitze zu, welche vielleicht auf die Rinne der Zunge paßt. Der Rachen ist gelb. Von den Nasenlöchern an nach den Augen zu hat er einen schwarzen Bart; auf dem Kopfe einen Federbusch, der vorwärts und an den Seiten rothbraun, in der Mitte und nach dem Genick zu aschfarbicht ist. Hinter den Augen geht um diesen Busch ein schwarzer Strich herum, welcher aber durch den Busch meistentheils verdeckt wird. Unter der Kehle ist ein grosser schwarzer Flecken, und an der Kinnlade sind weisse und braunröthlichte Federn. Die Federn sind vom Hals nach dem Rücken hinab ganz aschfarbicht, oberwärts fallen sie mehr ins Braune, unterwärts mehr ins Weisse; an dem Vordertheil des Halses nach

der Brust hinab sind sie gleichfals aschfarbicht, nur nicht so dunkel, an dem Bauch und den Füssen schimmert das Weisse stark hervor. Der Hintern ist mit braunrothen Federn, wie der Federbusch vorwärts am Schnabel, bedeckt. Die Federn des zwey und ein viertel Zoll langen Schwanzes, deren bey dem Männchen 10, bey dem Weibchen aber 12 sind, sind von gleicher Länge, schwärzlicht und an den Spitzen hochgelb. Die Flügel reichen, wenn sie anliegen, bis an die Mitte des Schwanzes; wenn sie ausgebreitet sind, messen sie 13 Zoll. Die obersten Deckfedern sind aschfarbicht, die übrigen schwarz. Einige derselben bilden mit ihren weissen Spitzen einen länglicht weissen Flecken. Der Schwingfedern sind 17 — 19, wovon die beyden obern ganz aschfarbicht sind; die 7 folgenden sind schwarz, nur an der Spitze auswärts weiß. Aus der Mitte der Spitzen gehen rothe länglichte pergamentartige Blättchen heraus, die nach dem Wachsthum der Zahl an Grösse abnehmen. Die 6 übrigen sind ebenfals schwarz, an der äussersten Seite der Spitze herab schwefelgelb, und an der innern Seite querdurch weiß eingefaßt, so daß das Weisse und Gelbe mit einander einen rechten Winkel macht. Die 4 untersten sind von aussen und innen schmutzig weiß eingefaßt.

Das Männchen ist etwas kürzer und schlanker als das Weibchen, und seine rothen Blättchen, und das Gelbe an dem Schwanz und den Flügeln ist auch höher und schöner.

Diesen Vogel findet man in Europa und Nordamerika. Er kommt in grossen Strichen, aber selten und erst im Christmonat zu uns nach Deutschland über Böhmen, und besonders nach Hessen zu aus der Schweiz, und geht im April wieder ab. Nach Italien kommt er nach dem Bericht des Aldrovandus in so grosser Menge, besonders in die Gegend von Plazenz

und

und Modena, daß man oft 100 mit einander fliegen sieht, so daß man 30 — 40 auf einmal fangen kann. Vermuthlich wird er aus Mangel der gehörigen Nahrung genöthigt, sein Futter bey uns zu suchen, und kommt daher so selten. Gesner erzählt, daß man im Jahr 1552 zwischen Maynz uvd Bingen am Rhein eine ganze Schaar fliegen gesehen habe, so dick, daß sie einen dunkeln Schatten verursachten; man habe ihrer viele gefangen, und sie zum Essen verkauft. Sie schmecken wie Drosseln, und werden mit ihnen in einerley Schlingen gefangen. Sie nisten auf den Steinklippen und fressen Wachholder- und Vogelbeeren, kleines Gewürm, Trauben, Feigen und Fichtensamen. In der Stube können sie mit Hirsenkleye in Milch geweicht, mit gelben Rüben, Brod, Hanf und anderm feuchten Futter lange Zeit erhalten werden.

Den Federbusch auf dem Kopfe können sie erheben und niederlegen. Sie sind sehr heißhungerig, und fallen sie erst einmal auf einen Wachholderstrauch, so fliegen sie so bald nicht wieder auf, und daher kann man sie leicht fangen. Ihr Gesang ist ein bloses Gezische, wenn sie auffliegen, das wie zi zi ri lautet, daher sie auch Zinzerellen heissen; den Namen Seidenschwanz aber haben sie wegen ihres sanften seidenartigen Schwanzes. Im Frühlinge entlehnt das Männchen einige Töne von dem Gesange der Singdrossel. Seine Locktöne sind ein weit schallendes Gezische. Weil er selten gesehen wird, so wird er von Abergläubigen für einen schlimmen Vogel gehalten, und ihm der Name Pestvogel gegeben. Indessen wird er doch nach Göttingen um Weinachten vom Harze häufig zum Verkauf gebracht. G.

Bewährtes Mittel wider den tollen Hundes Biß.

Mit Vergnügen machen wir folgendes Mittel welches ein vornehmer Mann aus Menschenliebe wider eines der fürchterlichsten Uebel uns mitzutheilen die Gütigkeit gehabt,

habt, und dessen heilsamer Gebrauch aus zuverläßigen Erfahrungen versichert wird, in diesen Blättern bekannt, mit dem Wunsch, daß es jeder Hausvater sich anschaffen mögte, um es im Nothfalle bey der Hand zu haben.

Man nimmt rothe Enzianwurzel, die kleine oder bunte Salbey, Weinrautenkraut, Tormentill, rothen Grundheil samt den Blumen, Ehrenpreiß, Erdbeerenkraut, Wundkraut, aber ohne Ribben oder Stengel, jedes 3 Loth. Desgleichen 1 und ein halb Quentl. Kampfer und eben so viel Biebergeil fein pulverisirt.

Die Kräuter werden an der Sonne trocken gemacht, zu Pulver gestossen, wohl untereinander gemengt, und zum Gebrauch verwahrt. Von frischen Kräutern ist das Pulver am besten; im Nothfall aber kann es auch wohl von getrockneten verfertigt werden. Man thut es in einen Krug von Porcellain oder Stein, bindet solchen mit einer Blase fest zu, und stellt es an einen Ort, wo es trocken und weder zu kalt noch zu warm ist. So bleibt es ein ganzes Jahr gut. Der Gebrauch davon ist dieser: Man giebt einem Kinde von 4 bis 5 Jahren 1 und ein halb bis 2. einem von 10 bis 12 Jahren 3. älteren von 14 bis 20 Jahren 4. einem erwachsenen und alten Menschen aber 5 bis 6 Messerspitzen voll des Morgens nüchtern auf Butterbrod ein, läßt den Patienten sodann wenigstens 3 Stunden fasten, mit dem Gebrauch des Pulvers aber so lang fortfahren, als er noch die geringste Traurigkeit, oder sonst übele Anzeige, z. B. Reissen in den Gliedern, oder Bangigkeit verspührt. Sobald ein Mensch gebissen worden, ist es sehr gut, auf die beschädigten Stellen so geschwind wie möglich Schröpfköpfe zu setzen, das Blut stark herauszuziehen, und die Wunden mit Eßig oder scharfen Spiritus auswaschen zu lassen; jedoch ists auch nicht ohnumgänglich nöthig.

Einem Hunde giebt man 8 Tage nach einander 5 bis 6 Messerspitzen voll des Morgens auf Butterbrod ein.

Einem Pferde so viele Tagelang des Morgens 2 und ein halb bis 3 Quentl. auf angenetztem Futter, und mit einem Stücke Rindvieh verfährt man eben so.

Einem Schwein aber giebt man 6 bis 7 Messerspitzen voll auf Butterbrod oder in süsser Milch eben so viele Tage, als anderm Vieh, ein.

In den ersten 12 Tagen werden die gebissenen Wunden alle Stunden frisch mit Tüchern, die in lauligtem Kampferspiritus oder Spiritus Vini gelegen haben, umschlagen und offen gehalten, nach dieser Zeit aber legt man ein kühlendes Heilpflaster, und am liebsten das von Froschleich darauf.

Hanauisches Magazin.

Drei und dreisigstes Stück.

Unpartheyische Untersuchung der Eigenschaft und Billigkeit des gegenwärtigen Kriegs in Amerika, in Rücksicht der Brittischen Waffen.(*)

Aus dem Englischen.

Aus der beträchtlichen Anzahl der Oppositionsparthie, die sich dadurch vorzüglich ausgezeichnet, daß sie alle Masregeln, welche die Regierung gegen unsere Colonien ergriffen, getadelt und bestritten hat, kann der übereilte Schluß gemacht werden, als ob noch geheime Fehler und ungerechte Grundsätze in diesen Maasregeln steckten, und als ob sie auf eine grausame Art ausgeführt worden wären, wie scheinbar auch der Vorwand derselben sey.

Freylich sind diese Maasregeln durch eine überwiegende Majorität oder Mehrheit der Stimmen im Parlamente gebilligt, doch aber auch von einer starken Opposition bestritten worden, deren Häupter, Männer der ersten Würde und der ausgebreitetesten Kenntnisse, mit einer fast unglaublichen Heftigkeit die Minister angegriffen, die dem Könige diese Mittel vorgeschlagen, und jene Majorität getadelt, die ihn in den Stand gesetzt, solche auszuüben. —

Wir sollten also der Entdeckung einiger unzurechtfertigender Schritte entgegen sehen, deren Zuverläßigkeit hinlänglich gegründet wäre, diese Patrioten zu einer

*) Some Short and impartial Enquiries into the propriety and Equity of the present War in America, With regard to the British Arms. 8. 1778.

ner Widersetzung zu berechtigen; allein ich fürchte, daß im Gegentheil an den Tag kommen wird, daß die Opposition selten oder nie durch rechtschaffene Bewegungsgründe sich hat leiten lassen, daß diese allezeit auf Groll und Unzufriedenheit gegründet gewesen, daß sie sich von jeher nur zum Nachtheil der Nation hervorgethan, die auflodernde Flamme angefeuert, kurz, unsere Colonien in einer offenbaren Verletzung der Bündnisse, zu deren Haltung sie ihre Schenkungsbriefe verpflichteten, unterstützt hat. Unpartheyischen Fremden, denen durch eine genaue Prüfung unsrer Gesetze und Regierungsform, eine vortheilhafte Meynung von beyden beygebracht worden, muß es besonders auffallend seyn, daß ein Volk, welches die Glückseligkeit und Vollkommenheit beyder so sehr fühlt, nun sich offenbar als den Urheber und die Stütze der Tyranney und Unterdrückung darstellen soll. Allein ich hoffe, daß die, deren Meynung sich auf Gründe stützt, und die durch ihre Rechtschaffenheit allen Anspruch auf Wahrheit machen können, solche Thatsachen, wovon der Grund nicht blos in der gemeinen Sage zu suchen, werden genauer geprüft, und solche Begriffe sich davon gebildet haben, die sich eher auf wirklich geschlossene Vergleiche als auf nichts bedeutende öffentliche Blätter gründen. — Für solche ist eine Erläuterung und genaue Untersuchung dieser Streitigkeiten überflüßig; nur für die, welche durch ihre Leichtgläubigkeit auf Irrwege, äusserst thörigte, und ungegründete Begriffe gerathen sind, mag es eine wohl angewandte Zeit seyn, so kurz als möglich zu beweisen, daß das Betragen der Amerikaner mit allem Rechte ein Aufruhr, und die Gesinnungen, und gehaltenen Reden der vornehmsten Häupter der **Opposition** die Ursache des Anfangs und Fortgangs aller unserer jetzigen Irrungen können genannt werden.

Keine Partheylichkeit, kein Eigennutz, sondern aufrichtige Liebe der Wahrheit und Billigkeit spornt

mich

mich an. Ich lege blos Thatsachen zum Beweise vor, daß die Englischen Waffen niemals weder aus Feigheit zurückgehalten, noch mit Ungerechtigkeit ergriffen worden sind. Diesen Punkt ins gehörige Licht zu setzen, müssen wir zu den beyderseitigen ersteren Beschwerden zurückkehren, und dann die gerechte Sache von der ungerechten unterscheiden. Ein Versuch einer ordentlichen Geschichte von Amerika, von dessen ersteren Entdeckung an, würde für mich Zeitverschwendung seyn, da ich auf der einen Seite meine Schwäche selbst zu sehr fühle, und da dieß auf der andern meinem Zwecke durchaus nicht entspricht. Blos darauf schränke ich mich ein, solcher Begebenheiten zu erwähnen, welche mich zu dem Endzwecke führen, den ich mir vorgenommen, und den ich so sehr zu erreichen wünsche: die Zweifel und Vorurtheile zu heben, welche allzuviele, zum grösten Schaden der zur Beförderung der Ruhe und des Friedens in unsern Colonien geneigten Gemüther, angenommen haben.

Es ist hinlänglich bekannt, daß ganz zu Ende des 15ten Jahrhunderts Christoph Columbus zuerst Amerika entdeckte, und daß er die Spanier kühner und aufmerksam er auf die Vorschläge seines unternehmenden Geistes fand, als seine Landsleute die Genueser, die Engländer, Franzosen und Portugiesen, denen er seine Bevölkerungs vorschläge zuerst vorgelegt hatte. Er bahnte ihnen dem zufolge den Weg zum Königreich Mexico. Ein gewisser Cabot aus Bristol gebürtig entdeckte hierauf zu Heinrichs VII. Zeiten Nord-Amerika. Dieser Regent aber, der sich vielleicht durch die damaligen innerlichen Kriege zu entkräftet glaubte, oder einen zu eingeschränkten Geist hatte, that nichts zu seiner Unterstützung. Unter der Regierung seiner Enkelin Elisabeth, landete Walter Raleigh in Virginien, nahm es für seine Königin in Besitz, und schmeichelte ihrem Lieblingsbeyworte durch die Benennung, die er dieser Küste gab. Bis jetzt aber hatte sich noch Niemand

mand da niedergelassen, und nur wenige Kauffarthey-schiffe wurden dahin gesandt. Jacob I. gab zuerst durch ein ertheiltes Privilegium die Erlaubniß zu Errichtung einer Handlungsgesellschaft, und zu Versendung einiger Colonien dahin, doch ohne grossen Erfolg, bis daß unter seines Sohns Carl I. Regierung ungefähr im Jahr 1621. auf Anrathen des Erzbischofs Laud die Dissidenten unterdrückt und zur Flucht genöthigt wurden. Diese unglücklichen Flüchtlinge kamen nach Neu-England, und brachten die strengen Grundsätze dahin, welche nun auf ihre Nachkommen fortgeerbt zu haben scheinen. Eine gleiche Verfolgung, die unter beyden folgenden Regierungen fortdauerte, verursachte mehrere dergleichen Wanderungen, wodurch die Anzahl der ersten Emigranten, die ihr Vaterland zu verlassen waren gezwungen worden, sehr beträchtlich vermehrt wurde. Nach und nach folgten diesen noch grössere Schwärme, so daß endlich ein allgemeines Verbot vor nothwendig erachtet wurde, vermöge dessen Niemand ohne besondere Erlaubniß nach Amerika ziehen durfte.

Durch diese wenigen Worte hoffe ich einen hinlänglichen richtigen Begriff von der Entstehung aller Colonien gegeben zu haben, und darauf schränke ich mich ein. Eine Geschichte von jeder ins besondere überschreitet meine Grenzen.

Die Provinz Neu-Jork nahm Carl II. den Schweden und Holländern ab, und in dem 1667. zu Breda geschlossenen Frieden wurde ihm diese Eroberung bestätiget. Carl übertrug sie seinem Bruder dem Herzog von Jork mit völliger Landesherrlicher Gewalt, durch ein ihm unter dem 20ten März 1664. ertheiltes Diplom, und von diesem bekam sie ihren Namen. Als Jacob II. zur Regierung kam, verfiel sie aufs neue der Krone, und blieb seitdem eine Königliche Statthalterschaft. So entschlossen auch diese Colonisten waren, so konnten sie doch ihren Mutterstaat nicht entbehren

Carl II. ließ daher eine vom Parlament bestätigte Verordnung ergehen, welche ihre Regierungsform auf solche Art bestimmte, daß die Macht **Statthalter** zu wählen, und **Versammlungen** zu veranstalten, blos ein Recht **der Krone** verbleiben, dem Volk aber die Freyheit zugestanden wurde, seine Repräsentanten bey der allgemeinen Versammlung zu ernennen. Diese 3. Zweige der gesetzgebenden Gewalt (welche mit denen in Großbrittanien übereinstimmten) konnten Gesetze vorschlagen, deren **Gültigkeit** aber von des **Königs Einwilligung** abhieng. Der **König** selbst muste sie genehmigen. — Unter der Regierung Carls des Zweyten wurde die Provinz **Massachusets-Bay** durch ein Urtheil des Tribunals der Königlichen Bank ihres Rechts beraubt, da sie sich einer Verletzung desselben schuldig gemacht hatte. Sie wurde zwar nach der Revolution wieder in ihr Recht eingesetzt, doch aber mit **verschiedenen Einschränkungen**, und ausdrücklich mit folgender: daß die Macht über die Trouppen dem **Königlichen Statthalter** verbleiben sollte.

Die Ergreifung der Waffen also, ohne dessen Einwilligung, ist Verrätherey. Dieser Entwurf mag zum hinlänglichen Beweise dienen, daß die Colonien kein Recht zur Unabhängigkeit haben können, es sey denn, daß sie durch irgend eine Urkunde von den mit ihnen getroffenen Bedingungen wären losgesprochen worden, und diese sind die Rebellen während aller Zwistigkeiten nicht im Stande gewesen aufzuzeigen. Um aber ferner die Abhängigkeit der Colonien von ihrem Mutterstaate in ein helleres Licht zu setzen, wird es leicht seyn, zu beweisen, daß dessen Hülfe ihnen zu oft wiederhohlten malen äusserst nothwendig gewesen.

Die Franzosen machten Anspruch auf Canada und Louisiana, und besassen es auch wirklich, nebst einem sehr grossen von der Küste entfernten Striche Landes, welchen ganz Europa in vielen Jahren nicht

völkern im Stande seyn würde. Da aber kein
, kein Reich ausgebreitet und grenzenlos, kein
ndnis feyerlich genug seyn konnte, den Ehrgeiz
er herrschsüchtigen Nation zu befriedigen, so fuhren
in ihren Feindseligkeiten fort, und bewarben sich um
Freundschaft der Indianer, die sie nicht allein im
ebrauch der Waffen unterrichteten, sondern ihnen
ch die nachtheiligsten Begriffe von den Engländern
bbrachten. Auf solche Art, durch ein mächtiges und
rgeiziges Volk, den Nebenbuhlern und natürlichen
inden von England, auf einen schmalen Strich Lan-
s längst der Seeküste eingeschränkt, fiengen die Brit-
chen Colonien an, unruhig zu werden. Diese mäch-
en Völker, welche nun unserm Ansehen Troz bie-
n, die hochmüthig genug sind, ein Heer auf die Bei-
zu bringen, und unsere Waffen aus Amerika zu
rdrängen, fanden sich damals nicht kräftig genug,
en unterdrückenden Nachbarn die Stirne zu bieten.
ie flehten ihren Mutterstaat in ihrer Noth laut um
ilfe an — ihr Flehen ward erhört. — Die Mau-
unserer Insel, eine gute Flote, und eine Armee
einigen Helden angeführt, ward zu ihrer Errettung
gesandt; Festungen wurden erbaut und mit allem
erfluß versehen. Es entstand ein langwieriger Krieg
sehr verschiedenem Erfolg. Endlich aber behielt
kriegerische Geist der Britten die Oberhand, ihre
fen schlugen allen Widerstand zu Boden, und
n die Franzosen (*) (zu unserm Unglück möchte
gen) gänzlich aus Canada. Ein General von
un-

(*) Es ist merkwürdig, daß im Frühling des Jahrs 1777.
ge dem französischen Feldherrn, Marquis de Mont-
m (nachdem er unglücklich gegen uns gefochten)
erdichtete Briefe bekannt wurden, welche selbst die
unsern Siegen entstehenden traurigen Folgen zu-
geweissaget. Sie mögen erdichtet seyn oder nicht,
doch dieß gewiß, daß lange vor dem Ausbruch
ser Unruhen in Amerika dergleichen Briefe in einer
ser Zeitung erschienen sind, welche diesem unglück-
Feldherrn zugeschrieben werden.

unserer Seite wurde dabey verlohren, (*) welcher wegen seiner ausgebreiteten Verdienste, wegen der Vortreflichkeit seines öffentlichen und Privat-Charakters, besonders für unsere Nation, durch seinen Verlust eine allgemeine Betrübnis verursachte. So wurden unsere Colonien mit schweren Unkosten, und dem Verluste manches tapfern Kriegers gesichert und geschützt. Nun aber, da sie keinen Feind mehr zu fürchten hatten, da sie durch das während dem Kriege unter ihnen verbreitete Geld muthiger geworden waren, trachteten sie unverhohlen nach dem, worauf sie schon vorher in der Stille ihr Augenmerk gerichtet hatten. Dieß wird durch einige Betrachtungen über die Handlung näher erläutert werden müssen.

Ehe unsere Colonien gegründet wurden, führten wir einen starken Handel mit Rußland, Schweden und andern Nordischen Mächten. Wir bekamen von ihnen unter andern wichtigen Waaren: Pech, Theer, Hanf, Flachs, Pelzwerk ꝛc. dagegen nahmen sie von uns Eisenwerk, Tuch, baumwollene Zeuge ꝛc. und unsere Waaren giengen Zollfrey aus. Unser Handel nach dem Baltischen Meer bereicherte uns nicht allein, sondern war uns auch darinn von vorzüglichem Nutzen, daß er unsere Seeleute in beständiger Uebung erhielt. Unsere Colonien, die kaum erst festen Fuß gefaßt hatten, konnten ohne unsern Handel nicht bestehen, sie waren nicht mächtig genug, ihre Waaren selbst zu verführen, und hatten keine Handlungs-Plätze, wo sie ohne unsern Beystand Absatz für dieselben finden konnten. Hätten wir also auch auf unserem Baltischen Handel bestanden, und sie nicht begünstigt: was für eine Zuflucht würde ihnen übrig geblieben seyn, da ihre Hauptproducte ebendiejenigen waren, die uns jener verschaffte? Auf diesen wurde nun ein vermehrter Zoll gelegt, und die Amerikanischen Producte beynahe gänzlich Zollfrey eingeführt. Ferner wurde ein Gesetz gegeben, welches den Tobacksbau in Engelland ver-

(*) Der General-Major Wolf.

verbot, und hingegen den Amerikanern sowohl für diesen, als für den Indigo und andere Bequemlichkeiten, die wir von ihnen erkauften, ein jährliches ansehnliches Prämium gegeben. Die Bedingungen von ihrer Seite waren, daß sie keine eigene Manufacturen anlegen, und daß ihre Schiffe blos nach unsern Häfen ihren Handel treiben sollten. Nichtsdestoweniger haben sie, wie es längst bekannt ist, viele Schiffe nach Frankreich und andern Häfen gesandt, welches von dem Parlamente, viele Jahre, glaube ich, vor des letzeren Königs-Tod in Betrachtung gezogen worden. —

Ob ich hierdurch meinem Zwecke, das constitutionsmäßige Verhältniß zwischen uns und unsern Colonien auseinander zu setzen, entsprochen, will ich nicht entscheiden; doch schmeiche ich mir, wenn anders meine Begriffe deutlich genug entwickelt sind, daß es nun keines ferneren Beweises bedarf, daß der Natur ihrer Gründung gemäß die Colonien auf keine Art von Unabhängigkeit Anspruch machen können, die nicht in ihren Privilegien wörtlich ausgedruckt ist; und diese sind nie von ihnen angeführt worden. Es mag wahr seyn, daß bis zu der Zeit, da **Mr. Greenville** die Auflage auf das Stempel Papier legte, keine **inländische Abgabe**, ausser dem **Postgeld**, von dem Parlamente verordnet werden; dieß wurde aber auf ganz Amerika verbreitet, und **Dr. Franklin** (*) selbst war als **Postmeister** Einnehmer desselben. Hat also das Parlament **ein Recht**, nur irgend eine Abgabe aufzulegen: warum sollte es nicht **dasselbe Recht** zu mehreren haben, da ein Beyspiel so gut als **tausend** ein Recht beweiset?

Die Fortsetzung folgt künftig.

(*) Es scheint hierdurch, daß Dr. Franklin in Absicht des Rechts von Großbrittanien: Abgaben aufzulegen, nicht allzeit gleicher Meynung gewesen, sonst würde gewiß nie ein Mann von seinem Charakter, von seinem Stande, und von so patriotischen Grundsätzen, so niederträchtig gewesen seyn, blos eines elenden aus seinen Bedienungen erwachsenden Gewinnstes halber in eine Abgabe zu willigen, welche in der Folge ein Recht für so viele gründen würde, als nur dem Parlament einfallen könnte vorzuschlagen.

Hanauisches Magazin.

Vier und dreisigstes Stück.

Beschluß der Abhandlung über den gegenwärtigen Krieg in Amerika.

Ich habe versichern gehört, daß der letzte Krieg in Amerika der im Jahr 1755. seinen Anfang genommen, mit seinen Folgen unsere Nation weit über 60. Millionen Pf. St. gekostet. War es also nicht billig, denen, für deren Beschützung er unternommen und geführt worden, die Tilgung eines Theils der Schuld zu übertragen, unter welcher wir um ihrentwillen unterlagen? Konnten sie mit Recht sagen, daß der Vortheil, den wir aus dem Handel mit ihnen zögen, dieser Schuld das Gleichgewicht hielte, da sie zumal noch jährliche Prämien von uns genossen? Mr. Greenville, als er Minister wurde, bemühete sich einigermassen, diese Last durch gesetzmäßige Verordnungen erträglicher zu machen. Er legte in dieser Absicht die Auflage **auf das Stempel Papier**, und schlug zugleich ein Geschenk von 100000 Pf. St. aus, welches ihm, unter der Bedingung, diese Auflage zu verhindern, angeboten wurde. Würde er nicht verdient haben, den Kopf zu verlieren, wenn er es angenommen hätte? Und würde er nicht dadurch die Colonisten berechtigt haben, unsere oberrichterliche Gewalt über sie zu leugnen?

Hierauf fiengen ihre Beschwerden an, und in Hofnung, das Ministerium zu stürzen, (welches ihr nur

allzufrüh gelang) unterstützte sie die Opposition (*) Mr. Pitt, oder der nachherige Graf von Chatham unterstand sich in dem Unterhause zu behaupten, wir hätten kein Recht, die Amerikaner mit Auflagen zu beschweren. Das neue Ministerium fand sich daher bald gezwungen, jene Auflage wieder aufzuheben, und entsagte dadurch diesem Rechte, doch freylich nur in so weit, als es dazu berechtiget war. Dieses nannte man von seinem Haupte die Rockinghamische Parthey. Die Mitglieder derselben schmeichelten sich vermuthlich durch eine so kleinmüthige Nachsicht, die Amerikaner einigermassen befriediget zu haben, allein sie sahen nicht, oder (welches viel schlimmer war) wollten den Geist nicht sehen, der sie beseelte. Es wurden Versammlungen veranstaltet, welche anfiengen für ihre eigene Unabhängigkeit zu stimmen und die öffentlichen Geschäfte zu vernachläßigen. Der Gouverneur hieß diese Versammlungen auseinander gehen, sie aber schickten Beschwerden nach Engelland — die sanftesten Maasregeln wurden genommen, um die Sache weniger auffallend zu machen, das Ministerium geändert; allein die stolzen Colonien fuhren in ihrer Hart-

(*) Als ein eifriger Freund der Freyheit, und aus aufrichtiger Liebe zu meinem Vaterlande wünsche ich zwar, daß allzeit eine Opposition seyn möge; doch kann ich nicht umhin, hier anzuführen, daß diejenigen überhaupt, die gegenwärtig mit so vielem Eifer für dieselbe reden, wenigstens die Häupter der jetzigen, von einer solchen Classe von Männern sind, die, ihres Staatsbedienungen entsetzt, ihr Brod mit Mißvergnügen, statt einer guten Besoldung würzen; zugleich aber schmeichle ich mir, daß mancher rechtschaffene Mann sowohl jetzt, als in Zukunft, einen Theil dieser Opposition ausmachen wird, daß solche aus Bewegungsgründen wahrer innerer Ueberzeugung handeln, und mit ihrem festen Entschluß unabhängig zu bleiben, unpartheyische Redner im Parlamente seyn werden.

Hartnäckigkeit fort, und der Hafen von Bourdeaux war mit Amerikanischen Schiffen angefüllt. Im Jahr 1773. endlich, da die Westindische Handlungs-Gesellschaft so sehr herunter war, fand die Regierung für gut, ein mit Thee beladenes Schiff nach Amerika abzusenden. Kaum war dasselbe in Boston angekommen, so wurden die Einwohner aufrührisch, beschwerten sich, dieß sey eine tyrannische Handlung der Regierung, plünderten allen Thee aus dem Schiffe, und vernichteten ihn. Dieß war die erste Gewaltthätigkeit. Hätten sie die Landung des Schiffs verboten, und es zurückgesandt, so würden sie sich nicht das geringste vorzuwerffen gehabt haben. Selbst die Opposition konnte diese That nicht rechtfertigen, und obgleich die Umstände dadurch sehr verschlimmert wurden, wollte doch das Ministerium noch nicht zu gewaltsamen Mitteln schreiten. Der vorsichtige General Gage eilte nach Boston, wo die Einwohner, unter dem Vorwande sich in dem Gebrauche der Waffen zu üben, zu den Waffen gegriffen hatten. Es wurde einige Mannschaft nach Boston commandirt, in der Hofnung, das Volk bald zur Unterwerffung zu bringen, wenn es merken würde, daß das Parlament es für schuldig erklärt, und die Sache mit Ernst zu behandeln anfienge. Allein ihre Anführer waren zu weit gegangen, sie hatten das Schwerdt gezuckt, und die Scheide weggeworfen. Die Einwohner räumten ihre Häuser und die Stadt den Trouppen ein, und „bliesen die Trompete in Zion.„ Sie veranstalteten einen Congreß, und rüsteten sich zum Kriege, dessen Ausgang, obgleich bis jetzt unentschieden, dennoch (wenn nur irgend die gerechte Sache die Oberhand gewinnen soll) glücklich für ein Land ausfallen muß, welches, sein Recht zu behaupten, zur Ergreifung der Waffen gezwungen worden.

Was ich bisher gesagt habe, wird hoffentlich deutlich genug zeigen, daß die Colonien der Natur ihrer Gründung gemäß nie ein Recht zur Unabhängigkeit haben können. Ihre Beschwerde, als hätten sie keine Repräsentanten, ist lächerlich. Sie geniessen alle Rechte der gebohrnen Engelländer. Sie dürfen nicht allein Stimmfähige Güther besitzen, und Stimmen (bey der Wahl der Parlamentsglieder) ertheilen, sondern auch selbst sich zu solchen erwählen lassen, und mehr kommt den reichsten Unterthanen nicht zu. Ein Mann der in London 10, 000 Pf. St. jährliche Einkünfte, und keine Stimmfähige Güther besitzt, hat keine Stimme zur Wahl eines Parlamentglieds, — er muß sich allen Abgaben, allen Parlamentsacten so willig unterwerffen, als hätte er eine Stimme in irgend einer Provinz oder Stadt. Am meisten aber muß uns wundern, daß diese Aufrührer die Kühnheit haben, sich mit den Irländern in Vergleichung zu setzen. Sie bedenken nicht, daß das System von beyden sehr verschieden ist. Irland ist keine Colonie, sondern ein erobertes Land, welchem durch Bündnisse gewisse Privilegia ertheilt sind. Es hat ein ordentliches Parlament und einen Vice-König, der es zusammenberufet, doch aber kann kein Gesetz ohne des Königs, und eines Geheimen-Raths Einwilligung gemacht werden. Wenn eine Parlamentsacte vorgeschlagen wird, muß um Erlaubniß angehalten werden, den Hauptinhalt derselben dem Hause vorzulegen, dieser wird nach Engelland gesandt, durch des Königs Attorney General untersucht, und dann von dem Könige und seinem geheimen Rathe nach Gutbefinden geändert. Kommt auf diese Art der Vorschlag zurück, und wird nicht gebilligt, so kann das Parlament gänzlich davon abstehen, indem keine Veränderung gemacht werden kann, die nicht denselben Weg zu gehen hätte. So schreibt das Parlament den Irländern die Abgaben vor. Sie unterhalten eine gewisse Anzahl Trouppen

und

und bezahlen viele Gnadengehalte, die der König ertheilt. Ihre Vertheidigung hat noch nie Engelland das geringste gekostet, und würden sie angegriffen werden, so kann ich zuverläßig behaupten, daß sie für die erforderliche Hülfe willig bezahlen würden. Hierdurch hoffe ich erwiesen zu haben, daß aller Bemühungen der Amerikaner ungeachtet, zwischen ihnen und den Irrländern keine Vergleichung angestellt werden kann; ja ich getraue mir zu behaupten, daß je genauer wir die Sache untersuchen, je mehr wir finden werden, daß nur die aufrührischen und despotischen Gesinnungen der Häupter dieses Volks viele tausende unter dem ungerechtesten und beleidigendsten Vorwande, dahin vermogt haben, unbedachtsamer Weise die Waffen gegen ein Volk zu ergreifen, dessen Schutz sie bisher gesichert, und dessen Handel ohne Zweifel sie bereichert hat. Als ein wahrer Patriot und Eiferer für die Gerechtigkeit füge ich noch hinzu, daß Friede und Ruhe einer meiner eifrigsten Wünsche ist. — Mögte doch diese durch eine gutwillige Unterwerfung der Colonien, zur Ehre und zum Ruhm der Brittischen Waffen bald hergestellt werden! — —

v. L.

Ueber die Dämmerung.

Wir können uns von Dingen, die noch nicht in unsere Sinne gefallen, keine richtige Vorstellung machen. Ein Tauber hat keinen Begriff von Tönen, so wie ein Blinder keinen von den mannigfaltigen Farben haben kann. Wenn wir uns, ausser uns, z. B. im Monde, oder auf einem andern himmlischen Körper, oder wo es sonst sey, vernünftige Geschöpfe gedenken, so stellen wir sie uns unter menschlichen Gestalten vor, da sie vielleicht, der Form nach, wenig oder gar nichts ähnliches mit uns haben. Daher sind auch die Begriffe, die

wir von Gott haben, so unvollständig, so menschlich. Er ist kein Wesen, das wir mit einem andern verglei- chen könnten, und ohne die Betrachtung seiner Werke, würden wir Ihn gar nicht kennen. Da, nämlich in seinen Werken, finden wir alles Grosse, alles Erha- bene und alles Majestätische zusammen, was wir unter Menschen, nach unserer Einsicht, für groß, erhaben und majestätisch erkennen; wir sammlen dieses Grosse, Erhabene und Majestätische in unsern Gedanken, ge- denken es uns in Einer Person, in unendlich grösserer Vollkommenheit, als bey allen Geschöpfen zusammen genommen, und so haben wir einen Begriff von Gott. Jemehr wir von seinen Werken und ihrer Einrichtung kennen, desto erhabener wird der Begriff von Ihm seyn. Vorjetzt soll uns die Dämmerung dienen, um Ihn in seiner Weisheit und Güte zu sehen.

Morgens, lang vor dem Aufgange der Sonne, sehen wir ein Grauen, oder schwaches Licht um uns her, und doch ist kein Licht vorhanden, von dem es unmit- telbar herkäme. Die Sonne ist freylich die erste Ur- sache davon, allein sie ist noch unter unserm Gesichts- kreise, und kann nach allen Gesetzen der Natur keine Stralen auf unser Auge werfen, weil sich alle Stralen in geraden Linien bewegen. Und wenn kein Körper vorhanden ist, der diese Stralen bricht, und nach unserm Auge führet, so müssen sie alle in der uner- meßlichen Tiefe des Himmels verlohren gehen. Der Mond nebst den Sternen fängt sie zwar auf, und bringt sie zu uns zurück, so daß es helle wird, allein das Mond- oder Sternhelle unterscheidet sich sehr von der Dämmerung, von der hier die Rede ist. Ist nun etwas in der Natur, das die Sonnenstralen auf- fängt, zu uns führt, und uns früher aus der Dunkelheit der Nacht bringt, so ist dessen Beschaffen- heit um desto wunderbarer, je weniger es in die Sin- ne fällt. Zwischen der Erde und den Planeten ist kein Körper vorhanden, als der Dunstkreis. Er muß also

von

von der Beschaffenheit seyn, daß er Stralen auffängt und durchläßt. Die welche er durchläßt, fahren auf den Mond und die Planeten, und verursachen den Schein derselben, und die, welche er auffängt, werden nach uns zurück gebrochen, und verursachen die Dämmerung. Fallen die Lichtstralen der Sonne gerade auf unsere Dunstkugel, so gehen sie in gerader Richtung bis zur Erde; fallen sie aber schief, so dringen sie theils durch die Dunstkugel, und theils werden sie nach uns zu gebrochen. Wenn der leuchtende Körper mehr als 18. Grade unter dem Horizonte ist, so fahren alle seine Lichtstralen auf die Seite, so daß sie sich in dem unermäßlichen Raume des Himmels verliehren. Ist er aber genau 18. Grade, oder weniger darunter, so dringen die Stralen in den Dunstkreis, und werden nach uns zu gebrochen.

Der Dunstkreis nebst den Stralen, die in verschiedener Richtung gebrochen werden, ist also die Ursache der Dämmerung der Morgenröthe und des Tages. Er fängt überdieß auch noch die Strahlen auf, welche die Erde von der Sonne aufgefangen, und auf allen Seiten von sich geworffen hat, und bringt sie abermals zu uns zurück. Er wird also doppelt nützlich; denn dadurch erhält er die Schönheit und die Seele der Natur, den Glanz und die Wärme.

Um dieses desto besser einzusehen, gedenke man sich die Dunstkugel ganz weg, und man wird diese Folgen haben. Vor dem Aufgange der Sonne würde weder Dämmerung noch Morgenröthe seyn, weil nichts vorhanden wäre, daß die schief fahrende Stralen brechen könnte. Eine undurchdringliche Finsterniß würde uns umgeben, bis an den Augenblick, da die Sonne aufgeht. Bey dem Aufgange würde sie darnach plötzlich unter dem Horizont hervorbrechen, sich in der nämlichen Gestalt, als am Mittage, zeigen, und uns sodann wieder eben so plötzlich verlassen, als sie am Morgen gekommen war. Sie würde ferner unsern Augen, selbst bey ihrer Mittagshöhe, wie ein Feuer vorkommen, das

wir

wir bey Nacht in einer Entfernung sehen. Um uns her würde es zwar auch helle seyn, allein die Stralen, die auf entfernte Gegenstände von uns fielen, würden sich in dem Universum gänzlich verlieren, ohne daß wir die Gegenstände selbst sähen. Endlich würde es, des Feuers der Sonne ohnerachtet, Nacht seyn, und diese Nacht würde von der unsrigen nur darinn unterschieden seyn, daß die leuchtende Körper, die wir jetzt in einer schönen blauen Tiefe erblicken, alsdann, wie an einer traurigen schwarzen Decke befestigt, erscheinen würden. Auch würden Sonne und Sterne zu gleicher Zeit gesehen werden.

Die blaue Tiefe, die unsern Augen so angenehm ist, würde aber darum in eine schwarze Decke verwandelt werden, weil bey der Abwesenheit des Dunstkreises, auch die feinen wässerigten Theile fehlen würden, die jetzt über den Wolken schweben. In diesen wäßrigten Theilen, davon mancher im Sommer grösser als im Winter ist, sammlen sich alle Stralen, welche die Erde von sich wirft, und werden von da wieder zur Erde gebracht; und weil diese feinen Dünste immer einerley Bestandtheile und Ausdehnung behalten, so ist die Farbe auch immer einerley, nämlich blau.

Diese Dünste sind wohl ohnstreitig das Wasser über der Veste, von dem Moses in der Schöpfungsgeschichte sagt, daß es Gott von dem Wasser unter der Veste geschieden habe. Das blaue Gewölbe, das wir über uns sehen, ist also nicht am Sternhimmel, sondern in unserer Dunstkugel über den Wolken, und besteht aus nichts anders als aus den feinsten wäßrigten Dünsten, welche die Erde wie eine Decke umgeben. Es ist also auch um keines andern Weltkörpers, als allein um der Erde und der darauf wohnenden Geschöpfe willen vorhanden. Und eben darum ist auch die Luft, nahe an der Erde, weit dicker, als weit von derselben. Auf mittelmäßig hohen Bergen ist sie schon so fein und so kalt daß der Mensch kaum Athem holen und sich vor Kälte schützen kann. Auf einer Höhe von 700 bis 800 französischen Klafftern wächst schon kein Baum mehr, und noch höher, ist alles mit Schnee sogar bey der grösten Sommerhitze bedeckt. Je höher man kommt, desto feiner wird die Luft, und wird so immer feiner, bis dahin, wo sich das Blaue endigt, oder wo die Dunstkreise anderer himmlischen Körper anfangen.

Wie gütig ist also Gott gegen uns, daß Er nicht allein für unsern Nutzen, sondern auch für unser Vergnügen gesorgt hat! Wie mächtig und weise, daß Er diese Wassertropfen zu einer Quelle der Glückseligkeit der Menschen zu machen gewust hat! Er machte den Dunstkreis zu einem herrlichen Gewölbe für unsre Augen, und zu einer wärmenden Decke unserer Wohnung. N.

Hanauisches Magazin.

Fünf und dreisigstes Stück.

Wie unser Jahrhundert grossentheils Wissenschaften und Künste treibt.

Es war eine Zeit, da hieß man im vierzehnten Jahre ein Knabe. Erst nach dem zwanzigsten schlich man in die grosse Welt oder auf Universitäten, und im dreisigsten Jahre wurde man ein Mann genannt. Damals glaubte die Welt auch, der Mann habe genug gethan, wenn er sich gründliche Kenntnisse in irgend einem Fache erworben hätte. Wuste er beyzu von dieser oder jener andern Wissenschaft oder Kunst noch etwas; so freuete er sich dessen, posaunete es aber nicht, gab sich nicht für Meister darinnen aus, und decidirte nicht über alle Dinge. Dennoch wurden nicht halb so viel neue Entdeckungen, als jetzt, in allen Fächern gemacht; aber die Entdeckungen, die man machte, waren wahr und nützlich.

Das heutige verfeinerte Zeitalter bringt uns früher zur Reife. Wir gehen mit funfzehn Jahren in die Welt und auf Akademien, und schreiben Systeme, Theorien und gründliche Unterrichte, ehe wir uns zweymal in der Woche barbieren lassen können.

Wir schmelzen alle Wissenschaften zusammen. Wer etwas gelten will, muß Polyhistor seyn. Nicht, daß er alles wisse, aber daß er über alles schwatze und urtheile. Aerzte schreiben Finanz-Systeme, und Cameralisten componiren Sei Quartetti. Bald werden Geistliche anfangen, Anweisungen zur Taktick, Sol-

daten Dogmatiken herauszugeben. Da ist dann keine Wissenschaft, die nicht alle Monate mit ganz neuen, wundervollen Entdeckungen bereichert wird; zwar Entdeckungen, die die Herren, wenn sie gelesen hätten, entweder in alten Büchern finden würden, oder die, nachdem sie ohne nähere Untersuchung, ohne reifes Durchdenken in die Welt geschickt worden, weder richtig noch brauchbar sind. Wir mögten aber gern alle ausserordentliche Leute seyn, Epoche machen, schreiben, wie noch keiner geschrieben hat, neue Sprachen bilden, und kurz — alle glänzende Genies seyn.

Der Jurist, der drey Jahre auf Universitäten lebt, geht fleißig in die Collegia, wo der junge Professor ihm ganz neue Auslegungen von Gesetzen sagt, die man bisher nicht verstanden hat. Zu Hause macht er Verse, lieset Romane und kleine Gedichte, und wird dann in seinem Vaterlande Richter oder Advokat. Er findet gleich den alten Stylum curiæ lächerlich, schreibt also, beym Frisiren, seine Libelle im empfindsamen Style, und declamirt, wie ein französischer Parlaments-Advokat. Der alte gelehrte Referent ließt das Ding sechsmal, ohne zu wissen, was es sagen will. Der gegenseitige Anwald trägt kein Kleid mit goldenen Quästen, versteht aber die Kunst, die Gesetze zum Vortheile seines armen Clienten, der ihn zum Sachwalter gewählt hat, weil er weniger Geld nimmt, zu lenken. Er setzt ihm eine kurze, bündige Schrift auf. Die Sache geht gut; das empfindsame Männchen geht traurig chapeau bas nach Hause, und schreibt eine Elegie.

Der junge Arzt curirt nach keiner alten Art, sondern nach der neuen Mode. Er liest alles durcheinander und probiert jedes an seinem Patienten, es mag geschrieben seyn von wem es will, mag sich in das Clima schicken, zu der Constitution passen oder nicht — wenn

wenn es nur neu ist. Hört er, daß, gegen die alte Meinung, unreifes Obst keine Ruhr zuwege bringen kann; so kömmt er auf den Einfall, unreifes Obst könne vielleicht gar ein Gegenmittel gegen die Ruhr seyn. Der Patient darf sich in keiner Krankheit mehr warm halten. Bey allen Catarrhal-Fiebern werden Fußbäder genommen, bey einer Unverdaulichkeit wird saurer Kohl gegessen, und gegen Krankheiten, die sich mit den einfachsten Mitteln in die Flucht jagen liessen, werden weitläuftige Curen angestellt, um Gelegenheit zu haben, neu erfundene Arzneyen zu verschreiben. Aber was brauchen wir Aerzte? Da ist Tissots Anweisung an das Landvolk! Nun kann jeder selbst alle Krankheiten beurtheilen. Der Edelmann, der Gutsherr eines Dorfs, der ohnehin Polyhistor ist, curirt darnach sein halbes Dorf in die Erde.

Philosophen sind wir alle. Ohne Ordnung in unsern Gedanken, ja selbst ohne Gedanken zu haben, ist keine Wahrheit so heilig, so wichtig, so abstract, worüber wir nicht bey Tische oder sonst mit unserm Nachbar einen pseudophilosophischen Streit erhöben, oder gar etwas in die Welt hinein schreiben.

Um Prediger auf dem Lande zu werden, legt sich der junge Geistliche vorzüglich auf orientalische Sprachen, und treibt beyher ein bisgen Dogmatik. Er kömmt zu Hause, fällt in der Assemblee einem modernen Freygeist in die Hände, der ihm einen Ballast auswendig gelernter Einwürfe aus dem Evangile du jour oder Helvetius über den Kopf wirft. Der Hr. Candidat schüttelt sich, und verstummt. Er findet hernach, daß das Consistorium, welches ihn examinirt und ihm ferneren grösseren Fleiß angerathen hat, aus altmodischen Theologen besteht, die z. B. noch nicht einmal alle wissen, daß das Buch Hiob ein apokryphisches Buch ist. Er wird Landprediger, und weil es Mode ist, nur Moral zu predigen; so läßt er seinen

Bauern die dunkelsten Glaubenslehren unerklärt. Die Dorfschule soll ein Philanthropin werden, und sein Kanzelstyl ist nach den Leiden des jungen Werthers geformt.

In drey Sommern, die der junge Edelmann bey einem Oberförster auf dem Lande zubringt, in zwey Wintern, da er täglich eine Stunde reiten lernt, erwirbt er sich Kenntnisse genug, um, ehe er würdig ist, einem grossen Forstdistrikte oder einem herrschaftlichen Stalle vorgesetzt zu werden, und alten verdienstvollen Leuten zu befehlen.

Zu Erlernung der französischen Sprache und des Tanzens wendet der Jüngling, der Gewürzkrämer werden soll, die Zeit an, die er, um die kleinen Vortheile seines Gewerbes abzumerken, sparen sollte.

Ein Minister, der einen Sohn hat, der zu allen Geschäften unthätig ist, schiebt denselben in das Finanz-Departement, weil man da am besten bezahlt wird. Ein banquerotgewordener Kaufmann lieset des Herrn von Justi Schriften, und geht, mit einer Tasche voll unverdauter Projecte, hin, sich von irgend einem Prinzen zum Director der Rentcammer machen zu lassen.

In der Kriegskunst wird nicht weniger gepfuscht, und ein Fähndrich, der zwar nie im Kriege gewesen ist, aber sehr gut Filet macht, schmiert, bey müssigen Stunden, ein Tractätgen zu Belehrung der Feldherrn.

Nehmt es dem armen Hofmann am wenigsten übel, wenn er über tausend Dinge urtheilt, wovon er gar keinen Begrif hat. Wird er nicht dafür bezahlt, um immer zu schwatzen? Und wenn er nun ewig plaudern soll, keine gereinigte Fächer im Kopfe, und keinen

Augen-

Augenblick Zeit für sich hat, um aufs neue zu sammlen, woher soll er gute kluge Dinge nehmen, euch vorzutragen?

Zur Kritik hat jeder mittelmäßige Kopf Beruf. Da sucht er sich in irgend einem öffentlichen Blatte einen Tummelplatz, wo er ungescheut sich zum Sprecher des Publicums aufwirft, um, mit der plattesten Grobheit verdienstvolle Männer zu besudeln, und Bücher zu beurtheilen, die er nicht versteht, oft nicht gelesen hat, hingegen seine Freunde, die niemand kennt, als die ersten Genies auszuposaunen.

Wissenschaften, zu deren gründlicher Erlernung eine ganze Lebenszeit gehört, werden, bey andern Berufsgeschäften, nebenher getrieben, und in Sprachen macht ein jeder neue Regeln, neue Worte. Das Ansehen grosser Männer, die sich einer Wissenschaft oder Kunst ganz gewidmet haben, gilt nichts, und weil ein jeder in allen Dingen entscheiden und richten will, so weiß man gar nicht mehr, was gut und schön ist; sondern überzeugt sich, man dürfe eben so wohl sagen: „das Buch ist nicht nach meinem Geschmack„ wie man spricht: „die Farbe gefällt mir nicht.„

Ueber keine Sache aber urtheilt heut zu Tage jedermann entscheidender, ohne einige Kenntnisse davon zu haben, als über die schönen Künste, und das sogar oft ohne alles Gefühl. Und wissen Sie denn, mein Herr! daß es nicht einmal genug ist, Gefühl zu haben, um z. B. von Musik, Theater ꝛc. zu urtheilen? Erst durch langes Studium bringt man es dahin, sich von falschem Gefühle nicht täuschen zu lassen, und zu wissen, was wahrhaftig fein, schön und edel ist, oder nicht.

Sie haben auf ihren Reisen viel Gemählde gesehen, als Sie die gnädige Mama mit einem Hofmeister

durch Frankreich und Italien fahren ließ. Nun? nicht wahr, jetzt sind Sie Kenner? Ja, Sie haben ein paar Kunstwörter auswendig gelernt, die Sie eben zu rechter Zeit anbringen. Man bewundert die Feinheit ihrer Urtheile; aber merken Sie denn nicht, daß der schlaue Künstler dort in der Ecke sitzt, und des kenntnißlosen Richters spottet? .

Wenn in einer grossen Gesellschaft von Musik geredet wird; so hat jedermann die Augen auf den Herrn von grossem Welttone geheftet, der seine Hoffigur lange Jahre hindurch in manchem Concerte herumgetragen hat. — Einfältige Leute! Fragt doch den Schneider, der sein Handwerk aus dem Grunde versteht, was eurem Kleide fehlt, nicht den, der viel Kleider gesehen hat. Dieser wird euch wohl obenhin erzählen, ob es nach der Mode gemacht ist oder nicht; aber wo es ihm fehlt, wie es geschnitten werden muß, um hie und dort keine Falten zu schlagen — das kann euch nur der offenbaren, der seine Kunst gelernt hat.

„Dieses Schauspiel, dieses Gedicht, dieses Gebäude ist gut, dieses ist schlecht.„ — Das muß gar niemand sagen, als wer die Kunst versteht. Urtheil nach rohem uncultivirtem Gefühle, ist immer schiefes Urtheil.

Nur Wenigen ist Genie, Kraft und Fleiß genug gegeben, in mehreren Fächern groß zu werden. Also bleibe der Schuster bey seinem Leiste; und jeder, der eine Sache recht gelernt hat, spreche mit Zuversicht: „dies weiß ich, dies versteh ich.„ Aber er überlasse es andern Leuten, die ihr Handwerk auch im Schweisse ihres Angesichts gelernt haben, in dem ihrigen zu decidiren.

A.

Die

Die Morgendämmerung.

Noch weht ein schauernder Wind im dunklen einsamen Thale
Die Dünste des kommenden Morgens umher;
Nichts rührt das horchende Ohr, als sanftes Säuseln der Weide,
Und Rauschen des Bachs auf felßigtem Grund.
Vergeblich suchet mein Aug die melancholische Mühle
Die durch Geklapper ihr Daseyn verräth.
Halb ruht die weichende Nacht auf Thal und dämpfenden Hügeln,
Vom Felsen ertönt noch Eulengeschrey.
Jetzt tritt mein wankender Fuß auf halb erstorbenen Fluren;
Und noch verbirgt sich das Aug der Natur — —
Auf! hin zur Stirne des Bergs und harre der frohen Erscheinung
Die sich am östlichen Himmel dort zeigt!
Der Glanz der Sterne verbleicht — Er kömmt! — Der goldene Morgen
Verkündigt im Rosengewölke den Tag.
Grün wird nun wieder der Wald, und silberfarbigt die Bäche,
Und Perlen funkeln aus Blättern und Gras!
Jetzt steigt der feurige Ball hoch über Hügel und Berge
Und in dem schattigten Thale wirds Licht.
Mir deucht, als säh' ich vor mir das Bild eröfneter Gräber,
Da Moder und Asche zum Leben aufstehn.

N.



Nach-

Nachricht.

Der Herr Rector Schwabe zu Buttstädt, welcher sich schon durch verschiedene wohl aufgenommene Schriften bekannt gemacht hat, will in künftigem Jahr eine neue Ausgabe von den **Fabeln des Phädrus** im Gebauerschen Verlage zu Halle ans Licht stellen. Nach dem Avertissement, welches wir vor uns haben, wird er eine Menge der besten Ausgaben zu Rathe ziehen, und den Text nach der besten Burmannischen Ausgabe abdrucken lassen. Unter denselben kommen kritische, erklärende und erläuternde Noten, welche theils aus den grösten und besten Kritikern excerpirt (wobey jedoch alle unnütze, oder wenigstens entbehrliche Gelehrsamkeit, womit viele Ausgaben der Alten beschweret sind, vermieden werden) theils von ihm selbst verfasset werden sollen. Die verschiedenen Lesarten werden so viel möglich vollständig angezeigt und vielfältig beurtheilt. Ueberhaupt aber wird Herr Schwabe bemühet seyn, die dichterischen Schönheiten näher zu entwickeln, und die jungen Freunde des Phädrus mit der Schreibart und den Idiotismen dieses reizenden Dichters, wie auch mit den Schönheiten der Sprache bekannt zu machen. Voran kommt das Leben des Phädrus, und ein kritischer Index der vorhandenen Ausgaben. Das Buch wird nicht viel über 1 Alph. betragen. Diejenigen, welche darauf subscribiren wollen, erhalten es um den vierten Theil wohlfeiler, als es nachher verkauft werden wird, und ihre Namen werden dem Buche vorgedruckt. Das Luth. Waisenhaus bietet zu Bestellungen seine Dienste an.

Druckfehler.

Im vorigen Stücke ist S. 307. Z. 3. statt Westindische — zu lesen Ostindische. S. 312. Z. 16. davon mancher — l. deren Menge.

Hanauisches Magazin.

Sechs und dreisigstes Stück.

Von
den Schicksalen des Amts Babenhausen
zu Anfang des dreisigjährigen Kriegs.

Eine wohl geordnete vernünftige Wißbegierde will nicht alles wissen, übersiehet und vergißt die Kleinigkeiten gerne. Was sind denn aber Kleinigkeiten, die unter der Sphäre des Wissenswürdigen stehen, den Kopf beschweren, und dem Geiste zu keiner gesunden Nahrung dienen? Die Gränzen von dem Gebiete des Wissenswürdigen ganz genau und richtig zu bestimmen, das ist der schwere Punkt, wo die Menschen in ihren Urtheilen so sehr verschieden sind. Die Mode und die Lieblingsneigungen entscheiden gemeiniglich, und nicht immer nach der Wahrheit.

So steigt und fällt der Werth von den Gegenständen der menschlichen Erkenntnis, so wie sich die Mode und Neigungen verändern. Ohne mich in die Bestimmung des Wissenswürdigen einzulassen, glaube ich doch mit Grund behaupten zu können, daß die Begierde, sein eigenes Vaterland kennen zu lernen, keinen Tadel verdiene. Dieser Trieb scheint mir in der Vaterlandsliebe gegründet zu seyn, wenigstens bekommt er aus dieser edlen Neigung seine Nahrung. Warum wollen wir nur wissen, welche Producte uns beide Indien liefern, und nicht auch fragen; welche Früchte in unserm Va-

terlande wachsen? Gereicht es nicht unserm Verstand und Herzen zum Vorwurf, wenn man fremd in seinem eigenen Vaterlande bleibt, und nur die Verfassung entfernter Reiche will kennen lernen? Sollten wir nicht zuerst die Geschichte unsers eigenen Vaterlandes studieren, ehe wir zu den Specialgeschichten anderer Reiche und Länder übergiengen? Ich weiß gar wohl die Ursachen, welche manche abgehalten, einige Zeit und Mühe auf die Kenntnis ihres Vaterlandes zu verwenden. Die Wege sind nicht wenigen verschlossen, zu dieser gewiß sehr nützlichen Erkenntnis zu gelangen; oder sie müssen sich mit einer fast unüberwindlichen Gedult durch alle Hindernisse und Schwierigkeiten hindurch arbeiten. Es giebt noch über dieses Leute, welche aus Einfalt oder Bosheit diejenigen für gefährliche Kundschafter ihres eigenen Vaterlandes halten und ausschreien, welche dergleichen Erkundigungen einziehen, und Nachrichten sammlen.

Ich habe gehoft, daß es wenigstens einem Theil meiner geliebten Landsleute nicht unangenehm seyn würde, wenn ich einige Nachrichten aus den Zeiten des dreisigjährigen Kriegs, welche unser Vaterland betreffen, hierdurch öffentlich mittheile.

Um einiger Leser willen scheint es mir nöthig zu seyn, aus der Geschichte jener Zeiten, und aus der Hanauischen Geschichte insonderheit verschiedenes anzuführen, um dadurch die kriegerischen Auftritte und Vorfälle in dem Amte Babenhausen in ein helleres Licht zu setzen.

Das Amt Babenhausen gehörte vor dem Jahr 1255 den **Herrn von Münzenberg**. Von diesen erbte es **Reinhard, Herr von Hanau**, durch seine Gemahlin Adelheit, eine Erbtochter aus dem Hause Münzenberg. In dem Jahr 1458 wurde dieses Amt

von der Grafschaft Hanau getrennt, und dem Grafen **Philipp**, welcher der Aeltere genennt wird, angewiesen. Seines Bruders Sohn **Philipp**, welcher zum Unterschied der **Jüngere** heist, behielt das Uebrige von der Grafschaft Hanau. Philipp der Aeltere heirathete des letzten **Herrn von Lichtenberg Ludwigs** Tochter **Anna**, und erbte nach dem Tode seines Schwiegervaters die Hälfte von der Herrschaft Lichtenberg. Nun entstund eine doppelte **Linie** im Hanauischen Hause, nemlich die **Münzenbergische** und **Lichtenbergische**. **Jene** hatte Philipp der Jüngere, und diese Philipp der Aeltere gestiftet. Im Jahr 1642 erlosch der Männliche Stamm von der Münzenbergischen Linie, und **Friederich Casimir**, ein Hanau-Lichtenbergischer Graf, bekam die gänze Grafschaft Hanau. In den ersten 24 Jahren des dreisigjährigen Krieges gehörte noch die Stadt und das Amt Babenhausen den Grafen von Hanau-Lichtenberg. Die Stadt Babenhausen war die Residenz der Grafen von Hanau Lichtenberg, so wie die Grafen von der Münzenbergischen Linie zu Hanau residirten.

Zu dem **Amte Babenhausen** gehörten dazumal die Stadt **Babenhausen**, die Dörfer Schaafheim, **Schlierbach**, **Langstatt**, **Cleestatt**, **Altheim**, **Harpershausen**, **Dietzenbach**, **Altdorf**, **Hareshausen**, das mit Ysenburg gemeinschaftliche Städtgen **Hayn in der Dreyeich**, und das Dorf **Münster**, das mit Chur-Maynz gemeinschaftliche Dorf **Oberroda**, das mit Chur-Maynz und Ysenburg gemeinschaftliche Dorf **Dudenhofen**, und die beyde den Freyherrn von Groschlag zustehende Dörfer **Hergershausen**, und **Sickenhofen**, über welche Hanau die **Oberlehens- und Cent-Herrschaft besitzet.**

Der Hanau-Lichtenbergische Graf **Johann Reinhard**, welcher 1599 seine Regierung angetreten hatte, erlebte noch die traurige Zeit des dreisigjährigen Kriegs,

 und

und starb zu Babenhausen den 15 Nov. 1625, gerade zu der Zeit, als die Pest allda grassirte, und vielleicht auch an dieser Krankheit. Das zu sehr getheilte Interesse der deutschen Reichsstände, und die Verschiedenheit der Religion hatten zur Errichtung der beyden Bündnisse Anlaß gegeben, welche unter dem Namen der **Union** und **Liga** bekannt sind. Der **Herzog Maximilian von Bayern**, welcher nachher die Churwürde erhielte, war das Haupt der **Ligistischen Parthey**. Die **Unirten** protestantischen **Stände** hatten sich den unglücklichen **Churfürsten von der Pfalz, Friederich** zu ihrem Haupte gewählt. Dadurch wurde der Grund zu dem verderblichen Kriege, und zu einer grossen Revolution in Deutschland gelegt. Die grosse Erbitterung unter den kriegführenden Mächten, und der blinde Religionshaß, die giftige Quelle des Verfolgungsgeistes, nahm zu viel Theil an diesem Krieg, und verleitete die Anführer und Soldaten zu vielen entsetzlichen Ausschweifungen, und oft zu ganz unmenschlichen Grausamkeiten. Der Graf Johann Reinhard glaubte für die Wohlfahrt seiner Unterthanen und Länder am besten zu sorgen, wenn er nach dem Beyspiel des **Landgrafen Ludewigs von Darmstadt** sich nicht mit den protestantischen Ständen unirte, und eine strenge Neutralität beobachtete. Wie sehr ihn aber seine Hofnung getäuschet habe, solches hat der Erfolg genugsam gelehret. Die Truppen von der **Union** unter Anführung des **Grafen von Mansfeld** verheerten die im Elsaß liegende Länder des Grafen von Hanau-Lichtenberg; und im Amt Babenhausen geschahe dieses von der Ligistischen Armee, welche aus **Bayern, Hungarn, Pohlen** und **Spaniern** oder den sogenannten **Burgundischen Kraistruppen** bestunde. Der Spanische General **Spinola**, welcher seinen Namen durch Sengen und Brennen im Hanauischen verewiget hat, versprach zwar in der zu Maynz errichteten **Convention**, die Länder der neutra-

len

len Reichsstände zu verschonen. Diesem Verspre-chen wurde aber so wenig gemäß gelebt, daß noch in diesem Jahr die grösten Excesse von Ligistischen Truppen in dem Amt Babenhausen verübt wurden. Vielleicht ist es einigen Lesern nicht unangenehm, diesen Tractat zu lesen. So lautet er:

Articul des Vertrags, welche durch die Vnderhandlete Fürsten, den Herrn Churfürsten zu Mentz vnd Landgraf Ludwigen zu Hessen, zwischen Herrn Marquis Spinola General Veldhauptmann der Khay. Mayst. Khriegßvölker in der Pfalz eines Theills, vnd Herrn Marggraf Joachim Ernsten zu Brandenburg Generall vber der Evangelischen vnion Kriegsvolckh, vnd Herzog Johann Friederichen zu Wirttenberg ꝛc. sowol vor sich selbs alls im namben der andern vnierten Fürsten vnd Ständt tractirt vnd beschlossen worden.

Vor allen Dingen ist zwischen vorbesagten Fürsten vnd Stenden verglichen, hinfürder beederseiths von aller feindlichkeit gentzlich abzustehen, dergestalt, daß die vnierte Fürsten vnd Standt vnd Ir Khriegsvolkh den Herrn Marquis Spinola oder sein Khriegsvolkh oder die Jhenige Oerter welche in seiner Gewalt sein, noch andere in dießem Vergleich begriffen oder Ir Land- vnd Potmessigkeit beleidigen noch Pfaltz Graff Friederichen mit Gelt, Volkh oder in andere weeg, directe vel indirecte für sich selbs oder durch andere, helffen, Ire vor dissem aufgerichte vnion weder in Pfaltzgraf Friederichs Favor noch wider die Khey. Mayst. verlengern noch ein Neue eingehen, sondern vor Außgang der vnion, nemlich den 4 oder 14 nechstkünftigen Monats May sowol Jr eigen als Jhr gemeines Khriegsvolkh auß der Pfaltz vnd andern zu derselben beschützung gebrauchten Orten abführen vnd wegschaffen, Sodann der Khay. Mayst. gethreu- und gehorsambe Fürsten verbleiben. Immassen bey der Khay. Mayst. sy sich hierüber vor diesem öffters bezeugt haben. Hergegen soll Herr Marquis Spinola hinförters wider der Herrn vnierten Fürsten vnd Stände Persohnen, Khriegsvolkh Officianten vnderthanen, Schlösser vnd Land, weder mit Rauben, Zwang, Außfällen noch in alle andere weeg, nichts feindliches tentiren.

In dissen Tractat aber sollen sowol die in dem Vlmischen Abschied benandte alls andere Chur-Fürsten Stendt vnd Ritterschaften des Reichs, sy sein Catolisch oder Evangelisch begriffen sein, doch begehren gedachte Parteien der Gülichsche Landen halben an diesem Ort nichts zu disponiren. So viel aber Pfaltzgraf Friderichen betrifft, den das Jenige was bißhero gesagt, nichts angeht, hat auf des Khünigs in Groß Brittanniæ requisition ernandter Marquis Spinola zugesagt, von nun an, biß auf den obbestimmten Termin des 4 oder 14 May mit der Jme aufgetragenen execution der Pfaltz, Persohnen vnd Gueter so wenig vor sich selbs, als durch andere weiters zuverfahren, sondern diesselb umb soviel einzustellen, doch mit disem Bedinge, daß die vnierte Fürsten verschaffen, damit ermeldtes Pfaltzgrafen eigen Khriegsvolkh in der Pfaltz oder benachbarten Orten sich anshalten, entzwischen wider Jme Herrn Marquis Spinola sein Khrigsvolkh nach die Ort so Er Jetzo innen hat, noch andere getreue Ständt des Reichs vnd Jr Diener vnd Vnterthanen nichts feindlichs vornemben. Vnd damit die benachbarten Fürsten vnd Stende vnd Jre Vnterthanen oder andere in Jren territoriis von einer oder andernseits Khriegsvolkh nit beschweret oder beleidiget werden, haben vilgedachte Fürsten, Beedertheil Khriegsvolkh versprochen, ernst- vnd gewißlich zu verschaffen daß alle Außfell, Rauberey, oder alle andere Beschädigungen in Jren Landen vnd Provinzien ganz vnd gar verbotten sein vnd aufhören, vnd sowol der Strassen alls der Commercien sicherheit befürdert werden sollen.

Vnd zu aller dieser Ding mehrerer Becreftigung haben offternennte Beederseiths Fürsten, neben den Fürstlichen Vnderhendlern, disse articul, mit Jren Sigillis vnd Vnderschrift bestätiget, vnd soll der Herr Marquis Spinola aufs förderlichsts verschaffen, das von der Khay. Mayst. vnd Erz-Herzogen Alberto, dieselbe auch becreftiget werden. Geschehen zu Maintz den 12 oder 2 Aprillis 1621.

Ambros. Spinola.
Johann Schweickhart Churf. zu Mentz,
Ludwig Landgraff zu Hessen,
Joachim Ernst Marggraff zu Brandenburg,
Johann Friederich Herzog zu Wirttenberg.

So

So vortheilhaft dieser Vertrag, welcher dem Grafen Johann Reinhard mitgetheilet wurde, den Hanau-Lichtenbergischen Ländern zu seyn schiene, so wenig entsprach der Erfolg der guten Hofnung, die man sich vergeblich gemacht hatte.

Den 23ten Octob. 1621. bekamen die Dörfer **Schaafheim, Langstatt, Cleestatt, Altheim** und **Harpershausen** den ersten feindlichen Zuspruch von 2000 Bayern, und den 25 Octob. noch einen zweyten Besuch von 6000 Bayern. Man hat den Schaden, welcher den Einwohnern zugefügt worden, und die Unkosten, welche sie durch diese Einquartirung gehabt haben, auf 9000 Gulden berechnet. Gewiß eine sehr grosse Summe in jenen Zeiten! Wäre der Preiß von den Lebensmitteln, dem Vieh, den Wohnungen und den Geräthschaften schon so hoch gestiegen gewesen, als jetzo: so würde sich die Summe gewiß noch einmal so hoch belaufen haben. Denn diese Dörfer wurden geplündert. Es wurden allein 70 Pferde und alles Mastvieh aus Harpershausen weggenommen; und wie viel 8000 wilde Krieger in wenig Tagen verzehren können, welche sich vorgenommen haben, auf Rechnung eines Andern die grösten Ausschweifungen in der Schwelgerey zu begehen, solches ist leicht zu erachten.

Die Dörfer **Schaafheim, Langstatt** und **Altheim** wurden den 24 Nov. von 600 Kayserlichen, unter welchen einige Compagnien Spanier von dem Regiment des **Grafen von Anholt** waren, überfallen. Diese mißhandelten die Einwohner noch weit grausamer, als die vorigen. Die Spanier zeichneten sich durch eine zügellose Wildheit von den Andern ganz besonders aus. Die Kirche und das Rathhaus in Schaafheim wurden erbrochen und geplündert; die Thüren, Tische und Bänke aus einem boßhaften Muth-

willen zerschlagen, und die Schriften auf dem Rathhause zerrissen und unter die Pferde gestreuet. Eine solche Wirkung hatte der Maynzer Vertrag in dem Lande eines neutralen Reichsstandes. Der Graf Johann Reinhard bat die beyden Fürsten, den Churfürsten von Maynz, und den Landgrafen von Darmstadt um ihre Intercession bey den Generalen der Kayserl. Armee **Tilly** und **Don Cordova**. Der Forst- und Jägermeister zu Babenhausen, **Friederich Neidhard von und zu Rodenstein** reisete nach **Weinheim** in das Hauptquartier des Generals Tilly, um seine gerechte Beschwerden über die verübten Feindseligkeiten der Ligistischen Truppen anzubringen. Ohne Rücksicht auf den in Maynz geschlossenen Tractat, und die von dem Grafen so genau beobachtete Neutralität, gab ihm der General-Kriegs-Commissarius von **Wuckenthal** in Abwesenheit des General Tilly die untröstliche Antwort: So bald das Churpfälzische Bergschloß **Otzberg** würde erobert worden seyn, wollte man das Amt Babenhausen mit Einquartierungen verschonen.

Zu Anfang des 1622 Jahrs bekamen die zum Amt Babenhausen gehörigen Oerter **Hayn in der Dreyeich, Dudenhofen, Oberroda, Dietzenbach, Sickenhofen, Hergershausen, Altheim** und **Harpershausen** Winterquartier von dem Regiment des Grafen **Jacob Ludwig von Fürstenberg**. Tilly gab die beste Versicherung, daß dieser Graf als ein naher Verwandter von dem Grafen zu Hanau die beste Mannszucht über seine Truppen halten, und zu keinen Klagen Anlaß geben werde. Tilly war nichts weniger als ein Sklav seiner Worte, und der Graf von Fürstenberg setzte sich über den Punkt der Verwandtschaft weit hinaus. Das einzige Dorf Dietzenbach kostete diese Einquartirung nach einer noch vorhandenen Rechnung 3632 fl. 2 btz. An den Grafen musten 400 Gulden baar bezahlt werden. Von den

übrigen Dörfern fehlen die Rechnungen. Dieses thaten im dreisigjährigen Kriege die Vetter in Freundes Landen Harpershausen wurde noch über dieses geplündert. Die epidemische Krankheiten, welche dieses Regiment in die gedachten Oerter brachte, schadeten wohl eben so viel als die Plünderungen und Brandschatzungen; nur mit dem Unterschied, daß ihm jene nicht zur Last geleget werden konnten. In Dudenhofen allein sind in diesem Jahr 155 Menschen gestorben. Von 1610 bis 1621 belief sich die Anzahl der Verstorbenen nicht höher als auf 117. Von den übrigen Oertern fehlen mir die Todtenlisten. Im Sommer des 1622. Jahres schien es, als wenn die Gegend um Babenhausen zum Schauplatz des Krieges sollte gewählet werden. Die Mannsfeldische Armee rückte den 28 May von Darmstadt aus bis gegen Dieburg vor. Tilly hatte dazumal sein Hauptquartier in Moßbach im Bachgau 3 Stunden von Babenhausen gelegen. Doch die Unirte Armee zog sich nach erhobener Brandschatzung wieder von Dieburg, über Darmstadt nach Manheim zurück. Tilly folgte ihr auf dem Fuß nach. Eine neue Bewegung von der Braunschweigischen Armee jenseits des Mayns in der Gegend von Hanau nöthigte oder veranlaßte aber den Tilly, seinen Rückzug aus der Bergstrasse durch das Amt Babenhausen zu nehmen, bey Aschaffenburg über den Mayn zu gehen, und diese Truppen anzugreifen. Bey Höchst kam es den 10. Junii zu einem Treffen, in welchem Tilly siegte. Nun wurde die ganze Gegend am Maynstrom von Frankfurth aus bis Seligenstadt mit Kayserlichen Truppen besetzt, und den letztern Ort wählte Tilly zum Hauptquartier. Zu der Zeit wurden fast alle Dörfer im Amt Babenhausen von Menschen verlassen. Ein jeder sorgte für seine Sicherheit so gut er konnte. Städte und Einöden waren die gewöhnliche Zufluchtsörter. Denn ohne Lebensgefahr durfte sich Niemand mehr im Felde und auf den Strasen sehen lassen. In

Schaafheim wurde den 6 Junii die Kirche von den Spaniern bis auf die Mauern abgebrannt. Nach Babenhausen hatten sich über 2500 Menschen von den Dörfern mit 9 Heerden Schaafen und dem übrigen Vieh geflüchtet. Nach einer von dem Amtmann zu Babenhausen, **Gremp von Freudenstein** an den Grafen zu Hanau erstatteten Relation entstund daraus die Pest. In diesem Jahr starben in Babenhausen 239 Menschen, da von 1610 bis 1621 nur 478 Menschen gestorben waren, ohnerachtet in den Jahren 1610, 1611, 1612 und 1613, auch die Pest grassirt hatte. Nur einige Tage hatte die Stadt Babenhausen Einquartirung von dem Kayserlichen Obrist **Erfft** mit 5 Companien Cavallerie. Die Plünderung, womit die Soldaten gemeiniglich von ihren Wirthen pflegten Abschied zu nehmen, wurde durch ein freywilliges Geschenk von 400 Rthlr. und 1 Faß Wein an den Obrist Erfft glücklich abgewendet, oder vielmehr abgekauft. Ueber 4 Wochen mußten sich die Einwohner des Amts Babenhausen theils in den Wäldern, theis in der Stadt Babenhausen um ihrer Sicherheit willen aufhalten. Tilly verließ zwar diese Gegend zur größten Freude der Einwohner, und besetzte die Gegenden an dem Neckar-Fluß. Doch wurde es dadurch nicht besser. Die streifende Partheyen plünderten und raubten, wo sie konnten. Bey der Plünderung in Dietzenbach wurden die Glocken zerschlagen und mitgenommen; und Altheim hatte das Unglück 2 mal in diesem Jahre geplündert zu werden. Die letztere Plünderung geschahe von 8000 Pohlen, unter Anführung des Fürsten **Radzivil**. Diese liesen den armen Einwohnern, zu Altheim, ausser ihrem Leben, und dem was sie nicht mitnehmen konnten, gar nichts übrig. Gerührt von dem Elend dieser Leute schickte ihnen der Landgraf Ludwig von Darmstadt 30 Malter Korn, als ein Geschenk. Den übrigen Oertern wurde das Vieh auf dem Feld und von den Weiden weggenommen.

So wurde der Stadt Babenhausen ihre Heerde Kühe von 150 Stück von der Weide, und in eben diesem Jahre die ganze Heerde Schweine weggetrieben; die Dörfer Langstadt, Altheim und Dudenhofen, haben alles Vieh ohne Ausnahme eingebüsset. Das Dorf Harreshausen verlohr die ganze Heerde Kühe und 700 Stück Schaafe. Die Bauern von Langstatt wagten es einmal den Feinden nachzusetzen, um das geraubte Vieh ihnen mit Gewalt wieder abzunehmen, sie waren aber zu schwach, und mußten ihren Feinden den Raub überlassen. Bey diesem Vorfall wurden 3 Bauern erschossen, und viele von den übrigen verwundet.

Glücklicher waren die Einwohner von Babenhausen. Diese verfolgten ihre Feinde, und nahmen ihnen von 60 Pferden, welche sie ihnen geraubt hatten, 50 wieder ab. Ein Burger mußte aber auch seine Herzhaftigkeit mit dem Leben bezahlen. In einer Relation von dem Amtmann Gremp von Freudenstein wird den Mayntzischen Bauern vieles zur Last gelegt, welche aus Religionshaß die Kayserlichen zu diesen Plünderungen sollen verleitet haben.

So weit war es nun gekommen, daß in manchen Dörfern kaum die Hälfte von Einwohnern noch am Leben war. Die Felder konnten nicht gebauet werden; Handel und Gewerb lag gänzlich darnieder; die Einwohner waren ihres Vermögens beraubt; Armuth und Elend drückte einen jeden. Tilly entschuldigte sich damit, daß die Plünderung gegen sein Wissen und Willen geschehen wäre. Ist man aber nicht schuldig, das Geraubte wieder zu geben, und Schaden zu verhindern? Doch Tilly hatte seine eigene Moral. Durch die Intercession von dem Landgrafen von Darmstadt wurde indessen eine Salva Guardia bey dem General Tilly für das Amt Babenhausen ausgewirket.

Es scheinet als wenn dieses Amt im Jahr 1623 ein erträglicheres Schicksal gehabt hätte. Dietzenbach hatte zwar eine Einquartirung von dem Saupenbergischen Regiment, welches vermuthlich Croaten waren, und aus 1200 Mann bestunden, und Cleestadt war mit etlichen Compagnien Croaten unter dem Commando des Rittmeisters **Gollmitsch** belegt. Es gieng aber diese Einquartirung ohne Plünderung ab.

Unterm 9 Junii 1624. gab der Churfürst Maximilian von Bayern dem Tilly. Befehl, künftighin die Stadt und das Amt Babenhausen auf alle Art und Weise zu schonen. Tilly schrieb selbst an den Grafen von Hanau unterm 5 Jan. 1625. von Hersfeld, und versichert, daß er nichts mehr wünschte, als ihm dienen und sein Land verschonen zu können; nur beklagte er sich, daß er ausser Stand wäre, die Einquartirungen und die damit verbundene Excesse zu verhindern. Was ihn ausser Stand gesetzt habe: sein Herz, oder andere Umstände? weiß ich nicht.

In diesem Jahr starb der Graf Johann Reinhard. Sein Sohn **Philipp Wolfgang** succedirte ihm. Dieser gab von **Willstätt** wo er sich dazumal aufhielte, Befehl, daß Babenhausen mit 100 Musquetiers von dem Land-Ausschuß besetzt, und Niemand von Kayserlichen Truppen sollte eingelassen werden, wenn er keine Befehle vom Kayser vorzeigen konnte.

Einmal wurde in diesem Jahr das Amt mit Spanischen Truppen unter Anführung des Obristen **Kratz** belegt. In den vorhandenen Nachrichten wird keiner verübten Excesse gedacht, und **Don Vertugo**, bey welchem man sich über die gemachte Einquartirung beklagte, gab von Friedberg aus die Versicherung, daß sogleich die Truppen aus dem Amt herausgezogen und in andere Oerter verlegt werden sollten. Es scheint auch, als wenn er sein Versprechen mögte erfüllt haben.

Am

Am meisten haben die Dörfer Harpershausen und Altdorf in diesem Jahr gelitten. Eine einzige Compagnie Reuter von dem Sachsen Lauenburgischen Regiment, welche dem Obrist Wachtmeister Layhen gehörte, mißhandelte die Einwohner auf die grausamste Art. Man suchte sie durch den sogenannten bösen Trank, und durch andere die Menschheit entehrende Mittel zu nöthigen, ihr verstecktes Geld herauszugeben. Der Schaden, welcher Altdorf durch diese Einquartirung von etlichen Tagen verursacht worden, wird auf 2105 Gulden und 6 Batzen berechnet. Harpershausen kostete nach der noch vorhandenen Rechnung diese Einquartirung 501 Gulden 2 Batzen, und über dieses mußte noch Altheim einen Beytrag von 65 Rthlr. entrichten. Den dreissigjährigen Krieg kann man schon aus diesen Berechnungen kennen lernen.

Ich will noch einige Briefe anfügen, welche von dem Grafen von Tilly an den Grafen zu Hanau Lichtenberg Johann Reinhard geschrieben worden.

Erster Brief.

Wolgeborner Grave, sonders geliebter Herr!

Obwohln mir nicht unbewust, das der Herr Graue ohne das der Röm. Keys. Maytt. vnserm Allergnädigsten Herrn ꝛc. Zu allen vndertheinigsten Dinsten bißhero viel gethan, dieweil Ich aber Nottgetrungenermasen nicht weiß, wo Ich doch mein allerseitts Nottleidende Soldatesca vnderbringen sollte: Als hab Ich nicht vmbgehen könden, das Gräfl. Fürstenbergisch Regiment zu Hanaw Inn Drey Aichen zulegen, der tröstlichen Zuuersicht gelebent, das weilen desselben Regiments Obriste Leuttenandt Herr Graue Jacob Ludtwig vonn Fürstenbergk deß Herrn Grauen gutter und vertrautter Freundt Ist, er werde bei seinen vnderhaben-

den

den Soldatten so gutt Regimentt haltten, damit weder der Herr Graue noch dessen Vnderthanen darob sich nicht zu beschwehren haben werden. Im vbrigen hat der Herr Graue zun seinen Diensten mich Jederzeitt bereith, Göttlichem Segen vnnd hiemit sammentlich empfehlendt, datum Weinheim den 15 January Ao. 1622.

des Hrn. Grauen.

Dienstwillg

Johann Ehr vonn Tilly

Zweyter Brief.

Hoch Wohlgeborner Graue, besonders geliebter Herr vnnd Freundt!

E. Ldden an mich abgeschickhtes Schreiben vom 12 Decembris Jüngsthin hab Ich anheut den 5 dieses eingeschrittenen Monats Januarii vnd Jars zu Recht erhalten, vnnd ab dessen Begriff die abermahls gesonnene Abführung, dessen in Ihrem Ambt Babenhausen einlogierten Kriegs Volkhs ablesende wohl vernohmmen. Vnnd gleichwie Ich nuhn mich guetermassen zu erInnern habe, daß E. Ld. in Ihrer Khay. May. Vnnsers Allergnädigsten Herrns aller vnnderthenigsten Deuotion Jederzeit rühmlich verharret; Also möchte Ich auch daherro (: E. Ld. wollen es mir sicherlich zuetrawen, vnnd dafür halten, daß Ich Ihr vnnd Ihren angehörigen Vnnderthanen Ihre Wohlforth allerdings gernngönne :) von Herzen wünschen vnnd sehen, daß solchen Jzt vnnd vor diesem beschechenem mehrmahligem ersuchen vnnd pitten ohnbehindter Dingen statten vnnd satisfaction gegeben

ben werden khönnde Weilen nuhn aber Ich ausser allen Mitteln stehe, wordurch E. Lden solche Wihlfahrung beschehen möchte, Alß wollen Sy hiemit Dienstfreundlich ersucht vnnd gepetten sein. Sy geruehen es in kheinem ohn besten zuuermerkhen, noch uff zunehmmen, daß Ich Ihro in khundtbarer ermangellung der darzue Diensammer gelegenheit noch zer zeit, wie gern Ich auch wolte, nit zue Willen sein khan, benebens auch zue gedenkhen, daß obwohln von der Churfrhl. in Bayern ꝛc. meinem gnedigsten Herrn mir zue dem Ennde bevelch vberschrieben, daß yedoch mir die Mitteln darzue nit remonstriert, oder an handt gegeben worden. Versehens E. Lden werden mir derentwegen, darumben Ich den auch freundt dienstlich gepetten haben will, kheine Schuldt beymessen: Yedoch will Ich nit vnndter lassen, vort nacher Mittel zu trachten, daß wo möglich E. Lden verholffen werden mochte, gestalt Ich dann mich mit meinem General Quartiermaister, dessen Ich allhie stündlich erwarttend bin, darauß nottürfftig vndterreden will. Wolte E. Lden Ich in Anntworth frl. vermelden vnnd pleipe deroselben zue angenemmen diensterweisungen mit willen geneiget. Datum Hersfeldt ahm 5 January Anno 1625.

E. Lden.

Dienstwilliger

Johann Graue von Tilly.

Tilly hatte von dem Churfüsten Maximilian von Bayern Befehl erhalten, die Länder des Grafen Reinhards zu verschonen, und auf diesen Befehl beziehet sich das vorige Schreiben. So lautet das Schreiben welches der Churfürst Maximilian an den General Tilly erlassen hatte:

Maximilian Churfürst ꝛc.

Wolgeborner lieber getreuer, Waß an vnß der Wolgeborne vnnser besonder lieber Reinhardt Graf von Hannau, wegen verschonung seiner Herrschaft und ausquartirung der daselbst ligenden Soldatesca, an vns gelangen lassen, daß habt Jr hieben gehorsambst zu uernemmen. Dieweilen sich dan ermelter Graue in der bishero gegen der Röm. Kays. Mayt. verspürten beharlichen Deuotion befunden vnd die Quartier, ein geraume Zeithero zu vnderthenigsten Ehren höchstgedachter Röm. Kay. May. guetwillig verstattet, dahero hat man vmb so vielmehr Vrsach Jme Alß ainem gehorsamen vnd fürnemmen Reichsstandt hievun vor andern zu bedenkhen, Alß beuelchen wür Euch hiemit Gdiß, vff andere quartier zu gedenkhen, vnnd es Euch mit eifer angelegen sein lassen, wie Jhme Grauen In disem seinem begeren möge wilfahrt, daß uff seinen Guettern quartirte Volkh furderlich abgefierth, die daselbst logierte Artigleria Pferdt vf die Frankhfortische Derffer gelegt, vnd nit gestattet werde, daß er vnd seine vnderthonen von jemandt verners mit einerley Einquartirung oder exactionen beschwerdt werde, gestalten wir mit befrembten vernemmen miessen, daß sich die Commissarien dessen selbst sollen angemaßt haben, So Jr nit allain vnuerzogenlich abzustellen wisset, sondern wir wollen es nach befundenen vmständiger der sachen beschaffenheit gegen Jnen vngeandet nit lassen. So wir Euch Gdist wellen bedeiten vnd thuen vnß ꝛc. Datum in vnnser Statt München den 9 Junii Anno 1624.

Hanauisches Magazin.

Sieben und dreisigstes Stück.

Von der Belagerung der Stadt Babenhausen im Jahr 1635.

Babenhausen wurde im Jahr 1635 von 6. Regimentern Kayserlicher Truppen, die mit allen Kriegsbedürfnissen hinlänglich versehen waren, gegen 5 Wochen bloquirt, förmlich belagert und beschossen, und doch nicht erobert, sondern verlassen. Die kleine Schwedische Besatzung, welche aus 1. Compagnie zu Fuß und 60. Mann zu Pferd bestunde, hatte mit mehr, als Einem Feind zu kämpfen. In der Stadt wüthete die Pest, und der Mangel an Lebensmitteln war schon aufs höchste gestiegen. Zur Vertheidigung des Orts fehlte es so gar an nöthiger Ammunition und an Geschütz. Nur Muth und Klugheit fehlte nicht.

Eine solche Begebenheit verdient wohl der Vergessenheit entrissen, und den Liebhabern der vaterländischen Geschichte bekannt gemacht zu werden.

Zuvor aber werde ich eine kurze Nachricht von der Stadt und dem Schloß ertheilen müssen, ehe ich die Begebenheit von der Belagerung selbst erzähle.

Babenhausen ist eine alte Stadt, und noch älter möchte die Burg seyn. Wann sie erbaut worden? Ob sie zu der Zeit ihrer Erbauung, oder nachher die Stadtgerechtigkeit erlangt habe? ist mir unbekannt. Als Cuno, Herr zu Münzenberg, sich mit Adel-

heit einer Tochter des Grafen Wilhelm von Duingen 1236 vermählte, so wurde dieser die Burg Babenhausen zum Witthum versprochen.

Die Herren von Münzenberg hatten schon in jenen Zeiten ihre Burgmänner zu Babenhausen. Auf einem Leichenstein in der Stadtkirche lieset man folgende Aufschrift:

Anno Dni. m°. cc°. xlvi. Vitalis Fridericus de Babenhusen Miles obiit.

Miles war ein gewöhnlicher Name, mit welchem die Burgmänner pflegten benennt zu werden.

Aus den Inscriptionen, welche in dem Schloß und an den Stadtthoren befindlich sind, kann man nicht sehen, wann die Stadt und das Schloß sind erbauet worden.

An den beyden äussersten Thoren auf der Seite nach Hanau stehen folgende Inscriptionen:

An dem äusseren Thor:

Reinhart. graf. zu. hanau. Reinhart. und. Philips. gebruder. des. altern. grafen. herren. Reinhart. sone. Conrat. Kriegk. vō. althem. amptman. und. Girhart. Knobelauch. Keller. zu. Babenhusen. anno. dm̄. m. cccc. xlv. feria tercia post walpurg. vginis inceptū est hoc opus.

An dem inneren Thor:

Reinhart grawe zu hanauwe anno dm̄ m°. cccc°. xl°. quito. feia tercia post walpg. virg. icept. ē. murus vic.

Diese beyden Inscriptionen sagen mehr nicht, als daß den 4ten May 1445 unter der Regierung des Grafen Reinhards von Hanau, dem Vater von Reinhard und Philipp (dem Stifter der Hanau Lichtenbergischen Linie) zu der Zeit, als Conrad Krieg von Altheim Amtmann, und Girhard Knobelauch Keller zu Babenhausen gewesen waren, der Anfang mit Erbauung der Stadtmauer gemacht worden.

In

In dem Schloß findet man über einer Thür diese Inscription:

Anno Dmi m° cccc° lx° feia secunda post festn sti Laurentz. inceptn est hoc opos. Philips grave zu han. Freder. võ dorfelde amma. Girhart Knobelauch Keller.

Ob Philipp der ältere, welchem Babenhausen war zugetheilet worden, dieses Schloß, das er bewohnte, ganz von neuem habe aufbauen, oder nur erweitern lassen, solches läßt sich aus dieser Inscription nicht ersehen. Er machte den 12ten Aug. 1460 den Anfang mit dem Schloßbau. Zu der Zeit war Friederich von Dorfelden Amtmann und Girhard Knobelauch Keller zu Babenhausen.

Die Stadt ist mit einer doppelten Mauer und einem Graben, der in den vorigen Zeiten mit Wasser angefüllt war, umgeben. Das Schloß hat 3 Wassergräbe, 2 Wälle und 1 Mauer. Die nähesten Berge und Anhöhen sind wenigstens eine Stunde davon entfernt, und konnte also Babenhausen von keiner Anhöhe beschossen werden. In jenen Zeiten war dieser Ort nach seiner Befestigung und Lage nicht ganz unbedeutend. Beydes, die vortheilhafte Lage und Befestigung, machten dasjenige möglich, was die Belagerten durch ihre Tapferkeit und Klugheit ausführten.

In der Geschichte des dreyßigjährigen Krieges ist in den Babenhäuser Nachrichten eine Lücke von 1625 bis 1635. Selbst die Beschreibung von der Belagerung, welche auf dem Rathhaus befindlich ist, hat viel Unvollständigkeit. Der Verfasser dieser Urkunde scheint vorausgesetzt zu haben, daß die Nachwelt eben so gut wissen müsse wie er, aus was für Truppen die Besatzung von Babenhausen während der Belagerung bestanden habe. Denn er meldet gar nichts davon, zu welchen Truppen, Regimentern und Compagnien die Garnison gehört habe. Doch weiß man, daß dazumal eine Schwedische Gar-

nison in Babenhausen gelegen habe. Es ist nicht nur Tradition, sondern alle andere Umstände, und die im Kirchenbuch befindliche Nachrichten stimmen darinn mit einander überein, daß während der Belagerung Babenhausen mit Schweden besetzt gewesen und von solchen vertheidiget worden. Zuvor lag eine kleine Besatzung von Landmilitz unter dem Commando eines Hanauischen Capitains Namens **Orth** darinn. Es ist aber aus allen bekannten Umständen gar nicht wahrscheinlich, daß diese Hanauische Garnison mit den Schweden sollte gemeinschaftliche Sache gemacht haben. Die Grafen von Hanau-Lichtenberg suchten nach ihren angenommenen Grundsätzen, denen sie auch treu blieben, die strengste Neutralität zu beobachten, und alles zu vermeiden, was nur etwa dieses Gräfliche Haus bey dem Kayserlichen Hof verdächtig machen, und zu feindseligen Behandlungen Anlaß geben konnte. Durch alle angewendete Mittel und gebrauchte Vorsicht konnte jedoch nicht verhindert werden, daß nicht viele Excesse, besonders von den streifenden Parteyen der Kayserlichen Armee, in diesem Amt wären verübet worden. Aus den wenigen Nachrichten, welche die Todenliste des Babenhäuser Kirchenbuches von 1625 biß 1635 giebt, ersiehet man, daß immer die Strassen unsicher geblieben sind, und manche Einwohner unterweges von Kayserlichen Soldaten ermordet worden.

Die Belagerung von Babenhausen nahm ihren Anfang den $\frac{25}{17}$ Febr. und wurde aufgehoben den $\frac{25}{15}$ Merz. Der Commendant in Babenhausen hieß **Johann Friederich von Oelkerichshausen**. Er wird ein **Vicethonnischer Capitain** genennt. Nur getraue ich für die Orthographie des Chronikschreibers nicht Bürge zu seyn. Den Belagerten fehlte es, wie schon gesagt, an Lebensmitteln, Geschütz, Ammunition und auch an Leuten zur Vertheidigung. Desto mehr gereichte ihnen ihre tapfere Gegenwehr zum Ruhm. Die Belagerer führten 2 Mörser, deren jeder 120 Pf. warf, 4 halbe Car-

thau-

thaunen, und 6 Canonen, von welchen die geringste 12 pfündig war, bey sich. Die Stadt wurde eingeschlossen; man verfertigte Laufgräben und Batterien, und von der Seite gegen Hanau geschahen die Hauptangriffe. Zwischen der Stadtmühle und dem Hanauer Thor wurde Bresche geschossen, wovon noch die Denkmäler an dem so genannten **Breschthurm** und der reparirten Stadtmauer zu sehen sind.

In der Stadt mußten sie sich hauptsächlich mit dem kleinen Gewehr vertheidigen. Der Hanau-Münzenbergische Graf **Philipp Moriz** hatte schon 1632 in Abwesenheit des Hanau-Lichtenbergischen Grafen Philipp Wolfgang die sämtliche Artillerie gegen Bescheinigung von dem Hanau-Lichtenbergischen Commendanten Orth sich ausliefern und nach Hanau bringen lassen, damit solche nicht in die Hände der Kaiserlichen, welche das Amt Babenhausen immerfort beunruhigten, gerathen mögte. Die Belagerten hatten aber auch an Pulver Mangel. Dieses nöthige Kriegsbedürfniß verschafften ihnen ihre Feinde ganz gegen ihre Absicht. In die Stadt und das Schloß wurden 70 Feuerkugeln, jede von 120 Pf. geworfen. Nur 17 entzündeten sich, ohne jedoch Schaden zu thun. Die übrigen thaten keine Wirkung, und das in solchen befindliche Pulver wurde gegen die Belagerer gebraucht. Aus den Carthaunen und Canonen hat man 398 Schüsse gezählet. Endlich kam es so weit, daß die Belagerten mehr nicht als noch 4 Pf. Pulver übrig hatten. Man hatte bereits sich durch die doppelte Mauer einen Eingang in die Stadt eröffnet, und 3 mal wurde in einem Tage Sturm gelaufen. Die Belagerer wurden aber auch 3 mal zurückgeschlagen. Dieses machte sie muthlos. Sie ließen selbst den Belagerten einen Waffenstillstand anbieten, um die Todten zu begraben. Dieses wurde bewilliget, und nachdem sie ihre Todten beerdiget hatten, so wurde die Belagerung aufgehoben. Die zurückgebliebene verwundete Soldaten sagten aus, daß

die

die Anzahl der Todten von den Belagerern mehr als 350 Mann betrage, ohne die viele Verwundeten, von welchen nachher sehr viele gestorben sind. Von den Belagerten sind mehr nicht, als 4 Mann, 1 Frau und 1 Knabe während der Belagerung umgekommen.

Bey dem Abzuge steckten die Belagerer noch die in der Nähe von Babenhausen gelegene sogenannte Confurter Mühle in Brand. Doch wurde die Mühle selbst noch von den Belagerten gerettet, und nur die Scheuer und Ställe wurden von den Flammen verzehrt. Dagegen rächten sich die Schweden dadurch, daß sie bey einem Ausfall einen Kayserlichen Obrist von Hagnenberg mit sehr wichtigen Depeschen, nebst einem Rittmeister von dem Wartembergischen Regiment auffiengen, und als Gefangene nach Babenhausen brachten.

Während der Belagerung war die Noth in Babenhausen ausserordentlich groß. Für 1 Malter Korn wurden 18 biß 20 Gulden und für 1 Gescheid Salz 1 Gulden gezahlt. Es fehlte aber den Einwohnern an Geld und an Lebensmitteln. Eine gewöhnliche Speise in der ganzen Gegend war das Eichel = Brod. Zu unnatürlichen Speisen wurden sie durch den Hunger genöthiget. Daraus entstunden Krankheiten, und insonderheit die Pest. In diesem einzigen Jahr 1635 sind in Babenhausen 942 Gestorbene in das Kirchenbuch eingeschrieben worden, und diese sind nicht einmal alle diejenigen, welche gestorben sind.

Ein Dudenhofer Bauer Namens Hans Kratz meldet in seinem Handbuch, daß in diesen Zeiten sich eine Menge Hunde, welche haufenweise mit einander gelaufen wären, von den todten Körpern in dem Felde genähret, und die Strassen unsicher gemacht hätten. Man hätte sich so gar in den Häusern auf den Dörfern, wenn jemand gestorben wäre, wohl müssen in Acht nehmen, damit solche von den Hunden nicht wären verzehret worden. Denn dieses wäre

re mehrmals geschehen, daß die Hunde in die Häuser gekommen wären, und die Todten zerrissen und aufgefressen hätten.

Eben dieser Bauer meldet, daß in diesen Jahren auf den Feldern an Früchten und Gewächsen wegen der Vögel und Mäuse nichts hätte können erhalten werden. Dieses ist sehr begreiflich. Denn je weniger Früchte gepflanzet werden, desto größer und merklicher ist der Schaden von Vögeln und Mäusen; zumal, wenn nicht durch nöthige Vorkehrung die allzustarke Vermehrung der Vögel verhindert wird.

Zu welcher Zeit die Schweden Babenhausen verlassen haben, ist mir unbekannt. Sie sollen in diesem Jahr Altdorf in Brand gesteckt haben. Warum? Davon habe ich keine Nachricht gefunden.

Eine höhere Vorsehung wolle es hindern, daß diese Zeiten jemals wieder kommen!

Kurze Nachricht von den Fürstlichen und Gräflichen Personen, welche in der Stadt und in dem Amt Babenhausen gewohnt haben.

* * *

Ulrich V Herr von Hanau kam von Sinnen, und wurde 1404 nach Schaafheim in das alte Schloß, von welchem noch jetzo das Mauerwerk stehet, in sichere Verwahrung gebracht. Seine Gemahlin Elisabeth brachte ihr Leben in Windecken zu. Er starb 1417. Philipp der ältere welcher die Lichtenbergische Linie gestiftet hat, wählte Babenhausen zu seiner Residenz. Er ließ das Schloß entweder ganz von neuem aufbauen, oder doch vergrößern, wie solches die oben angeführte Inscription beweiset. Zu seiner Zeit wurde auch im Jahr 1464 das Hospital und 1472 die Kirche in Babenhausen erbauet. Man findet die Jahrzahlen an beyden Gebäuden. An dem Hospital lieset man folgende Inscription.

Año Dñi 1464 secūdo die post festū sti Pancracii inceptum est hoc opus

Den

Der Graf Philipp, seine Gemahlin Anna, und ihre beyden Söhne, welche als Kinder gestorben sind, Johann und Diether liegen in der herrschaftlichen Gruft begraben. Diese 4 gräfliche Personen sind in Stein gehauen, und zwar in Lebensgröße in dem Chor der Babenhäuser Kirche zu sehen.

Philipp II. ein Sohn und Nachfolger des vorigen, und seine Gemahlin Anna von Ysenburg, residirten in Babenhausen. Und beyde liegen auch hier begraben. Philipp ist gestorben 1504 und seine Gemahlin 1522.

Philipp III. ein Sohn des vorigen, hat auch mit seiner Gemahlin Sybilla von Baden in Babenhausen gewohnt. Sie starb vor ihrem Gemahl 1518. Er folgte ihr nach 1538. Beyde liegen in der Babenhäuser Kirche begraben.

Sein Sohn und Nachfolger Philipp IV scheint nicht mit seiner Gemahlin Eleonora von Fürstenberg in Babenhausen gewohnt, wenigstens keinen beständigen Aufenthalt allda gehabt zu haben. Er war mehrentheils in Buxweiler und ist zu Lichtenberg im Elsaß 1590 gestorben.

Seine beyde unverheirathete Schwestern Amelia und Christophora hatten ihren Aufenthalt in Babenhausen, und liegen auch allda begraben.

Philipp V ein Sohn des vorigen hatte 3 Gemahlinnen. Die erste Margaretha Ludovica war von Zweybrücken. die 2te Margaretha, war eine Gräfin von Wied, und die 3te Agatha war von Limburg. Dieser residirte auch in Babenhausen, und liegt hier begraben. Er starb 1599. Von dem Tode seiner Gemahlinnen, und wo sie begraben liegen, habe ich keine schriftliche Nachrichten gefunden

Johann Reinhard I, welcher 1625 in Babenhausen gestorben ist, und auch da beerdiget worden, hatte keinen beständigen Aufenthalt in Babenhausen. Nur von seiner ersten Gemahlin Maria Elisabeth von Hohenloh ist es mir bekannt, daß sie 1605 in Babenhausen gestorben, und in die dasige Gruft beygesetzt worden ist.

Hanauisches Magazin.

Acht und dreisigstes Stück.

Von den
Schicksalen des Amts Babenhausen
in den letzten Jahren des dreisigjährigen Kriegs, und nach diesem Kriege.

Armuth und Entvölkerung waren die nothwendigen Folgen dieses Krieges. Viele Menschen hatte der Mangel und die Pest getödet. Viele, besonders junge Leute hatten diese Gegend verlassen. Die fruchtbarsten Felder lagen öde und wüste, und musten ganz verwildern. Die Dörfer waren verstöret. Diejenigen Einwohner, welche im Lande blieben, geriethen durch die große Theurung, welche in verschiedenen Jahren einen Jeden drückte, und durch die beständigen Geld-Erpressungen in die äusserste Armuth.

Die Abnahme an Einwohnern kann man schon aus den Tauf- und Todtenlisten beurtheilen, ob man gleich daraus noch nicht ersehen kann, wie viele junge Leute ihr Vaterland verlassen haben. Denn die Auswanderung spühret man erst in den folgenden Zeiten.

Liste aller Gebohrnen und Gestorbenen in Babenhausen von 1620 - 1639.

Jahre	Gebohrn.	Gestorb.	Jahre	Gebohrn.	Gestorb.
1620	37	39	1630	54	24
1621	57	40	1631	42	91
1622	48	239	1632	31	149
1923	48	42	1633	50	26
1624	49	62	1634	50	105
1625	43	94	1635	54	942
1626	42	69	1636	42	113
1627	36	32	1637	12	83
1628	39	22	1638	9	22
1629	38	27	1639	40	23
Sum.	437	666	Sum.	384	1578

In diesen 20 Jahren sind also 1423 Menschen mehr gestorben, als gebohren worden. Die Anzahl von gestorbenen Soldaten und andern Fremden ist nicht sehr beträchtlich. Auch sind zu gewissen Zeiten nicht alle Gestorbene in das Kirchenbuch eingetragen worden. Mithin mögte nach aller Wahrscheinlichkeit der Ueberschuß von gestorbenen Einheimischen in Vergleichung mit den gebohrnen Landeskindern ohngefähr der vorige bleiben.

Das Amt Babenhausen war gegen das Jahr 1639 schon so entvölkert, daß beynahe die ganze Dienerschaft ausgestorben war. Von allen Pfarrern der Babenhäuser Inspection hat der Pfarrer von Dudenhofen Johannes Perschbächer allein den ganzen Krieg überlebt. Er wurde im Jahr 1615 Pfarrer zu Dudenhofen, 1635 Inspector zu Babenhausen, und starb 1662 im 81 Jahr seines Alters. Er war in den letzten 10 Jahren des dreyßigjährigen Krieges der einzige Pfarrer im ganzen Amt. Dieses ist die Ursache, warum von 1639 bis 1648. die Getauften und Gestorbenen aus dem ganzen Amt in das Babenhäuser Kirchenbuch sind eingeschrieben worden. Die Summe der Gebohrnen von diesen 10 Jahren beträgt 417. und der

Ge-

Gestorbenen 219. Die Anzahl der Gestorbenen scheint im Verhältnis gegen die Gebohrnen sehr gering zu seyn. Der Grund mag darinnen liegen: In jenen Zeiten haben viele ledige Leute diese Gegend verlassen, und besonders sind von der jungen Mannschaft viele in Kriegsdienste getreten. Welche nun von diesen an andern Oertern gestorben sind, die wurden nicht in das Babenhäuser Kirchenbuch eingeschrieben. Aus der Todtenliste läßt sich mit wenigerem Grund die Anzahl der damals Lebenden bestimmen, als aus dem Verzeichnisse der Getauften. Um die Zahl der Lebenden in jenen Zeiten ohngefähr zu berechnen, theile ich die ganze Summe der in 10 Jahren getauften Kinder in 10 gleiche Theile, und multiplicire den durch die Division herausgebrachten 10ten Theil mit 28: so dürfte ich ohngefähr die Zahl der Lebenden gefundeu haben.

Nach dieser Berechnung mußte ich 41 oder 42 (und so viele Gebohrne können im Durchschnitt auf jedes Jahr gerechnet werden) mit 28 (wenn ich auf 1 Gebohrnen 28 Lebende rechne) multipliciren, und so kämen die Zahlen 1148 oder 1172 heraus.

Man rechne nun noch 50 mehr oder weniger: so siehet man immer, wie sehr entvölkert diese Gegend in jenen Zeiten müsse gewesen seyn. Vor dem dreyßigjährigen Kriege waren in den 3 Oertern Babenhausen, Harreshausen und Altdorf, welche zusammen Eine Gemeine ausmachten, eben so viele Menschen, als in den letzten 10 Jahren des dreyßigjährigen Krieges in dem ganzen Amte mögen gewesen seyn. Denn von 1610 biß 1619 sind in diesen 3 Oertern 411 Kinder; und von 1639 bis 1648 in dem ganzen Amt 417 Kinder gebohren worden. Und gegenwärtig hat die Stadt Babenhausen allein so viele Einwohner, als dazumal in dem ganzen Amte waren.

Durch Berechnung habe ich gefundeu, daß in den Oertern des Hanau-Münzenbergischen Antheils von

Babenhausen, das Verhältnis der Gebohrnen und Gestorbenen gegen die Lebenden sehr verschieden sey.

In Dudenhofen verhält sich die Anzahl der Gebohrnen gegen die Anzahl der Lebendigen wie 1 gegen 23; in Babenhausen und Harreshausen wie 1 gegen 25; in Langstatt wie 1 gegen 32; und in Cleestatt wie 1 gegen 33.

Dagegen stirbt in Dudenhofen von 27; in Babenhausen und Harreshausen von 34; in Langstatt von 45; und in Cleestatt von 50, in manchen Jahren nur von 59, jährlich Einer.

Ich komme wieder zurück auf die Schicksale dieses Amtes in dem dreyßigjährigen Kriege.

Chur Maynz hatte in jenen traurigtn Zeiten einige Jahre lang Besitz von Babenhausen genommen. Das Jahr, in welchem diese Besitznehmung geschehen, ist mir aus keinen ganz zuverlässigen Urkunden bekannt. Darf ich aber einigen Privatnachrichten sicher trauen: so hat Babenhausen von 1642 bis 1647 eine Chur-Maynzische Besatzung gehabt. Der Commendant war ein Hauptmann mit Namen Löwenstein. Ohngeachtet nach dem Vorgeben des Churfürsten diese Besitznehmung auf Kayserlichen Befehl geschahe: so wurde doch dadurch nicht verhindert, daß die Kayserlichen Truppen fortfuhren, Excesse und Feindseligkeiten zu verüben. Es wurden sogar 1647 3 Mann von der Garnison, welche nebst andern zur Bedeckung derjenigen Führer waren beygegeben worden, welche Heu und Früchte von Hergershausen in das Magazin nach Babenhausen bringen sollten, unterwegs von Kayserlichen Truppen überfallen, und getödtet. Diese Chur-Maynzische Besatzung gereichte der Stadt Babenhausen zur grösten Beschwerde, und die Einwohner wünschten nichts sehnlicher, als von dieser Last befreyet zu werden. Nach vielen vergeblichen Bemühungen, welche der Graf Friederich Casimir und dessen Vormund Georg Albrecht Graf von Erbach angewendet hatten, brachten sie es endlich dahin,

daß der Churfürst von Maynz unter der Bedingung, die Stadt und das Amt Babenhausen an den Grafen von Hanau zu übergeben versprach, wenn die Stadt Babenhausen mit einer hanauischen Garnison würde besetzt werden. Dieses wurde von dem Grafen versprochen, und darauf übergab der Churmaynzische Commendant die Stadt und das Amt an den Grafen Friederich Casimir den 7ten April 1647, an welchem Tage ein Hanauisches Commando von 100 Mann unter dem Capitain **Wild** zur Besatzung einrückte. Die Einwohner voll Freude über diesen Vorgang hoften nunmehr unter dem Schutz ihres Landesherrn Ruhe und Sicherheit zu genießen, und von den Drangsalen des Krieges befreyet zu werden. Ihre Freude wurde aber gar bald wieder unterbrochen. Kaum hatte der **Visconte de Mett** von diesem Vorgang Nachricht erhalten, so gab er aus dem Hauptquartier bey Aschaffenburg Befehl, daß die Stadt Babenhausen das **Pflugische Regiment** aufnehmen und verpflegen sollte. Der Gräfliche Vormund **Georg Albrecht von Erbach** ließ nicht nur durch eine Deputation von Babenhausen bey dem **General Feldmarschall Visconte de Tourenne** dagegen Vorstellung thun, sondern er wendete sich auch an die Frau **Landgräfin Amalia Elisabeth von Hessen-Cassel**, welche für die Wohlfarth der Hanauischen Unterthanen so rühmlichst besorgt war, und bat Sie, durch Ihre Vermittelung und Empfehlung dieses Unglück abzuwenden. Indessen rückte dieses Regiment wirklich vor Babenhausen, und verschanzte sich in einem Lager nahe an der Confurter Mühle. Da nun von Seiten der französischen Armee nichts weniger als Gefahr von dieser Hanauischen Besatzung in Babenhausen konnte befürchtet werden, sondern nur ein Vorwand aufgesucht wurde, um Quartiergelder zu erheben: so mußten die armen Einwohner diese ihnen gedrohete Besatzung mit 5000 Reichsthalern abkaufen. Um diese Summe zu erheben, wurde unter andern eine Austheilung auf

auf das Vieh und die Früchte gemacht. Vor 1 paar Ochsen mußten 6 Gulden, von 1 Kuh 2 Gulden, von 1 Kalb 15 alb. eben so viel vor ein Schwein und eine Ziege, von 1 Schaaf 10 alb. und von 1 Malter Korn 7 alb. 4 Heller bezahlt werden.

In dem Jahr 1648 kam der Kayserliche General Montecuculi mit 5 Regimentern vor Babenhausen, um sich hier einzuquartieren. Man that ihm die beweglichsten Vorstellungen, und suchte ihm begreiflich zu machen, daß dieser Ort und das ganze Amt dazu genommen ausser Stand wäre, so vielen Menschen den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Montecuculi rächte diese abschlägige Antwort mit Sengen und Brennen. Sogleich wurden 3 Dörfer in Brand gesteckt, Dudenhofen, Cleestatt und Schaafheim. Eine That, die den Nachruhm dieses Lehrers der Kriegskunst gewiß nicht erhöhet! In Dudenhofen wurden alle Gebäude beschädiget, und 20 Häuser und 38 Scheuern völlig abgebrannt.

Nach geschlossenem Frieden wurden die sogenannten Friedensgelder in diesem Amt erhoben. Das Dorf Dudenhofen, welches dazumal aus 10 Familien bestunde, mußte 111 Gulden bezahlen. Dieses Geld wurde nach der Zahl der Einwohner und des Viehes erhoben. Jeder Einwohner mußte für seine Person 2 Gulden, für 1 paar Ochsen 4 Gulden, und für 1 Kuh 1 Gulden 10 alb. zahlen.

Nach dem Westphälischen Friedensschluß blieb noch 18 Monatlang von den in das Reich vertheilten Schwedischen Truppen eine bestimmte Anzahl in dem Churmaynzischen Amt Steinheim liegen. Die mit Churmaynz gemeinschaftliche Hanauische Dörfer mußten ihren Beytrag entrichten. Dudenhofen mußte dazu monathlich beytragen 21 Gulden.

Nun hörten zwar die Kriegsunruhen und Bedrängnisse auf, es fehlte aber an Leuten und an Geld, um die mit Hecken und Sträuchen verwachsene Weinberge, Gärten, Aecker und Wiesen wieder anzubauen und in einen

einen nutzbaren Stand zu setzen. Die Einwohner lebten noch eine geraume Zeit in den traurigsten Umständen. Man erzählt, daß die Beamten sich ein Hauptgeschäft daraus gemacht hätten, reisende Handwerkspursche und andere Fremdlinge zu bereden, sich in den zerstörten Dörfern niederzulassen. Ob aber die Tradition gegründet sey, daß in Cleestatt einige Schweizer, und in Langstatt einige Hessen die ersten Einwohner dieser verlassenen Dörfer gegen das Ende des dreyßigjährigen Krieges sollten gewesen seyn: davon habe ich keine schriftliche Nachrichten gefunden. Vielmehr finden sich in alten Rechnungen vor den Zeiten des dreißigjährigen Krieges die Namen von Familien, welche noch jetzt in diesen Dörfern wohnen. Es ist also glaublich, daß von den alten Einwohnern und ihren Kindern, welche im Krieg waren flüchtig worden, und sich zerstreuet hatten, viele nach geendigtem Krieg ihren Geburtsort wieder aufgesucht, und sich da niedergelassen haben.

Dudenhofen bekam 1649 einen Pfarrer wieder, nachdem diese Pfarrey über 14 Jahre war unbesetzt geblieben. Der erste Pfarrer hieß **Johann Flasch.**

Die Pfarrey Cleestatt wurde 1660 mit **Johann Adam Crusius** besetzt. In welchem Unwerth in diesen Zeiten die Güter gewesen sind, kann man unter andern daraus ersehen: Ein Präsenzgut von ohngefähr 108 Morgen, welches aus Gärten, Weinbergen, Aeckern und Wiesen bestunde, sollte dem Pfarrer zur Besoldung angewiesen werden. Der Pfarrer weigerte sich, solche Güter, die er nicht benutzen konnte, zu übernehmen. Die Gemeine, welche aus 26 Familien bestunde, nahm endlich durch Zureden dieses Präsenzgut, welches in 26 Theile vertheilt wurde, ohne Entrichtung eines Kaufschillings in Erbbestand, und machte sich anheischig, dem Pfarrer dafür einen jährlichen Zins zu geben.

Die Pfarrey Langstatt blieb unbesetzt bis 1697, und wurde bis dahin von dem 2ten Pfarrer zu Ba-

benhausen versehen. Der erste Pfarrer welcher 1697 nach Langstatt gesetzt wurde, hieß Philipp Caspar Back.

Der Geldmangel war noch im Jahr 1670 so groß, daß die Einwohner des ganzen Amtes nicht konnten 150 Reichsthlr. zusammen bringen, als sie nach dem Tode des Grafen Johann Philipp, welchem Babenhausen zur Apanage war angewiesen worden, dem Grafen Friederich Casimir beym Antritt seiner Regierung von Babenhausen ein freywilliges Geschenk übermachen wollten. Man brachte nur 100 Reichsthlr. zusammen, und um noch 50 Rthlr. zu bekommen, setzte man eine noch vorhandene Vollmacht dieses Innhalts auf:

WIR Schuldtheysen Burgermeyster vndt gantze Gemeindten der Stat Babenhaußen, auch vberiger Flecken vndt Dorffschafften, deß gantzen Ampts Babenhaußen, alß Alttorff, Harreßhaußen, Schaffheymb, Schlierbach, Cleestat, Langstat, Harppershaußen, Altheymb vndt Dietzenbach, Bekennen vndt thun Kundt hiemit, Nachdem Wir vnß nicht allein, alß angebohrne getreue Burger vndt Vnderthanen erinnert, welchergestalt sich in alle weege gepühren will, dem Hochgebohrnen Graven vndt Herren, Herren Friedrich Casimirn, Graven zu Hanau, Rhineckh vndt Zweybrücken, Herrn zu Müntzenberg, Liechtenberg vndt Ochßenstein, Erbmarschallen vndt Obervogtten zu Straßburg ꝛc. alß vnßerm gnädigsten Graven vndt Landts Herren, zu dessen Hochgrl. Gnd. new angetrettene Regierung alhier, mit einigem vnderthänigstem getrewen Donativo von Ein Hundert vndt Fünfzig Reichsthalern zu bezeugung vnßers Treu-vnderthänigen Gemüths vndt glückwünschung zu verhoffender allerseits glücklichen vndt friedtfertig-gesegneten Regierung trew-Vnderthänig-gehorsambst an die Handt zu gehen, Daß Wir zu dem endt auch nicht allein gleich ietzo Ein Hundert Reichsthlr. zusammen getragen, vndt erlegt, Sondern auch demjenigen, So hochgedacht J: Hochgrl. Gnd. in vnßerm Nahmen vndt vnßertwegen, die vberig fünfzig Rthlr. weiln dieselbe solche ietzo vornemlich zu einer vorhabenden Reiße höchst benöthiget, desselben Hochgrl. Gnd. auch inhändigen lüffern vndt zahlen würdt, hiemit mit dem Wortt der Warheit, auch Trew vndt Glauben, vndt mit verpfändung aller vnßerer Haab vndt güter, Kräfftiglich versprechen, vndt zusagen, Solche Fünffzig Rthlr. auch in einem halben Jahr, von dato an, zusampt gepüh-

pührendem Interesse, hinwiederumb gut zu thun, vndt vnfehlbahrlich zu erstatten, mit wissentlicher vndt wolbedächtlicher verzeih- vndt begebung aller Exceptionen, privilegien vndt Freyheiten, so vnß im geringsten hierinnen zu statten kommen solten, Künden oder mögten. Vrkundt vnßerer eigenhändigen Vnderschrifften, So viel Schreibens erfahren seindt, vndt hievor gedruckten Insiegeln, So geben vndt geschehen Babenhaußen den 24ten May 1670.

(L. S.)

(L. S.) (L. S.) (L. S.)

Sollten wohl die sehr gewöhnlichen Klagen über den Geldmangel der heutigen Zeiten so gegründet seyn? Sollten wohl die jetzt lebende Einwohner dieser Gegend sich nicht in besseren Nahrungsumständen befinden, als ihre Verfahren in dem vorigen Jahrhundert? die Klagen der Menschen über ihr Schicksal sind wohl ein Beweis, daß sie mit ihrem Zustande nicht zufrieden sind, wenn anders das Herz an diesen Klagen Theil nimmt; aber sie beweisen noch nicht, daß man nach der Wahrheit urtheile.

So viel ist gewiß, daß im vorigen Jahrhundert dieses Amt **weniger bevölkert war**, als jetzt; dieses beweisen die Tauf- und Todtenlisten. Der **Feldbau** ist seit 100 Jahren sehr **verbessert worden**; Dieses zeigen nicht nur die Frucht- und Zehenden-Rechnungen, sondern auch die Aeltesten unter den Einwohnern können sich noch erinnern, daß vor 50 Jahren große Districte von den Feldern nicht einmal gebauet worden. Auch wird in den heutigen Zeiten mehr **Handel** getrieben als im vorigen Jahrhundert. Die Summe des Geldes, welche jetzt unter den Einwohnern circulirt, ist ohnstreitig größer, als diejenige, welche vor hundert Jahren im Umlauf war.

So sehr auch der Credit in den heutigen Zeiten abgenommen hat: so bekommt immer noch ein Bauer in diesen Gegenden, der als ein ehrlicher Mann bekannt ist, 50 auch 100 und mehrere Gulden auf eine Handschrift geliehen. Und um 50 Rthlr. aufzubringen, würde das ganze Amt gewiß keine Mühe

anzuwenden haben. Vor 100 Jahren scheinen auch die Einwohner dieser Gegend mehr liederlich, und besonders der Trunkenheit sehr ergeben gewesen zu seyn.

Man könnte aber einwenden: Aus dem allen folge noch nicht, daß sich die Nahrungsumstände der Einwohner um ein merkliches in den neueren Zeiten verbessert hätten. Ihre Vorfahren wären vielleicht nicht ärmer gewesen, als Sie, im Ganzen genommen, seyn mögten.

Es ist wahr, der Reichthum und die Armuth lassen sich nach bestimmten Zahlen nicht beurtheilen. Ein Vermögen (z. E. von 1000 Gulden) kann bey einem Menschen, zu einer Zeit, und an einem Orte Reichthum seyn, welches bey einer andern Person, an einem andern Orte, zu einer andern Zeit Armuth ist. Unsere Bedürfnisse haben sich vermehret. Durch die Mode und angewohnte Art zu leben sind Uns gar viele Dinge unentbehrlich worden, die unsere Vorfahren nicht kannten, oder doch nicht nöthig hatten. Das Geld hat seinem inneren Werth nach abgenommen, und gar manche Bedürfnisse sind in ihrem Werth gestiegen, oder theurer geworden. In den Jahren 1654 und 1655 kaufte man in Babenhausen 1 Malter Korn um 1 Gulden und 1656 um 22 alb. 4 hell. Wie wohlfeil aber die Früchte vor 400 Jahren mögen gewesen seyn, kann man aus einem alten Hypothekbrief von 1389 ersehen. Ein Burger aus Babenhausen Hanß Starg nahm ein Capital von 24 Pf. Heller oder 24 Gulden bey dem dasigen Hospital auf, und versprach dieses Capital mit 3 Malter Korn jährlich zu verinterressiren.

Das Statutum juris primogenituræ welches der Graf Ulrich von Hanau, und seine Gemahlin Else fast um eben diese Zeit nemlich 1372 haben ausfertigen lassen, sagt uns, wie rar in jenen Zeiten das Geld müsse gewesen seyn, und in welchem hohen Werth es damahls gestanden habe. Dieser Graf und

seine

seine Gemahlin hatten Ihre Willensmeynung dahin erklärt, daß künftighin der Aelteste die Regierung allein übernehmen sollte, die übrigen Kinder sollten aber von ihrem Bruder, dem regierenden Herrn, mit einer Apanage abgefunden werden. So heist es in gedachtem statuto:

Es soll der regierende Herr „ seine andere Brü„ der wie viel He der hätte oder gewinne, Ihr jeg„ licher sicher machen undt wohl bewießen, zwey „ **hundert Gulden** Gelds Frankfurther Wehrung „ sein **Lebtage** für Erbtheil zu nehmen, undt da„ mit sol Er von der Erbschafft undt von dem Erbe „ der Herrschafft seyn gescheiden, undt welcher von „ Todteswegen abgehet, das Gott lange friste, des „ zwey hundert Gulden Gelds sollen wiederumb dem „ gefallen, der die Herrschafft dann besitzet, als dick „ als das noth geschiehet;

„ Auch welcher ein Geistlicher Fürst würde oder „ Dusend Gulden Gelds Pfaffentliche Gilde gewinne, „ dessen 200 fl. Geldes sollen aber uff den und uff „ seine Herrschafft gefallen und Ihm ledig worden „ seyn, der dann ein Herr ist zu Hanau, undt dies „ soll immer ewiglichen von eine zum andern also ge„ halten werden, als dick als es noth geschiehet;

„ Auch soll der oder die, deme oder denen die „ 200 fl Gelds gemachet werden, schwehren, gelo„ ben und wohl bebrieffen diese vorgenannte Articull „ und Stucke stet und vest zu halten, undt nit dar„ wieder zu thun, an keine Weiße, als dick als des noth „ geschiehet, ohne alle Gefahrde und Argeliste;

„ Wäre es auch Sache, daß wir Ullrich Herr zu „ Hanaw vorgenannt, oder wer die Herrschafft zu Ha„ nau nach Unserm Todte inne hatte, Töchter het„ ten oder gewinnen, eine oder mehr, wolte he den „ in dy Währens berahten, die sol he ausrichten mit „ gereidem Gelde oder mit Pfandguth als die herr„ schafft dann vermag für Erbtheil zu nehmen, und

„ das

„ das auch immer ewiglich gehalten werden ohne al-
„ les Gefährde.

Wenn man darüber urtheilen will, ob die jetzigen Einwohner dieses Amts ein besseres Auskommen haben, als ihre Vorfahren: so würde man das Einkommen und die Ausgaben von ihnen und ihren Vorfahren wissen müssen, um durch eine Vergleichung des besseren Verhältnisses zwischen den Ausgaben und Einnahmen zu ersehen, welchen Zeiten man in Rücksicht auf die Nahrungsumstände der Einwohner den Vorzug einräumen müsse. Es ist schwer, dieses zu untersuchen und richtig anzugeben, wenn sich die Nahrungsumstände ganzer Oerter nicht sehr merklich verbessert, oder verschlimmert haben. Man wird die Abnahme der Kräfte nicht gleich gewahr; nur dann erst, wenn man sich ausser Stand findet, das zu thun, das man sonst thun konnte. Man siehet Nahrungszweige aufblühen, und Nahrungsquellen vertrocknen; man wird gewahr, daß sich die Schulden in manchen Oertern vermehren oder vermindern: Daraus läßt sich manches Richtige folgern, nur muß man sich in seinem Schlusse nicht übereilen. Nach meinem Urtheil, welches sich auf schriftliche und mündliche Nachrichten gründet, befanden sich die Einwohner dieses Amtes im vorigen Jahrhundert in einer weit schlimmern Lage, als jetzt. Sie waren nicht nur ärmer, sondern litten oft an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel. Ob aber seit 50 Jahren die Einnahmen sich eben so vermehret haben, als die Ausgaben größer worden sind, dieses will ich nicht behaupten. Wenigstens hat man Ursach zu wünschen, daß durch ökonomische Verbesserungen und andere diensame Mittel die Quellen des Einkommens mögen ergiebiger werden. Denn obgleich durch die Hanauische Fabriken und Manufacturen, welche gemeinnützige Anstalten zu den von vielen nicht genugsam erkannten Wohlthaten unseres Landes gehören, das Gleichgewicht von Handel erhalten, und der Ausfluß des Geldes wieder ersetzt wird: so können doch dadurch die Ausgaben und Ein-

Einnahmen eines jeden Unterhalts, oder eines ganzen Orts im Lande noch nicht in das beste Verhältniß gebracht und darinnen erhalten werden.

Wenn es aber wahr ist, daß die Ausgaben mit den Einnahmen nicht in dem rechten Verhältniß stehen: so fragt sichs, wo liegt denn der Grund davon?

Der **Luxus** unserer Zeiten ist zu sehr als eine epidemische Krankheit berüchtigt, und man betrachtet ihn gemeiniglich als ein Gift, welches im Staate und in der häuslichen Gesellschaft ein allgemeines Verderben ausbreitet. Man verstehet unter diesem Worte denjenigen Aufwand, welchen man für entbehrliche Dinge um seiner Ehre, oder um seines Vergnügens willen, macht — wohl machen muß. Wäre es in jedem einzelen Falle möglich zu wissen, aus welcher Quelle der Luxus entspringe, und könnte man die Folgen immer mit Gewißheit vorher sehen, welche er nach sich ziehet: so wäre es leicht zu urtheilen, ob man ihn für gut oder schädlich erklären müsse. Verdirbt er gute Sitten, ist er der Gesundheit schädlich, gereicht er zum Ruin ganzer Familien, verleitet er zu Betrügerey und andern Ungerechtigkeiten, macht er die Menschen faul, weichlich und wollüstig, oder giebt er auch nur ein schädliches Beyspiel: so kann er nicht vertheidiget werden. Nur geht man oft zu weit, daß man aus diesem wirthschaftlichen Uebel alles Verderben in Familien und im Staate herleiten will. Können nicht einzele Familien und ganze Oerter durch Unglücksfälle, durch Krieg, Krankheiten, Mißjahre, Ueberschwemmungen, Viehseuchen u. s. w. in Schulden und Armuth gerathen? Man würde manchen Einwohnern dieses Amtes, welche iu ihren Nahrungsumständen sind zurückgekommen, unverdiente Vorwürfe machen, wenn man ihnen Schuld geben wollte, daß sie sich durch eine wollüstige oder ehrgeizige Verschwendung um ihr Vermögen gebracht hätten, oder ärmer geworden wären.

Nun will ich noch durch die Tauf- und Todtenlisten zeigen, wie sich nach dem dreisigjährigen Kriege die Anzahl der Einwohner vermehret habe.

Sum

Summarisches Verzeichnis der Getauften und Gestorbenen zu Babenhausen, Harreshausen und Dudenhofen von 1650 bis 1720.

Jahre	Babenhaus. u. Harresha.		Dudenhofen.	
	Getaufte	Gestorbene	Getauf.	Gestorb.
von 1650 - 1659	290	139	52	18
von 1660 - 1669	260	193	51	27
von 1670 - 1679	301	221	65	43
von 1680 - 1689	411	-	116	63
von 1690 - 1699	370	-	157	101
von 1700 - 1709	501	277	137	61
von 1710 - 1720	445	295	177	96

Ich habe die Zahl der Verstorbenen in Babenhausen von 1680 bis 1699 nicht angeben können, weil in diesem Zeitraum die Gestorbene sehr unrichtig in dem Kirchenbuch sind aufgeschrieben worden.

Tauf- und Todtenliste von 1721 bis 1730.

	Babenhaus. u. Harresha.		Dudenhof.		Cleestatt		Langstatt	
Jahre	Get.	Gest.	Get.	Gest	Get.	Gest	Get.	Gest
1721	50	31	20	9	14	5	10	7
1722	50	25	25	12	4	-	14	5
1723	44	50	19	17	15	15	0	7
1724	41	24	19	11	14	9	15	4
1725	52	30	25	11	10	8	15	8
1726	37	38	16	9	13	12	10	7
1727	56	38	23	9	11	3	13	7
1728	40	34	13	5	13	7	7	5
1729	48	29	23	13	13	9	5	9
1730	51	38	19	8	20	9	14	
	469	307	202	104	127	77	112	59

Von

Von 1731 bis 1740.

	Babenhaus. u. Harresha.		Dudenhof.		Cleestatt		Langstatt	
Jahre	Get.	Gest.	Get.	Gest.	Get.	Gest.	Get.	Gest.
1731	41	44	26	14	13	5	11	3
1732	55	52	17	13	13	18	12	10
1733	66	37	27	25	16	7.	9	9
1734	60	33	21	9	17	13	8	4
1735	45	22	19	13	13	6	16	7
1736	57	64	24	22	18	10	5	6
1737	70	41	31	11	15	7	14	6
1738	64	71	25	24	14	7	11	21
1739	48	50	20	17	16	10	17	7
1740	46	52	12	13	20	9	9	7
	552	466	222	161	155	92	112	80

Von 1741 bis 1750.

	Babenhaus. u. Harresh.		Dudenhof.		Cleestatt		Langstatt	
Jahre	Get.	Gest.	Get.	Gest.	Get.	Gest.	Get.	Gst.
1741	62	61	21	8	15	13	8	10
1742	49	56	16	10	20	9	17	6
1743	49	60	18	17	12	9	10	15
1844	48	44	13	13	16	6	11	7
1745	44	32	16	11	18	9	11	4
1746	46	65	8	9	16	10	16	10
1747	48	40	12	19	15	13	11	11
1748	60	34	21	8	20	12	15	2
1749	42	43	20	15	12	10	12	7
1750	53	40	18	10	12	11	16	10
	501	475	163	120	156	102	127	82

Von

Von 1751 bis 1760.

	Babenhaus. u. Harresha.		Dudenhof.		Cleestatt		Langstatt	
Jahre	Get.	Gest.	Get.	Gest	Get.	Ggst.	Get	Gest.
1751	53	42	24	18	24	10	15	13
1752	66	65	21	15	19	9	17	7
1753	58	40	24	8	17	5	13	9
1754	58	38	23	13	11	8	10	6
1755	47	31	23	6	14	7	18	8
1756	60	37	23	18	13	4	13	9
1757	52	63	24	20	18	6	16	8
1758	41	119	33	24	13	9	14	11
1759	67	42	20	19	18	16	13	3
1760	53	36	33	19	11	15	18	10
	555	513	248	160	156	89	147	84

Von 1761 bis 1770.

	Babenhaus. u. Harresha.		Dudenhof.		Cleestatt		Langstatt	
Jahre	Get.	Gest.	Get.	Gest.	Get.	Gest.	Get.	Gst.
1761	52	56	27	21	22	29	12	11
1762	52	71	29	27	9	17	18	19
1763	53	47	37	24	14	14	15	10
1764	56	40	24	24	10	7	16	9
1765	50	36	43	16	17	7	16	5
1766	58	33	28	16	10	10	11	7
1767	57	50	30	25	17	4	18	10
1768	57	51	33	33	18	4	11	13
1769	50	19	33	7	13	9	11	4
1770	66	39	24	10	11	7	13	3
	551	442	308	203	141	108	141	91

In den 5 Orten, welche den Hanau = Münzenbergischen Antheil von dem Amt Babenhausen ausmachen, sind in den 50 Jahren 5145 Kinder gebohren worden, und 3745 gestorben. Es sind also 1400 mehr gebohren, als gestorben sind. Bl.

Hanauisches Magazin.

Neun und dreisigstes Stück.

Zweiter Beitrag
zu der ältesten Nassauischen Genealogie.

Ich habe vor ohngefähr einem halben Jahr in dem ein und zwanzigsten Stück dieses Magazins einen kleinen Nachtrag zu dem ersten Stück meiner historischen Abhandlungen geliefert, und weil ich weiß, daß die daraus sich eröfnende neue Aussichten für die Nassauische Genealogie Kennern der Geschichte angenehm waren, so theile ich hier so viel lieber einige weitere versprochene Zusätze mit, zu denen damals der enge Raum eines einzigen Blatts nicht hinreichte. Ich erinnerte besonders, daß der von Joannis aus einer Urkunde v. J. 992 angeführte *Aruduintus* Comes in Pago Kunigesunderun eine falsche Leseart, und nach Schöpflins besserer Abschrift vielmehr Druwinus zu lesen sey. Das Original dieser Urkunde, oder wofür es Schöpflin hielte, das alte gleichzeitige Transsumpt, aus dem dieser Gelehrte seine Abschrift genommen, findet sich in dem Fürstl. Nassauischen Archiv zu Idstein; und die Namensabbreviatur ist, wie ich sicher weiß, so deutlich, daß die Leseart *Druwinus* nicht dem geringsten Zweifel unterworfen ist. Es ist also auch, nach der in meinem ersten erwähnten Nachtrag gegebenen Erläuterung, eben so gewiß, daß dieser Druwin ins Nassauische Geschlecht gehörte. Der Recensent in den Göttin-

ger Gel. Anz. St. 9. — keiner von der gewöhnlichen Recensentenclasse — glaubt zwar, daß Druthwin der in meiner Abhandlung gegebenen Nassauischen Stammtafel bis auf Rupert I. wiederspreche: es fällt aber dieser Einwurf nunmehr so viel eher weg, weil jener Druthwin früher erscheint, als die von mir angeführte Nassauische Stammglieder, noch ein Jahr vor Gerlach I, und also auch der Zeit nach sehr wohl zwischen diesem und dem ohnehin nur problematisch angenommenen Hugo stehen könnte. Doch ich habe schon in dem ersten Nachtrag die Meynung geäussert, daß Druthwin überhaupt nicht in die Linie der bekannten ältesten Niederlohngauer Grafen zu gehören scheine, gesetzt auch, daß er sonst mit ihnen aus einerley Stamm entsprossen. Ich habe daselbst zugleich einen merkwürdigen archivarischen Extract einer Urkunde über die den Nassauern ehmals eigne Gerichtsbarkeit über den Gau Kunigesundra, die vermuthlich ursprünglich an die Kayserl. Pfalz in Wisbaden gebunden war, abdrucken lassen: ich glaube aber Kennern einen grössern Gefallen zu thun, wann ich hier lieber die ganze Urkunde liefere, aus der sich zugleich das bey dem Extract unrichtig angegebene Datum verbessern läßt. Sie lautet also:

Wir Gerlach Graue zue Nassaw tun kunt allen guten Luten, die diesen Brieff ansehendt oder hörent lesen, daß wir und alle unsere Aldern unser Graueschafft und Herrschafft hie die Syt der Höhe herbracht han in aller der Mase und Wyse, als hernach geschreben steet: zum ersten, daß man uns teilet do die Crüfftel springet, und als ferre als sie fliesset bis in den Meyne bis in das dritte Vache, und den Meyne bis in den Ryne, und den Ryne abe als verre bis in die Waldoffe, und die Waldoffe uß bis zu Kemell an den Westen-

stengiebell: Auch bekennen wir Graue Gerlach vorgenannt, daß die Herrschafft von Eppenstein, die lehnbar sind, von uns und von allen unsern Aldern zu Lehen hant die hösten Gerichte über Halß und Heupt zuschen der Crüfftel und der Waldosse, und die höchsten Gerichte hörent zue Mechtelnhusen in den Hof, den sie auch von uns und allen unsern Altern zu lehen hant. Auch bekennen wir Jnn einer Jnzücht zu Wallau, die sie von unnß zu lehen hant, doch so bescheidelich wanne unser Lute dannen wollent ziehen, die dar weren komen, daß sie Jne darzu helfen sollent und nit weren, und auch sie nicht trengen sollent, unter Jne zu blieben. Alle die vorgenannten Gerichte und Herrschaft han wir vorgenannten Graue Gerlach und alle unsere Altern gehabt, und han zu lehen von dem Riche, und hann fürwerter zu Lehen geluhen die Herrschafft von Eppenstein mit Namen die höhesten Gerichte zu rechtem Mannlehen, als vorgeschrieben steet. Alle diese vorgeschriebene Rede sprechen wir vorgenannt Graue Gerlach alß hohe und alß düre als wir sollen, und des zu eine waren Urkunde und merer Sicherheit han wir unser Jngesiegell an diesen Brieff tun hengken, der geben ist nach Gotts Geburte dusent Jar, druhundert Jar, und darnach in dem Sehzigsten Jare uff den nechsten Fritag nach der heiligen dry Kunige Tage.

Jch errinnere nur noch, daß die Nassauische Ansprüche auf die Lehnbarkeit des Landgerichts Mechtelnhausen unter Kais. Friedrich III zu gerichtlichen Verhandlungen gekommen. — Um die Grenzen dieses Landgerichts noch weiter zu bestimmen, füge ich hier einen Auszug aus einem Weisthum darüber v. J. 1472 bey:

Das Landgericht hebt an oben an Castell, und geht umb und umb Castell., und drey Rechenn in den Rhein unwendig Castell, und den Rhein innen bis in die Waldoff, die Waldoff uß bis an Pollgraben, den Polgraben uß bis uf den Haßenpfadt, unde vom Hasenpfade bis uf den Rennpfadt, und dem Rennpfadt uß, bis gen Sehlbach, zue Sehlbach ußene bis an den Westen Gibbel, da geht ein Waßer heißt die Düsche, die Düsch innen bis gein Eppenstein an den hangenden Stein, do verlüset die Düsch ihren Namen, von dem hangenden Stein an bis in die Crüfftel, die Crüfftel innen bis mitten in den Mayne, und den Mayne innen bis widder oben an Castell dry Rachen in den Ryne.

In einem Merckerding über die Höhe gehalten zu Wisbaden im J. 1512 kommt folgende Stelle vor:

Jst das Weißtumb uß Bewelg des Forstmeisters durch Caspar Waßmuder uß dem alt Merkerbuch nach uobgents Jnnhalt verlesen worden:

Schwant Herlichkeit und Freyheit angehen do die Krufftel springt, und die Krufftel als heraber biß mitten in den Mayen an das dritt Fach. Von dem Meyen heraber biß in Walloff und ferr in den Rheyn als eyner mit eynem Roß geritten, und mit einem Spere geschiessen magk. Und die Walloff uß biß an den hangenden Stein, bis zu Wanbach an die Züne, und die Grindael Straß uß biß zu Kemel an den Westeingibbel, daß darfer Wilbant und die Herlichkeit der Here sy, und niemand keyn Recht darinn habe an der Here Gunst und Willen:

Den

Den wenigen übrigen Raum mögen noch einige zerstreute Anmerkungen füllen. Das Aldenburg, dessen Kirche Gr. Rupert II und Gr. Wallram von Nassau im J. 1178 dotirten, und das ich S. 87. meiner Abhandlung mit dem Freih. von Gudenus für das Aldenburg in dem darmstädtischen Amt Alsfeld annahm, ist vielmehr das bei Wezlar. — Unter den vielen Nassauischen Lehenschaften in Hessen, deren in S. 19 erwähnt, merke ich hier noch besonders das Waldboten Amt im Gericht Kirdorf an, das die Schenken von Schweinsberg von den Grafen von Nassau zu Lehen trugen. — Ich habe S. 74 die Vermuthung gewagt, daß die Gemahlin Gr. Arnoldt I. von Luxenburg entweder aus dem Saarbrückischen oder Reineckischen Hause möge entsprossen seyn; verschiedene Umstände stimmen mich jetzt insbesondere für das letzte, und ist dieses, wie ich nicht zweifle, richtig, so müßte sie eine Tochter Graf Gerhards von Reineck und von Mäynz gewesen seyn, der noch im J. 1102 lebte, aber, wie einst ein gelehrter Freund von mir beweisen wird, ohne männliche Erben starb, und um diese Zeit den alten und ersten Mannsstamm der Grafen von Reineck und Maynz beschloß. — Zu S. 30 errinnere ich noch, daß die Grafen von Isenburg in älteren Zeiten auch die Dörfer und Gerichte Ritzenhain und Walmenach auf dem Einrich besaßen, die Graf Philipp von Ysenburg im Jahr 1414 an Grafen Philipp von Nassau, und dieser wieder zwey Jahr drauf an Grafen Johann von Katzenelenbogen verkaufte. Was ich eben daselbst, und in meinem ersten Nachtrag, über den eigentlichen Innbegriff der pfälzischen Lehenschaft auf die Grafschaft Einrich geschrieben, werde ich nunmehr in der Geschichte der Grafen von Katzenelenbogen mit Gewißheit entscheiden können. — Die S. 48. erwähnte Esterau, wovon sonst der ottonische Stamm drey Theile, und Nassausaarbrücken nur einen besaß,

und die, wie ich schon im ersten Beitrag erinnert, im Jahr 1631 tauschweise ganz an Nassau - Hadamar kam, bestund damals aus folgenden Orten: Langschied, Geilnau, Esten, Horhaußen, Gerßhausen, Bergen, Bruchhausen, Dörenberg, Kalkoffen, Scheidt und Laurenberg.

Ich werde die in diesen beiden Blättern gemachte und einige andere Anmerkungen in dem zweiten Stück meiner historischen Abhandlungen künftig näher ausführen und anwenden. So lang indes nicht neue bisher unbekannte Urkunden ans Licht treten, werden immer noch in der schweren Nassauischen ältesten Genealogie Hypothesen und blose Wahrscheinlichkeiten hier und da die Stelle der Gwißheit vertreten müssen, und ein Geschichtforscher wird die seinigen nur mit andern austauschen können. Vermuthlich haben wir dergleichen neue Quellen noch von dem gelehrten Nassauischen Hr. Geh. Rath Kremer zu erwarten, denen jeder Freund der Geschichte mit Vergnügen entgegen sehn wird.

W.

Gesetze.

ein politisches Fragment.

Semper specialia generalibus insunt.
L. 147. ff. de Reg. Iur.

* * *

Wenn die Menge der Gesetze ein Volk glücklich machte: so stünde unter den glücklichen die deutsche Nation oben an. Da ich aber dieses nicht behaupten will, es auch nicht kann; so glaube ich Vater Plato habe Recht gehabt, wenn er sagte: je mehr Gesetze, desto mehr

mehr Rechtsstreite, desto schlimmere Sitten, und desto mehr Unordnung.

Zaleukus gab den Thuriern wenige und einfache Gesetze, und sie wurden befolgt, weil sie gut waren. Er vermehrte sie und verfeinerte sie nachmals; und sie wurden bewundert, aber nicht befolgt.

Ich glaube, in diesem Falle finde sich auch das deutsche Vaterland, welchem bey den vielen Gesetzen noch dis eine mangelt, das bestimmte, welche von den vorhandenen befolgt werden sollen.

F.

Bücher.

1. Die neuesten Religionsbegebenheiten mit unpartheyischen Anmerkungen für das Jahr 1778. 8. Giesen, bey Krieger:

Diese sehr gemeinnützige periodische Schrift, welche mit diesem Jahr angefangen hat, und wovon wir bereits acht Stücke vor uns sehen, deren jedes 5 Bogen stark ist, gehört unter die empfehlungswürdigen, welche viele Leser auch unter denen, die eigentlich keine Theologen von Profession sind, verdient. Es wird darinn von den neuesten Religionsstreitigkeiten, die zum Theil an die höchsten Reichsgerichte und an das Corpus Evangelicorum auf dem Reichstag gelangt sind, Nachricht gegeben, alles deutlich und ausführlich erzählt; theils ein lichtvoller Auszug aus den neuesten polemischen Schriften über Religionswahrheiten und Meynungen vorgelegt, mit Unpartheylichkeit geprüfet, so weit man dieses Wort mit einer billigen Freymüthigkeit im Urtheilen vereinigen kann. Wenn auch die berühmten Acta Historico-Ecclesiastica nicht fortgesetzt würden, so könnte diese Schrift, welcher wir eine lange Fortdauer anwünschen, wohl ihre Stelle vertreten, so wie sie auch bey jener Fortsetzung niemals in diesem Grad der Güte überflüssig seyn wird.

2. Lehrbegriff der sämtlichen ökonomischen und Cameralwissenschaften, vierten Bandes 1 Th. Mannh. 1778 bey Schwan.

Die Fortsetzung dieses wichtigen Werks, dessen berühmter Hr. Verfasser jetzt in Hanau lebt, entspricht dem Begriff vollkommen, welchen das Publicum bereits von den vorhergehenden gefaßt hat. Auch dieser Theil enthält die nützlichsten und interessantesten Materien, mit dem Erfahrungsgeiste eines großen Kenners beleuchtet, und in einer angenehmen Schreibart abgehandelt. Einen Auszug davon zu geben ist wider die

Ab-

Absicht dieses Blatts, da man sich hier nur darauf einschränkt, das Publicum von der Fortsetzung eines sowohl aufgenommenen Buchs zu benachrichtigen, welches, wenn es der unermüdete Hr. Verfasser zu Ende gebracht haben wird, ein vortreffliches Ganzes, und vielleicht das Einzige in seiner Art, zusammen ausmachen muß.

Beide Werke können die Leser, die zur Leihbibliothek des luth. Waisenhauses subscribirt haben, aus derselben erhalten.

Nachrichten.

Hanau. Zu dem diesjährigen Herbst Examen des Ev. luth. Lyceums am 17ten Septembr. lud Hr. Professer Bergsträßer Tags zuvor mit einer Fortsetzung seiner angefangenen Chronologie ein, unter dem Titel: Chronologiæ Historicæ particula secunda 8. 2 Bogen. Er bestimmt darinn nach seiner genommenen Abtheilung die fünfte Periode von Cyrus bis auf Alexander, welches einen Zeitraum von 202 Jahren ausmacht. Kenner, welche bereits mit der ersten particula sehr zufrieden gewesen sind, werden um so mehr die Fortsetzung wünschen, da dieser Weg statt der sonst gewöhnlichen Programmen sehr geschickt ist, jungen Leuten das nöthigste und nützlichste von wissenschaftlichen Kenntnissen und der in diesem Alter zu lernenden Anfangsgründe der Gelehrsamkeit auf eine leichte Art bekannt zu machen. Diese Chronologie, die in gutem Latein, mit feiner Auswahl litterarischer Nachrichten und Urtheile der Alten, auch mit eigenem Urtheil geschrieben ist, verdient, wenn sie vollendet seyn wird, in allen Schulen eingeführt zu werden.

In dem Examen selbst bestanden die jungen Leute aus allen Classen nach der Verschiedenheit ihres Alters und ihrer Lectionen gröstentheils gut. Vorzüglich haben wir uns bey einer Probelection aus dem Virgil über die Fertigkeit und Kenntnis einiger hofnungsvollen Jünglinge, die eine gute Bekanntschaft mit dem Dichter, so wie wohlgenutzten Unterricht ihres Lehrers, verriethen, gefreut.

Aus eben dieser geschickten Feder ist auch eine Idylle aus dem Fürstl. Phasaneriegarten auf 1 Foliobogen gedruckt zum Vorschein gekommen, in welcher poetischen Prosa sich jeder gutgesinnter Patriot mit den darinn ausgedrückten lebhaften Empfindungen der Freude und Wünsche, die der 11te September in ganz Hanau erweckt hat, gewiß vereinigen wird.

Hanauisches Magazin.

Vierzigstes Stück.

Vom
Tollenhundsbiß und der Wasserscheue.
Etwas zur Warnung und Belehrung für Unwissende.

Es giebt in dem menschlichen Leben gewisse unausweichliche Unglücksfälle. — Unglücksfälle, denen man bey aller Vorsicht, bey aller Sorgfalt nicht entgehen kann. — Unter diesen oft unvermeidlichen traurigen Ereignissen will ich jezt nur des in seinen Folgen fürchterlichen Vorfalls erwähnen, da man etwa von einem wüthenden Thiere angefallen und gebißen wird. —

Da ein jeder zu aller Zeit dieser Gefahr ausgesetzt ist; so hoffe ich keine vergebliche Arbeit zu thun, wenn ich hier für den Unglücklichen, dem dieses traurige Schicksal begegnet — einige Verhaltungsregeln angebe — und die fürchterlichen Folgen schildere, die bey einer sorglosen Vernachlässigung entstehen. — Ein schauderndes Beyspiel eines an der schrecklichsten aller Krankheiten, an der Wasserscheue eben Verstorbenen, das sich mit tiefem Mitleiden meiner Seele eingeprägt, fordert mich aus Menschenliebe zu diesem Geschäfte auf.

Mit Schaudern sah ich einigemal die Sorglosigkeit jener Personen, die von einem tollen Hunde gebißen

bissen zu werden, das Unglück gehabt hatten. — Man eilte zu einem benachbarten Jäger, ließ sich von selbigem mit einem wunderthätigen St. Hubertsschlüssel auf den Scheitel brennen, und glaubte nun sich so für aller Gefahr gesichert. — An eine sorgfältige Behandlung der Wunde wurde vollends gar nicht gedacht, da zumal der dummdreiste Operateur die Verwegenheit hatte, allen jenen Personen, an denen er diese Operation verrichtete — für ihre Sicherheit die Gewähr zu leisten. Auch der Unglückliche, von dem ich eben geredet, war im Anfange Aprils gebissen, auf die gleiche Weise behandelt — und die damals zum Besten dieses Unglücklichen getroffene obrigkeitliche Verfügung wurde leider nicht befolgt. —

Sicher auf die Gewährleistung jenes Operateurs mit dem Schlüssel, hatte er nun beynahe 5 Monate durchlebt, als die fürchterliche Wasserscheue, unter den schreckendsten, jedem fühlenden Zuschauer bey seinem Krankenbette das Herz durchschneidenden Zufällen, binnen 28 Stunden ohne Rettung das Leben dieses starken Mannes endete. —

Man darf nicht glauben, daß die Wuth und der mit ihr gewöhnlich verpaarte Zufall der Wasserscheue, blos und allein vom Biße des wüthenden Thieres entstehe. — Nein! auf jede andre Art, wodurch dieses ansteckende thierische Gift dem Körper beygebracht wird, entsteht diese fürchterliche Krankheit, durch das Berühren, den Geifer, den Speichel, das Küßen, den Hauch, den Beyschlaf. —

Da ich keine gelehrte Abhandlung schreibe, sondern blos Unwissenden nüßlich zu seyn wünsche, so werde ich mich in keine tiefsinnige Betrachtung über die Na-

tur

tur des Ansteckenden — die uns am Ende denn doch eben so wenig als der Mann im Monde bekannt ist — einlassen. —

Der Erfolg der schrecklichsten Zufälle zeigt, daß dieses Gift nach seiner Entwickelung äusserst wirksam und flüchtig sey. — Da es vorzüglich auf die Speicheldrüsen würkt — und dann meistentheils durch den Geifer des wütenden Thieres mitgetheilt wird; — so ist es anfangs wohl mit gewißen zähen klebrichten Theilchen gleichsam gebunden, — daß es nicht nach Art der übrigen Gifte schnell seine traurige Wirkungen äussert, sondern oft ohne merklichen Nachtheil mehrere Monate und Jahre lang im Körper des Gebißenen verborgen liegt, bis es sich von jenen zähen Theilchen, die es gleichsam gebunden hielten, entwickelt, verflüchtigt und mit den Säften des Körpers vermischt. —

Anfänglich empfindet der Gebißene oder auf eine der vorerzählten Arten mit dem Gifte Angesteckte — einen stumpfen ungewöhnlichen Schmerz des verwundet gewesenen Theils, der sich bis zum Schlund herauf ziehet — er ist niedergeschlagen — suchet die Einsamkeit, empfindet Zerschlagenheit und Müdigkeit, das Athemholen ist beschwerlich, sein Schlaf unruhig — von schweren Träumen mit Auffahren unterbrochen. Dieß wären ohngefähr die ersten Anzeichen. —

Aber mit einer fürchterlichen Heftigkeit nimmt nun das Uebel zu. — Der Kranke empfindet jezt unaussprechliche Bangigkeiten — um die Brust wirds ihm enge — das Athmen beschwerlich — die Gefahr des Erstickens wächst mit jedem Augenblicke — Nun kann der Mitleidenswürdige nichts mehr hinunter schlingen. — Seine vom heftigsten Durst dürre Zunge lechzt nach Wasser. — Man giebts ihm; nur beim Anblick desselben zittert für unaussprechlicher Angst

 der

der ganze Körper — der Magen schwillt mit Gichtern auf eine erstaunende Art auf, der Unglückliche kann jedes Flüssige nicht einmal sehen — das Geräusche des Wassers nicht hören, oft nicht die geringste Bewegung der Luft vertragen, daß nicht diese Zufälle immer heftiger kämen — und nicht selten Gichter erfolgten. — Der Kranke wirft sich unruhig herum, sieht wild umher, oft leidet er Anfälle der Wut, fällt die umstehenden an und sucht sie zu beißen — Unter diesem Wüten, wo vernünftige Zwischenräume mit abwechseln, giebt endlich unter den quaalvollsten Martern von Schmerzen und unbeschreiblichen Aengsten der Unglückliche ohne Hofnung der geringsten Hülfe, ohne Rettung seinen Geist auf. —

Dieß ist kürzlich der gewöhnliche Lauf dieses fürchterlichen Uebels, wenn sichs selbst überlassen bleibt. — Sorglose! denen ein solches Unglück begegnet, könnt ihr noch einen Augenblick bey dem Vertrauen auf so unzureichende Mittel, wie das Brennen mit einem Schlüssel — euch beruhigen — euch sicher glauben? — Drohende Gefahr schwebt über eurem Haupte — der schrecklichste, der martervollste Tod wütet heimlich in eurem Innersten! — Sollte dieß nicht jeden vernünftigen Menschen antreiben, bey einem solchen Unglücke sogleich ohne einen Augenblick Zeit zu verliehren, bey einem Arzt oder Wundarzt Hülfe zu suchen? ... Da indessen nicht allenthalben Aerzte oder Wundärzte zu haben sind; so will ich hier einige Vorsichtsregeln angeben, die man in solchem Falle zu beobachten hätte. —

Hat also Jemand das Unglück gehabt, von einem wütenden Thiere gebissen, oder mit dessen Geifer befleckt zu werden; — So muß man auf das schleunigste die Wunde oder den verunreinigten Platz von dem Gifte zu reinigen suchen. — Man bedient sich zu die-

dieser Absicht laulichten Salzwassers, warmen Weins oder Urins — wenn vorher die Wunde wohl ausgeblutet hat. Man schröpft sie — um das Gift heraus zu ziehen, erweitert sie, wenn sie nur geringe ist und wenig blutet. — Ist der Biß ins Fleisch gekommen — und es kann ohne Gefahr geschehen, so schneidet man alles verletzte weg. — Man brennt die Wunde mit einem heißen Eisen. — Indessen muß man das Gift völlig zu zerstören suchen, welches durch die Quecksilbersalbe (Unguentum Neapolitanum;) geschiehet. — Man reibt von dieser an den Rändern der Wunde auf ein paar Zolle im Umfange täglich ein Quentchen ein — und verbindet sie mit Basilicumsalbe. — Wenn die Eiterung nicht bald erfolgt, so legt man ein Blasenpflaster darauf, oder vermischet etwas Spanische Fliegenpulver mit der Basilicumsalbe, und läßt sie lange eitern, da hauptsächlich das Glück der Cur auf die sorgfältige Behandlung der Wunde ankommt.

Ich enthalte mich übrigens wohlbedächtlich, hier eine Beschreibung der innerlichen Cur dieses Uebels mitzutheilen, weil es immer sicherer ist, sich einem Arzte in diesem Falle anzuvertrauen. —

Nun noch einige andere Vorsichtsregeln! — Oben sagte ich, daß dieß thierische Gift von einer sehr durchdringenden flüchtigen Art sey. — Es kann also leicht durch die Kleidungsstücke — die Bettungen — das Leibgeräthe eines solchen Unglücklichen auf die Gesunde fortgepflanzt werden. — Man glaube ja nicht, daß das Wasser der infizirten Kleidungsstücke dieses Gift abspüle: — Traurige Erfahrungen haben das Gegentheil gezeigt. — Man lasse sich also nicht den Eigennutz zurückhalten, alle jene Stücke zu vernichten, die ein solcher Unglücklicher getragen, und deren er sich bedient hat. —

Anfrage.

Die Geschichte belohnt und bestraft, selbst nach Verlauf von tausend und mehrern Jahren, durch Aufbewahrung der Namen derjenigen, welche weise, edel, und tugendhaft, oder thöricht niederträchtig und lasterhaft gehandelt haben. Allein, es ist zu bedauern, daß die Geschichte noch oft so mangelhaft ist, und von mancher edlen und großmüthigen Handlung den Namen des Urhebers, oder von manchen Personen alle edle und großmüthige Thaten nicht aufbehalten hat. Zwar ist es schon Aufmunterung genug zu Nachahmung, wenn wir edle Thaten lesen oder hören, ob wir gleich den Namen desjenigen, welcher sie verrichtet, nicht wissen; allein oft, und fast in den meisten Fällen, trägt zu dem mehrern oder mindern Glanz derselben vieles bei, die Person, ihr Geschlecht, Alter, Herkunft, Stand, Vermögen, — überhaupt Zeit und Umstände aufs genaueste zu wissen.

Als 12 jähriger Knabe höret man schon Namen berühmter Männer von Griechen, Römern und andern Völkern, welche große Thaten verrichtet haben. Allein wie viele kann man aus der vaterländischen Geschichte anführen? Sollten wir weniger zu edlen Handlungen geneigt seyn? Das wird kein vernünftiger Mann behaupten: allein viele solcher theuren Namen sind noch in der gänzlichen Vergessenheit, wenigstens nicht bekannt genug. Seit einiger Zeit sind verschiedene bekannter geworden. Der jetzige König von Preussen hat es der Mühe werth geachtet, den Namen eines edeldenkenden Mannes der Vergessenheit zu entreissen, und in seinen Memoires de Brandenbourg den Namen des Stallmeisters genannt, welcher in der Schlacht bey Fehrbellin seinem Herrn, dem Churfürst Friederich Wilhelm dem Großen, das Leben rettete.

Gleicher Ehre ist der Soldat würdig, welchen in der bekannten Ueberrumpelung des Schlosses bey Breda 1599, als er mit noch 60 andern auf Befehl Prinz Moritzen von Nassau in einem mit Torf bedeckten Schiffe versteckt war, dem Schlosse zu fuhr, ein so heftiger Husten überfiel, daß er fürchtete, die feindliche Schildwache möchte es hören, Verdacht schöpfen, und so der Streich vor der Zeit entdeckt und vereitelt werden. Da er sich nun des Hustens unmöglich enthalten konnte; so bat er seine Kameraden, daß sie ihn tödten sollten, damit durch ihn die Unternehmung nicht mißlingen möchte. Wen überfällt nicht Erstaunen und Bewunderung über dieses Begehren! Es wäre zu bedauern gewesen, wenn dieser edle Mann ein Opfer seiner Vaterlandsliebe hätte werden müssen. Zum Glück machten die Schiffer mit ihrer Wasserpumpe so viel Geräusch, daß man sein Husten nicht hören konnte. Viele Geschichtschreiber dieses Niederländischen Krieges erzehlen diese Begebenheit; man findet aber nicht so leicht den Namen dieses braven Soldaten aufgezeichnet. Unterdessen habe ich ihn gewust, woher aber? weiß ich nicht mehr. Vor etwa 6 Jahren las ich mit einigen jungen Leuten die Annales de la Bienfaisance. Im 3ten Th. auf der 207ten Seite kömmt unter dem Worte Soldat, diese Begebenheit vor, und der Autor beschliest sie mit der Aeusserung, daß der Name dieses Soldaten würdig wäre, in der Geschichte aufbehalten zu seyn. Es war eine wahre Wollust für mich, diesen Namen zu nennen. Etliche Jahre hernach bey einer andern Gelegenheit war er mir entfallen, und alles Nachforschens unerachtet habe ich ihn bis hieher nicht wieder finden können. Es stehet mir vor, als wär er aus Dillenburg gewesen. Vielleicht erweiset mir ein Nassauischer Patriot, oder anderer Liebhaber der Geschichte, dem dieses Blatt in die Hände kommt, den Gefallen, den Namen dieses würdigen

gen Soldaten wieder bekannt zu machen, dem ich dann zum Voraus hierdurch meinen aufrichtigen Dank abstatte.

H. E.

Nachricht.

Herr Oberhofrath Socin, Leibarzt Sr. Hochfürstl. Durchl. unsers gnädigsten Landesherrn, und bisheriger Professor der Arzeneygelahrtheit in Hanau, geht mit seiner Familie in einigen Tagen wieder nach seiner Vaterstadt Basel, um daselbst künftig zu wohnen. Die Versicherungen der Gnade unsers Durchl. Herrn, deren er sich würdig zu machen gewußt, und die Hochachtung aller derer, die seine Verdienste hier gekannt, und seinen angenehmen Umgang geschätzt haben, begleiten ihn dahin, mit dem Wunsche, daß es ihm und den Seinigen immer wohl gehen möge! — Seine im vorigen Jahr hier gedruckte und mit vielem Beyfall aufgenommene Anfangsgründe der Elektricität werden jetzt von neuem wieder aufgelegt, ohne jedoch, außer ein paar kleine Veränderungen, neue Zusätze zu erhalten.

An die Stelle dieses verdienstvollen Mannes haben S. Hochfürstliche Durchl. den Herrn Hofrath Kempf, welcher vorhin in Homburg an der Höhe, sodann in Diez und Embs das Amt eines Arztes mit Ruhm verwaltet, wieder zu Dero Leibarzt berufen, und ist derselbe auch bereits hier angekommen.

Hanauisches Magazin.

Ein und vierzigstes Stück.

Vom Tobacksbau im Hanauischen.

Seit dem unglücklichen Kriege in Amerika, welcher nun schon einige Jahre her verschiedene Producte aus den Englischen Colonien rar und theuer gemacht hat, fängt man in vielen Ländern an, sich durch eigene Cultur diese Dinge, so viel möglich, zu verschaffen, und damit einen oder den andern Handlungszweig nach Deutschland zu verpflanzen, oder ihn wenigstens auf eine vortheilhaftere Art, als vorhin, herüber zu beugen. Darunter gehört vorzüglich der Toback, welcher so vielen Menschen seit langer Zeit ein unentbehrliches Lebensbedürfnis zum Schnupfen und Rauchen geworden ist.

Ehemals baute man in der Gegend um Hanau her viel Toback. Es wurde durch die beträchtliche Verarbeitung desselben in der Stadt, zum Rauchen und Schnupfen ein wichtiger Handel auswärts getrieben. Aber so, wie sich die Tobacksspinnereyen und Fabricken in andern Ländern, besonders in Holland, vermehrten, und aus Virginien und den nächst angrenzenden Colonien so viel Toback herausgesandt wurde, fiel der Preis dergestalt, daß es den bisherigen Pflanzern nicht mehr die Mühe zu verlohnen schien, sich weiter mit diesem Bau abzugeben. Man wählte dafür das Welschkorn, als ein einträgliches Viehfutter, und so viel Toback man sonst vorhin ge-

pflanzt hatte, so viel Welschkorn sah man nun überall in der Gegend umher. Nur bey Windecken und einigen wenigen andern Orten erhielt sich der Toback. Jezt da der Centner von dieser Pflanze für 12 bis 15. und von der besten Sorte für 20 und mehr Gulden verkauft werden kann, sieht der Landmann seinen Vortheil zu augenscheinlich dabey, als daß er seine besten Aecker nicht dazu brauchen sollte, und man reiset schon jezt so wohl hier als anderwärts in den benachbarten Gegenden durch ganze Feldmarken, wo der Toback das Hauptgewächs ist, das man zieht. Ob es mit der Zeit dem Kornbau, dieser ersten und natürlichsten Cultur des Landmanns nach der Lage unsrer meisten deutschen Provinzen, und zum unentbehrlichsten Bedürfnis, nicht nachtheilig seyn würde, wenn es so fort geht: Das ist eine andere Frage, die leicht zu entscheiden ist. Ich denke aber, wie die Sachen immer von selbst wieder in ihre Ordnung kommen, sobald sie zu sehr von einer Seite überspannt werden, so wird es auch mit dem Tobacksbau in Deutschland gehen, wenn der Friede in Amerika wieder hergestellt ist; und dem armen Landmann kann unterdessen dieser periodische Profit bey dem übrigen geringen Gewinn, den er von allen seinen Arbeiten behält, gar wohl gegönnt werden.

Auf die Anfrage im 21ten St. dieses Magazins, wie der Tobacksbau in hiesigen Gegenden betrieben werde, und was für Vorsichten zu seiner Verbesserung und rechten Benutzung genommen werden können, entschloß ich mich, in gegenwärtigem Aufsatze dasjenige zu sammlen, was die Erfahrung bisher darüber gelehrt hat, und den Lesern dieses Blatts mitzutheilen.

Der Tobacksbau ist mit vieler und überhäufter Last verbunden. Ein steter Fleiß, wie beim Weinbau,

bau, auch in den heissesten Tagen, wird darzu erfordert; die besten Aecker des Landmanns werden darzu genommen, und seine beste und mehreste Dung, wenn anders etwas aus der Pflanze des Tobacks werden, und sie vor der Zeit nicht vergelben soll. Die Aecker müssen, wie das Landvolk spricht, darzu besonders und in Zeiten zugelegt werden.

Nämlich vor Winter werden diese zum Tobacksbau tauglichen Aecker allhier gestürzt, hernach so bald der Kappes eingethan ist, oder auch um Petri herum, mit der nöthigen Besserung versehen. Ein jedes Viertel Acker bekommt 5 = 6. Fuhren Dung, so viel nur zwey Stück Vieh hier zu Land ziehen können. Mit den ersten Frühlingstagen werden die Tobacksäcker geschurft und der ausgebreitete Mist untergearbeitet, darauf werden sie in einem kleinen Zwischenraume der Zeit, wie es dem Manne nur thunlich ist, gerurt, d. i. etwas tiefer als das erstemal gezackert, dabey zu merken, daß die Egge auch das ihrige jedesmal darzu beitragen muß. Und ehe sie noch die Pflanze setzen, so dreyern sie auch den Acker, d. i. sie zackern ihn zum drittenmal, und eggen ihn abermal, damit die Quecken folgends aus dem Acker kommen, und endlich mit umgewendeter Egge schleifen sie den Acker zu, so, daß er ganz eben und glatt wird.

Nach Pfingsten, wenn keine Fröste mehr zu befürchten sind, setzet man die Pflänzgen. Sie werden in ähnlichen Reihen und auch in der Weite von einander wie die Bohnen gepflanzet. Man hacket ihnen Stufen, aber die Stufen müssen mit der Hand wieder eben zugestrichen werden, mit dem Finger wird eine Vertiefung eingestochen, worein sie ganz tief versenket werden, besonders wenn sie schon etwas groß geworden sind, und man begiesset, wenn heiße Witterung

eingefallen ist, auch die Stufen. Zu Anfang des Heumonaths werden die Pflanzen **geschabt**, d. i. man umhacket ein jedes Pflänzgen mit einer ganz kurzstiehligen und nicht gar zu breiten Hacke. Mit der linken Hand hält man das Pflänzgen, und mit der Rechten allein geschieht die Arbeit. Eine zwar geschwinde aber mit Krümmen und Bücken beschwerliche Arbeit.

Beynahe in der Hälfte des Julius werden die Tobackspflanzen **gehäuffelt**, wiederum mit der Vorsicht, wie das erstemal, und diejenigen, so ausgewachsen sind, und in keine Saamenstengel aufschiessen sollen, werden nach dem ländlichen Kunstworte **geköpt**, d. i. man bricht ihnen den obersten Theil oder den Kopf ab, damit die Kraft in die Pflanze und ihre Blätter treibe. Diese Arbeit aber kann nicht zu gleicher Zeit zu Ende gebracht werden; dieweil die Pflanzen dem mehresten Theil nach von ungleicher Grösse sind. Geschieht sie zu früh, eh der Stengel zu seiner gehörigen Reife kommt, so geht die Pflanze zurück, und die Blätter werden mager. Auch die unter der Zeit ausgetriebenen **Geitzen** oder Ausschläge werden nicht allein geköpt, sondern zu verschiedenenmalen ganz ausgebrochen. Bald darauf um Bartholomäi lieset man die **Sandblätter**, deren 3. bis 4. sind und ganz gelb werden, d. i. die untersten, so auf der Erde liegen.

Da die Tobackspflanze eine Feldfrucht ist, die den Frost weniger als andere Früchte vertragen kann; so eilet man mit ihr, so bald sie zeitig ist, aus dem Felde. Ihre Zeitigung erkennet man daran, wenn die Blätter gelb und dick werden, welches aber auch nicht zu gleicher Zeit, wie manchmal mit den Trauben, erfolget, wodurch denn auch Gutes und Böses durch einander kommt. Wann die zeitigsten und besten Blätter eingesammlet sind, und noch war-

me

ne Witterung kommt, so treibet sie zum zweitenmale die sogenannten Geitzen, welche auch besonders gebrochen werden: Aber dieses glücket selten dem Landmann. Die Saamenstengel, welche hoch aufschiessen und eine carmoisinrothe Blume austreiben, bleiben, nach dem eingelesenen Saamenkolben, mit den andern Stengeln stehen, und werden nach der Ernte untergezackert. Es sey denn, daß der Saame noch nicht recht zeitig ist, welches man an seiner Bräune erkennet, so ropft man den ganzen Stengel aus, und setzt ihn zu Haus in die Gärten bis zu seiner völligen Zeitigung, wo man ihn nachgehends in der Blume läßt, bis er dürr ist. Diese Aecker, welche Toback hatten, werden hernach gute Flachsäcker.

Der Tobacksbau säubert die Aecker meistentheils von dem Unkraut, und der Flachsbau will einen saubern Boden haben.

Oftmals muß der Toback, auch wenn er noch wachsen könnte, in aller Eile wegen einfallender Nachtfröste von dem Besitzern nach Haus gebracht werden; damit sie nicht in einer einzigen kalten Nacht die ganze Belohnung ihrer sauren Arbeit verlieren.

Ist der Toback glücklich zu Hause, so muß er, besonders wenn er fett ist, so gleich gefädemet, d. i. an langen Schnüren aufgehangen werden; sonst thut das Uebereinanderliegen, was die Kälte thut: er verdirbt. Bey dem Einfädemen oder Schnüren nimmt man einen doppelten Faden, so lang als die Sparren von einander sind, der zwey Schleifen hat, welcher mit einer großen stählernen Nadel aufgefangen, und durch ein jedes Blatt oben am dicken Theile durch die Ribbe gestochen, und so viel nur auf den Faden geht, gefaßt wird. Ein solches Gebund hänget man aussen um die Häuser und Mauern, an alle Wände, wo es Schutz vor dem Regen, aber Luft und Sonne hat, um das Tobacksblatt zu trocknen.

Fällt

Fällt anhaltendes Regenwetter ein, und es wird nicht fleißig umgewendet und gedrehet, so, daß das Oberste untenhin und das Inwendige auswärts komme; so wird es schimmlicht, und verliehret seinen Werth. Zu Zeiten muß man diese Ernte, wenn kalte und rauhe Witterung einfällt mit starken Schlagregen vermischt, so gleich unter Dach und Fach bringen und auf die Böden hängen; damit sie der Rauch des Schornsteins folgends ausdörre, distillire und vor dem Schimmel bewahre. Weil aber dadurch gar leichtlich grosse Feuersbrünste entstehen könnten, so bedienet man sich der Sorgfalt, und macht mit gebackenen Steinen einen gewißen Schieber in die Schornsteine, oder irrdene Röhren mit einer durchlöcherten Kappe, welche gereinigt und von dem feuerfangenden Ruß gefeget werden können.

Hat der Toback nur einmal die Merzluft gekostet; so ist er ausser Gefahr, man mag ihn alsdann so dicke hängen als man will, er verdirbt nicht mehr, ausser daß die Ratten ihn vernagen und Nester mit Jungen darein setzen. Er läßt sich 3. 4. 5 Jahre so aufheben: Aber das beste ist, wenn die Fuhrleute kommen, und für einen jeden Centner 15 — 18. Gulden geben, auch den Geiz und die Sandblätter zu 4. 5. Gulden baar bezahlen, dadurch manche Orte 6. bis 7000 Gulden der schönsten Losung haben.

Noch etwas von Aussäung und Behandlung der Pflanzen selbst zu sagen; So säen die Landleute ihren selbstgezogenen und einheimischen Saamen ganz dicke in ihre Krautgärten. An manchen Orten machen sie die so genannten Kutschen. Hiesigen Orts machen sie nichts von den Kutschen, und ziehen jährlich so viele Pflanzen, daß sie davon noch an andere Orthschaften abgeben können. So bald der Saame gesäet ist, so wird er mit Stroh zugedeckt. Man säet ihn gleich nach dem Kappessaamen, und er wird unter dem Stroh

früh

früh Morgens und Abends begossen. Das Stroh bleibt darauf liegen, es sey denn, daß es ein sehr warmer Tag ist, wo sie ihn ein paar Stunden aufdecken, und hernach ihre Strohfenster wieder darauf legen. Wird es wärmer, und er hat seine sichtbare Grösse erreicht, so legen die Landleute Bretter über die Beete, rutschen darauf hin, und gäten denselben. Diese Arbeit muß von erwachsenen und der Sache kundigen Personen geschehen, weil die kleinen Pflänzgen, welche dick in einander stehen, vom Unkraut nicht leicht zu unterscheiden sind.

Der Toback hat, ohngeachtet weder eine gemeine Raupe noch Wild daran gehet, dennoch auch seine Feinde. Sein jugendlicher und härtester Feind ist die Nordluft, als welche ihn beym ersten Bade und recht in der Wiege tödtet. Stehen die Pflanzen einmal auf dem Acker und wollen nicht fortwachsen; so darf man sie nur heraus raufen, und man wird einen kleinen gelben Wurm in ihren Herzwurzeln antreffen; Ist die Pflanze davon entlediget, so wächset sie gerne wieder, indem sie ordentlich gesetzt wird. Die Schnecken in den kleinen Häusgen sind auch Feinde des Tobacks oder vielmehr Liebhaber davon. Man muß sie ablesen, wenn es ihrer viele giebt. Die eigentliche Tobacksraupe ist rar, und thut keinen Schaden. Manchmal trägts sich zu, wenn warme Winde wehen, daß der Landmann seinen Tobacksacker fast völlig mit frischen Pflanzen recrutiren oder ausbessern muß. Die Tobackspflanze gebraucht zu ihrem gedeihlichen Wachsthum Regen und Sonnenschein. Anhaltende Regengüsse und kühle Witterung kann sie nicht lange vertragen: vielmehr aber fortwährende Sonnenblicke. Sie ist wie die Bohne, Welschkorn, Traubengewächse rc. hier zu Lande ein Sommervogel.

Ich habe oben gemeldet, daß kein Wild an diese Pflanze gehe. Nur wegen der vorhin schlechten Losung

aus dem Toback und der darauf zu verwendenden vielen Mühe ist der Tobacksbau an vielen Orten gänzlich eingestellet worden, z. E. in Dörnigheim, und Fechenheim ꝛc. Doch sagt und weiß man: der Hirsch gehe in den Toback, wenn er krank sey, er beiße und fresse die Saamenstengel, oder die obersten Knospen ab, und heile sich damit. Wenn dies wahr ist; so möchte solches den Aerzten zum Nachdenken Anlaß geben, in wie ferne der Hirsch eine Aehnlichkeit mit dem Hornvieh habe, um ähnliche Curen mit letzterem anzustellen; denn die Thiere haben zur Erfindung mancher Arzeneyen gewiß Gelegenheit gegeben.

Man lobt den in hiesiger Gegend gezogenen Toback vorzüglich. — Ein wohlbestellter Acker von 1. Morgen kann 6. bis 7. Centner tragen.

In Großsteinheim ist eine Tobacksspinnerey und Presse, und vielleicht bekommen wir auch hieher eine, durch einen hiesigen Unterthan C. K. der sehr unternehmend ist, und schon darauf ausgehet, so wie er auch schon jetzt zur Verbesserung der hiesigen Felder und Wiesen eine Probe mit Gipssteinbrennen, den er vom Mayn herunter kommen läßt, gemacht hat, welches ihm auch zum Anfang ziemlich gerathen ist. Doch wieder auf meinem Wege einzulenken:

Auch die Ziegen und Schaafe gehen an den Toback, sogar wenn er schon getrocknet ist, und an den Häusern hängt, wo sie ordentlich darnach in die Höhe steigen, und abweiden, was sie nur erreichen können. Was ist es nicht eine heilsame Sache um den ausgepreßten Tobackssaft, bey den Schaafheerden? wenn er auch nicht mehr geraucht und geschnupft würde; so würde dieses, da die Erhaltung solcher Heerden gute und viele Wolle einträgt, worinn sich Reiche und Arme kleiden können, den Gebrauch und Bau des Tobacks doch immer nützlich machen. Denn zum Essen für die Menschen wächst er freylich wohl nicht.

K.

Hanauisches Magazin.

Zwei und vierzigstes Stück.

Beschluß der Nachricht

von Fürstlichen und Gräflichen Personen, welche in Babenhausen residirt haben.

(S. das 37 St.)

Johann Reinhards I. Nachfolger **Philipp Wolfgang** residirte nicht zu Babenhausen. Er hielt sich während dem dreisigjährigen Krieg zu **Lichtenberg** und **Straßburg** auf, und starb 1641 zu **Buxweiler**.

Sein Sohn **Johann Philipp**, ein Bruder von dem Grafen Friederich Casimir, welcher die Hanau - Münzenbergische Länder erbte, bekam Babenhausen zur Apanage. Er, und seine Gemahlin **Susanna Margaretha von Anhalt** sind hier gestorben, und die letzten, welche in der herrschaftlichen Gruft sind beygesetzt worden. Er starb 1669 und seine Gemahlin 1663.

Der Graf **Johann Reinhard**, ein Bruder des vorigen, und ein Vater der beyden letzten Grafen **Philipp Reinhard**, und **Johann Reinhard**, hatte das Amt **Lichtenau** im Elsaß zur Apanage bekommen, und starb 1666. Nach seinem Tode hielte sich seine Gemahlin **Anna Magdalena von Birkenfeld** einige Zeit in Straßburg auf. Weil sie aber 12000 Gulden auf das Amt Babenhausen vorgeschossen hatte, so begab sie sich im Jahr 1678. nach Babenhausen, und starb allda 1693 an den Blattern. Ihr entseelter Leichnam wurde nach Hanau gebracht, und in die herrschaftliche Gruft unter der luth. Kirche beygesetzt.

Die 2te Gemahlin von dem Grafen Philipp Reinhard, **Charlotta Wilhelmina von Salfeld**, bekam nach dem Tode ihres Gemahls 1712 Babenhausen zu ih-

rem Witwensitz. Hier hat sie gewohnt, bis 1731. Nach dem Tod der Gemahlin von dem letzten Grafen von Hanau Johann Reinhard, Dorothea Friderika von Anspach, begab sie sich nach Hanau, wo sie 1767 gestorben ist.

Bl.

Ueber die Wirkung des Monds auf unsre Dunstkugel.

So ausgemacht es ist, daß weder Mond noch andere Planeten oder Himmelskörper einen Einfluß auf die menschliche Schicksale haben; so unstreitig ist doch nach meiner Meynung, ihre Wirkung, besonders des Monds, auf unsern Dunstkreis, und folglich auch auf unsere Erde. Vom Größern kann man auf das Kleine schließen: Die Ebbe und Fluth des Meeres wird vom Mond verursachet, und folglich wird auch die feinere Ebbe und Fluth der Dunstkugel daher kommen. Man hat sich zwar bemühet, a priori das Gegentheil des ersteren zu beweisen, und um das letztere zu schwächen, gesagt, daß die Kraft, welche vermögend wäre, ein so ungeheures Wasser wie das Meer aus seiner Lage zu drücken und an das Land zu treiben, so ungeheuer groß seyn müste, daß sie Schiffe versenken und Menschen ganz platt zu Boden drücken müste. Allein dagegen läßt sich wieder eben so viel einwenden, und erweißt auch alsdann noch nichts, wenn man noch hinzusetzt, daß nicht in allen Meeren Ebbe und Fluth ist. Das Zubodendrücken der Menschen und Versenken der Schiffe hat aber besonders darum nicht statt, weil in und um uns Luft ist, die gegen das Drücken wirkt, das der Mond verursachet, und weil wir, und das größte Schiff, eine viel zu kleine Oberfläche haben, um die Last zu bemerken, die nur auf einer so ungeheuren Fläche, wie des Meeresfläche ist, merklich seyn kann.

Wenn

Wenn jemand eine Säule Wasser von einigen hundert Schuhen, oder welches einerley ist, so viel Eiß auf den Kopf stellen wollte, so würde er allerdings darunter erliegen; aber er trägt so viel und noch weit mehr Wasser, ohne daß er die geringste Last spürt, wenn er auf dem Boden des Meeres ist und eine Säule von vielen hundert Schuhen Wassers über seinem Kopfe stehen hat. Er spürt aber darum keine Last, weil das Wasser, das ihn umgiebt, und das neben der Wassersäule steht, die gerade über ihm ist, gleichsam ein Gewölbe ausmacht, das die über ihm befindliche Wassersäule stützt. Spürt man also die Last des Wassers nicht, wenn man auf dem Boden des Meeres ist, so kann man die Last der Luft weit weniger spüren. Und gesetzt, die Sache ließe sich gar nicht demonstriren, so kann sie doch ihre gute Richtigkeit haben. Eines Magneten Kraft, der z. B. 6 oder 8 Pf. trägt, spürt man an der Hand auch nicht, aber niemand wird seine Kraft deswegen leugnen. Warum sollte der Mond nicht auch eine ähnliche Kraft haben können? Daß aber nicht in allen Meeren Ebbe und Fluth ist, kommt wohl daher, weil ihre Oberfläche zu klein ist, und weil Landzungen, Erdwinkel und Meerengen ihre Gemeinschaft mit dem großen Ocean, gleichsam abschneiden.

Nimmt man nun als ausgemacht an, daß der Mond auf die Oberfläche des Meeres wirkt, weil sich überdieß die Ebbe und Fluth genau nach dem Monde richtet und darnach berechnet werden kann, so ist wohl nichts richtiger, als daß er auch auf unsere Dunstkugel wirkt, und darinn eine Ebbe und Fluth der Luft verursachet. Der Barometer müste hier den Ausspruch thun, und er thut es zum Vortheil des hier angenommenen Satzes. Viele sagten, daß sie gar keine Veränderung, die sich nach dem Monde richtete, bemerkt hätten, und ich selbst wagte es nicht, zu wiedersprechen, ohnerachtet ich, in den von Zeit zu Zeit gemachten Versuchen, eine wirkliche Veränderung fand. Aber seit einiger Zeit hat es der Abt Toaldo ausser Zweifel gesetzt und in seinen Tabellen bewiesen,

daß der Barometer in den Tagen um die Erdferne höher, als in den Tagen um die Erdnähe des Monds ist; höher um die südliche als nordliche Mondwende rc. Der Mond wirkt also auf die Luft und verursacht eine Ebbe und Fluth, das ist, die Veränderung des Wetters.

Dem zu Folge wären die Wettermacher in den Kalendern eben so auslachenswerth nicht. Wenn sie sich immer ganz sorgfältig um die verschiedenen Stellungen des Monds um die Erde bekümmerten, so könnten sie das Wetter auf viele Jahre vorher sagen. Immer würde es freylich nicht, besonders nicht in allen Ländern eintreffen, aber alsdann müste eine andere Ursache aufgesucht werden, die diesmal eine Ausnahme von der Regel machte. Denn eine Ursache ist immer vorhanden; nur wissen wir sie nicht. Vielleicht kommt einmal die Zeit, da wir sie so gut, wie die elektrische Materie kennen lernen.

In Ermangelung der Kenntnis dieser Ursache könnte man indessen die Erfahrung in Wetterbeobachtungen zu Hülfe nehmen. Vermuthlich kommt die Witterung, die wir z. B. in diesem 1778sten Jahre gehabt haben, nach einer gewißen Zeit von Jahren, wieder. Und gewiß gründen sich die so genannten Bauernregeln auf diese Erfahrung, die aber leider nicht sorgfältig genug gemacht und aufbewahret worden. So mag z. B. die Regel ganz richtig seyn, daß es vier Wochen regnet, wenn es auf Mariä Heimsuchung geregnet hat, wenn anders der Mond um Mariä Heimsuchung in einer seiner Hauptveränderung gestanden, die Regen bewirken kann. Aber alle Jahre steht er nicht auf eben den Tag in eben dem Verhältnisse mit der Erde, und folglich leidet auch die Regel Ausnahmen.

Die Beobachtung der Wetterveränderung müste also genau gemacht, und aufgeschrieben werden, bey welchem Stande des Monds sie sich ereignet, an welchem Tage, ob Vor = oder Nachmittag, oder in der Nacht? So hat man oft bemerkt, daß Morgenregen nicht lange anhielten;

ten; geschah es aber doch, so lag die Ursache in der damaligen Stellung des Monds, die mehr zum Regen als zum heiteren Wetter geneigt war.

Indessen fehlt es uns an genauen Wetterbeobachtungen noch gar sehr. Die, welche der Abt Toaldo bekannt gemacht sind vielleicht die einzigen ihrer Art, und erstrecken sich doch nur auf 50 Jahre. Er verglich diese, und noch ältere, aber nur zuweilen gemachte, mit der Theorie vom Monde, und fand in allen Erdstrichen eine erstaunende Uebereinstimmung. In einer Zeit von 9 Jahren, weniger zween Monathen, da die Periode des Monds Apogeum zu Ende geht, war das Maas des Regens, bis auf einen unbeträchtlichen Unterschied, zu Paris und Padua gleich. In den 50 Jahren seiner Beobachtungen giengen von 1106 Neumonden, nicht mehr als 156 ohne merkliche Wetterveränderung vorbey. Die Wahrscheinlichkeit, daß sich das Wetter um den Neumond ändert, ist also wie 6 gegen 1. d. i. wenn es einmal bleibt, so ändert sich es 6mal. Im Vollmonde war das Verhältnis wie 5 zu 1. Im ersten Viertel wie 2 1/2 zu 1. Im letzten Viertel wie 2 1/2 zu 1. Perigäen 7 zu 1. Apogäen 4 1/2 zu 1. Nachtgleichen — aufsteigende 3 1/4 zu 1. niedersteigende 2 3/4 zu 1. Mondswende südliche 3 zu 1. nordliche 2 3/4 zu 1.

Es ist oben gesagt worden, daß das Wetter nach einer gewißen Reyhe von Jahren, wahrscheinlicher Weise, wieder ohngefehr das nämliche ist. Aus Frankreich schreibt man, daß seit 1719. keine solche Dürre wie in diesem Jahre gewesen. Wüste man nun die Witterung von 1720. so könnte man sehen, ob das 1780 Jahr eben so wäre. Ich vermuthe es weil die Stellung der Absiden des Monds im 1780ten Jahre wie in jenem ist; denn da diese allemal zwischen dem 4ten und 5ten Jahre wieder die nämliche Stellung ist, so ist das 1780 Jahr dem 1720ten gleich.

Die gleichen Jahre kommen also alle 4 bis 5 Jahre oder wahrscheinlicher in verdoppelter oder vervielfältig-

ter

ter Zahl, vielleicht alle 64 oder 72 Jahre ꝛc. wieder. Wenigstens hat erwähnter Abt Toaldo das Ganze ziemlich bestätigt gefunden, ob es gleich einige Ausnahmen gegeben hat.

Im 3ten Stücke des Magazins ist ein Tagebuch eines Einwohners zu Hochstadt bekannt gemacht worden, das von einigen trockenen Jahren Erwähnung thut; und auch da sieht man, daß obige Theorie mit der Erfahrung übereinstimmt. Im 1615ten Jahre, heißt es daselbst, hatte es fast den ganzen Sommer nicht geregnet. 1616 heist es: Die Dürre im Sommer war ausnehmend selten, und 1617. Im Nachsommer trockneten alle Brunnen aus. Rechnet man nun, daß die Witterung alle 4 Jahre oder in vervielfältigter Zahl wieder ohngefähr die nämliche ist, weil die Stellung der Absiden des Monds alsdann auch die nämliche ist, so sieht man daß das 1615te Jahr dem 1719ten Jahr gleich ist, weil 26. vierjährige Perioden dazwischen enthalten sind. Ebendieses 1615te Jahr ist auch dem 1778. gleich, denn es sind 7. neujährige Perioden dazwischen verflossen. Und nach dieser Rechnung wird das 1779te Jahr dem 1719ten so wie auch dem 1616ten ähnlich seyn.

Dieses soll nun freylich nicht so viel sagen, daß wir in künftigem Jahre hier in Hanau eben eine solche Dürre, wie in diesem Sommer haben würden, sondern nur so viel, daß sich der künftige Sommer mehr zur Trockene als zur Nässe neigen werde, denn auch nur hier in Hanau und in nahe herumliegenden Gegenden hat es diesen Sommer fast gar nicht geregnet, andere Orte haben zuweilen Gewitterregen gehabt. Wären aber in dem erwähnten Hochstädter Tagebuche die Monathe und Tage, an welchen es geregnet und nicht geregnet, angemerkt worden, so könnte man gewißer schliessen, und die Zeit des zukünftigen Jahres, da es regnen oder nicht regnen werde, nach den Mondspunkten, die nach einer Zeit von 19 Jahren erst wieder die nämlichen sind, berechnen.

Das bisherige Wettermachen in den Kalendern bleibt also so lange nur eine Muthmaßung, bis die Erfahrung mit der Theorie verbunden wird. Man sollte bis dahin nur be-

dingte Wetterveränderungen angeben, und folgende zehen Mondspunkte, an denen sich die Aenderungen ereignen sollen, bezeichnen. 1. Neumond 2. Vollmond 3. Erstes Viertel 4. letztes Viertel 5. Perigäum 6. Apogäum 7. Aufsteigende Nachtgleiche 8. Niedersteigende Nachtgleiche 9. Südliche Mondwende 10 Nördliche Mondwende. Besonders müste bemerkt werden, wenn einige dieser Punkte zusammentreffen, weil alsdann die Veränderung desto gewißer erfolgt.

Der Abt Toaldo hat noch zu diesen zehen Punkten die Quartale d. i. jeden vierten Tag vor und nach dem Neu- und Vollmonde gefügt, weil er an diesen Tagen merkliche Veränderungen wahrgenommen: muthmaßlich aber gilt dieses nur an den Orten, die in niedrigen Gegenden und nahe an der See liegen, wo die aufgestiegene Dünste häufig sind, und daher auch häufig in Regen herabfallen, ehe sie vom Winde nach weiter entlegenen Ländern gebracht werden können. In Holland, Engelland und überhaupt an allen nicht sehr weit von dem Meere entfernten Orten, sind sogar die Stunden merklich, die sich vorzüglich auf gutes oder schlechtes Wetter neigen.

Zum Schluß will ich aus des Abts Toaldo Beobachtungen, die jedem Monde eigene Witterung anführen, und jeder Beobachter mag sehen, in wieferne sie auf unsere Gegend paßt.

Januarius.

Der Schnee regieret vom 1ten bis den 18ten oder auf den 25ten. Auf den 19ten hat es in 50 J. nie geschneyet.

Februar.

Der 2te oder Lichtmeß ist kritisch; denn wenn er schön ist, so sind wir in der Hälfte des Winters. Ist er regnerisch, so geht der Winter zu Ende. Der 24te bringt Eiß, oder schmelzt es.

März.

Bis gegen die Mitte neigt sich dieser Monath zum schönen Wetter, doch mit Schnee und Regen. Der 12. 23. 25 und 29. sind stürmisch. Mit dem Neu- und Vollmonde nimmt das

das Wetter eine gewiße Anlage auf 3. auch wohl 6. Monathe, zum schönen oder schlechten an.

April.

Der Mon. ist sehr veränderlich. Der 25te ist der trübste Tag im ganzen Jahre.

May.

Dieser Mon. hat die wenigsten hellen Tage, sagt Toaldo; besonders regnet es den 2. 7. 16. 18. 27. 29. Ich glaube aber, daß es nur in Italien und ähnlich gelegenen Ländern gilt.

Junius.

Nach Toaldos Beobachtung wird das Wetter auf Johannistag gut. In den nördlichen Gegenden Europens sagt man: War das Wetter vor Johannis gut, so wird es nachher schlecht, und umgekehrt. In unserer Gegend habe ich noch nicht Acht darauf haben können, den 1. 6. 10. 14 28. nebst den Tagen um Johannis giebts gemeiniglich Donnerwetter. Für das Korn und die Trauben ist der 7. 14. 16. 17. und 21. gefährlich.

Julius.

Die schönsten Tage sind gegen den 18. 24. Der 10. ist der wärmste des ganzen Jahres. Der 31te ist unstät.

August.

Die ersten 7. Tage sind veränderlich. Der 9. 10. 16. und 24. sind sehr schöne Tage. Den 31ten regnet es am seltensten im ganzen Jahre.

September.

Dies ist der schönste Monath des Jahres, obgleich zuweilen regnerisch. Die Morgenröthe ist, wegen des Zodiakallichts sehr klar und helle, so wie aus eben der Ursache die Abende im März schön sind. Den 11. 12 und 13. regnet es selten. Gegen die Nachtgleiche fangen die Stürme an.

October.

Die 2 ersten Tage sind ziemlich schön, die übrigen bis auf wenige ausgenommen meist regnerisch. Nach dem St. Lucas hört man nicht mehr donnern.

November.

Die erste Hälfte ist regnerisch. Der 2te ist fast so wie der 25. April. Gegen Ende des Monaths neigt es sich wieder zu gutem Wetter. Gegen den 20ten fängt es an zu schneyen.

December.

Obgleich der Winter in diesem Monath anfängt, so hat er doch mehr schöne Tage als der November, besonders gegen den 10. u. 25ten. an welchem letzten Tage es zu Padua in 50. Jahren nie geschneyet hat. Sonst schließt man bey uns in Deutschland von der Witterung des Christfests auf das Wetter des Osterfests. Schnee auf Weyhnachten bringt schöne Ostern, und regnerische Weyhnachten bringen weiße Ostern oder Schnee.

R.

Hanauisches Magazin.

Drei und vierzigstes Stück.

Bestimmung und Titel der Fürsten.

ein politisches Fragment.

Alexander hielts für seine Bestimmung, fern von seinem Volke im Morgenlande zu kriegen, Stadtmauern zu ersteigen und Felsen hinanzuklettern.

Sardanapal überredete sich, die Götter hätten ihn deswegen zum Könige über ein Volk gesetzt, um aus demselben jede Schönheit seinen Begierden aufopfern zu können.

Ein Fürst der Scythen glaubte, deswegen herrsche er über ein Reich bepflanzt mit Wäldern, um nur wilde Thiere zu erlegen.

Welcher unter ihnen dachte richtiger als der andere?

Die ganze Bestimmung des Fürsten concentrirt sich in einem Worte, womit man gemeiniglich gar keinen Begriff verbindet, weils ziemlich verbraucht, oder auch zu gemein ist. **Vater zu seyn über Völker**, dieß ist der grosse Zweck, weswegen Fürsten über Erdensöhne gesetzt wurden.

Alle Pflichten im Staate fliesen hierinn zusammen. Der Vater heist so durch die Erzeugung der Kinder; — auch der gute Fürst denkt auf Bevölkerung und Wachs-

thum des Volks. Der Vater erzieht seine Kinder, entwickelt ihre Fähigkeiten und bildet sie; auch der gute Fürst bildet die Sitten des Volks, ruft es ab vom Laster, verbreitet aufgeheiterte Begriffe und macht es geschickt, den vielen Bestimmungen der Gesellschaft zu entsprechen. Der Vater sorgt für die Nahrung der Kinder; — auch der gute Fürst schaft dem Volke Nahrungswege, erhebt den Ackerbau, erweckt Industrie, Gewerbe und Handlung, und schafft, daß jeder, welcher Willen dazu hat, Unterhalt in allen Theilen des Staats finde. Der Vater ist bedacht, den Kindern Güter zu erwerben; — auch der gute Fürst sucht durch Blüthe der Gewerbe und des Handels sein Volk zu bereichern.

Den Vater verehren gute Kinder mit **liebender Furcht**, die jeden Befehl ihnen doppelt ehrwürdig macht; — auch der Fürst fordert **Furcht** von seinem Volke. Und wie glücklich ist er und das Volk, wenn deren Grundlage **kindliche Liebe** ist? — Welches Volk liebt den Regenten, und eilt nicht Blut und Leben zu opfern, eilt nicht jedem Winke zu folgen, und mit warmem Herzen sich ehrerbietig dem Throne zu nähern? Und o, wie süs ists nicht, ihr Völker, auf dem Throne den Vater zu lieben, und ihm und euch selbst als gute Kinder zu dienen?

Fürsten, welch herrlicher Name, der Name **Vater**! Nicht Allerdurchlauchtigst, nicht Durchlauchtigst, nicht Monarch, nicht Fürst dürfte mein Volk, wenn ich Fürst wäre, mich nennen. **Vater** müste es sagen; — und jene nichts als zurückscheuchende Höhe, nichts als kalte Majestät ausdrückende Titel wären nur für Fremde.

Fr—s.

Be-

Beantwortung

der im 40. St. enthaltenen Anfrage: Wie der Soldat geheissen, der sich bey der Ueberrumpelung von Breda besonders ausgezeichnet hat.

Zuförderst ist anzumerken, daß diese Ueberrumpelung des Schlosses zu Breda im Jahr 1590. den 3ten März unter Anführung des Capitains **Heraugiere** mit 70. Mann, welche aus verschiedenen Compagnien ausgezogen worden, geschehen ist. Derjenige aber, welcher begehrte, daß man ihn tödten sollte, weil er befürchtete, daß durch sein Husten die Sache mißlingen möchte, war kein gemeiner Soldat, sondern ein Lieutenant mit Namen **Mattheus Helt**. So sehr nun dieser Name allerdings verdient, in der Geschichte aufbewahrt zu werden, so glaube ich doch, daß bey dieser verwegenen Unternehmung, der Torfschiffer **Adrian van den Berg** es nicht weniger verdient hat, weil derselbe eigentlich der erste Anstifter des Anschlags gewesen, das meiste zu dem glücklichen Erfolge beygetragen, und sich nicht weniger als der Lieutenant Helt dem grausamsten Tode freywillig ausgesetzt hat, wenn der Anschlag mißlungen wäre. **Prinz Moriz von Oranien** beschenkte ihn deswegen auch nicht nur, wie alle andere Gehülfen dieser Unternehmung, reichlich, sondern stellte ihn überdas auch zum Schulzen, den tapfern Capitain Heraugiere aber zum Commandanten in Breda an. — Diese Nachrichten gründen sich auf Memoires einer Standesperson, welche zur Zeit des Prinzen Moriz sich in Holland aufgehalten, und eine öffentliche Stelle bekleidet hat.

S——r.

* * *

Eman. von Meteren in seiner historischen Beschreibung des Niederländischen Kriegs, im 1. Th. S. 662.

662. schreibt unter andern von diesem Umstande mit folgenden Worten: — „Zu allem Glück und durch „Schickung Gottes war niemand unter den Solda„ten gewest, der damals gehustet, davon sie doch durch „die erlittene Kälte so grosse Noth litten, daß sie be„fürchteten, sie würden sich irgend selbst entdecken. „Unter andern war der Lieutenant von Liere Martheiß „Held dermassen damit gequälet, daß er sein eigen „Dolchen angeboten hatte, ihm das Herz oder die „Kehl abzustechen, so er mehr hustete, dadurch sie „oder der Anschlag möchte verrathen werden.„

B.

Erläuterung zum 41. St.

Das erwähnte Stück dieses Magazins ist vom Lande jenseit des Mains geschrieben, wo der Verfasser den Tobacksbau in seiner ersten neuen Anlage nach den Localumständen betrachtet, und seinen Horizont nur bis auf diejenigen Orthschaften genutzet hat, die ihm am nächsten lagen. Um also die Stelle, da der Verfasser sagt: „In Großsteinheim ist eine Tobacksspinne„rey und Presse, und ein unternehmender hiesiger „Unterthan gehet darauf aus, auch eine dergleichen „hieher zu schaffen„ von einer besorglichen Mißdeutung zu befreyen, als ob in der Stadt Hanau daran Mangel wäre: so muß man um der Auswärtigen willen melden, daß in der Stadt Hanau nicht nur in jeder Mehlwage eine Tobackspresse anzutreffen ist, sondern daß auch der Hr. Assessor Lavater, dessen Tobacksfabrik bekannt genug ist, eine eigenthümliche sehr wohl eingerichtete dergleichen Presse besitzt. An Tobacksspinnern und Spinnereyen fehlt es hier auch nicht. Der Rathsverwandte Hr. de la Harpe läßt nichts anders als gesponnenen Toback verfertigen. Wirklich sind noch vier, theils Schnupf- theils Rauchtobacksfabri-

bricken hier, und nicht weit von der Stadt nach Kesselstadt hin steht eine wohlerbaute Schnupftobacksmühle, die dem eben genannten Hrn. Lavater zugehöret.

Anfrage.

Von der ehmaligen berühmten **Wechelischen** Buchdruckerey in Hanau, die in dem Hause zum **fliegenden Pferde** genannt in der Frankfurter Strasse etablirt gewesen seyn soll, und welche sich durch die Ausgabe vieler Classischen Autoren und anderer guten Bücher in einem sauberen und sehr correcten Druck im vorigen Jahrhundert bekannt gemacht hat, wünscht man etwas nähere und ausführlichere Umstände zu wissen, z. B. wann diese Druckerey eigentlich hier entstanden, und, wie man sagt, von Frankfurt herübergekommen seyn soll; was für vorzügliche Bücher in dieser Officin gedruckt worden; wie lange sie sich hier erhalten; durch was für Familien-Schicksale oder andere Zeitumstände sie zu Ende gekommen sey ꝛc. Dadurch würde dasjenige, was **Bayle** in seinem Dict. unter dem Artikel **Wechel** erzählt hat, mehr erläutert, oder auch ergänzt und verbessert werden können; welches den Liebhabern der vaterländischen Geschichte, und den Freunden der älteren Litteratur überhaupt, nicht anders als angenehm seyn müste.

* * *

Worte — Werke.

Flink spricht von Redlichkeit, wie Dichter sie besangen:
Er handelt wie Cartusch, und ist — nur nicht gehangen.

* * *

Zu-

Zufällige Gedanken.

1.

Die Affecten sind gleichsam die Blattern der Seele, von der Seite der Unruhe und Unordnung betrachtet, die sie darinn anrichten, und können oft wieder kommen. Sie sind ebenfalls in die gutartigen und bösartigen einzutheilen. Weisheit und anhaltendes Bestreben, sich beherrschen zu lernen, ist die einzige hier mögliche Inoculation, sie unschädlich zu machen.

2.

Diejenigen, welche bey einem Streit unrecht haben, sind gemeiniglich die unversöhnlichsten.

3.

Ovid und Bussy waren zween Männer von ungemein grosser Aehnlichkeit an Talenten, Neigungen, Witz und Schicksal. Die Elegien des ersten verrathen meist eben so ein kleines Herz, als die Bittschriften des Grafen an seinen König. Jener glaubte nur in Rom glücklich zu seyn, und dieser in Paris.

4.

Wenn man den Cicero de petitione consulatus liest, so sieht man auch daraus, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht, wie der Weise spricht. Sobald man zwischen dem kürzesten und dem rühmlichsten Wege nicht zu gewissenhaft wählen will, so kann man mit Schlauheit und etwas Talenten noch wohl eine grosse Rolle in der Welt spielen. Woher liesse sich sonst das Glück mancher Menschen erklären?

5.

5.

Mancher Mann schreibt gute Bücher, und erzieht schlechte Kinder. Womit hat er der Welt am meisten genutzt, oder geschadet? X.

Anzeigen.

Giesen. Herr Professor Breidenstein, welcher schon ehemals als Director der Musik bey der reformirten Kirche in Hanau ein neues vollständiges und sowohl Lehrern als Schülern nützliches Choralbuch herausgeben wollte, wird dasselbe mit Anfang des künftigen Jahrs in dem Kriegerischen Verlage nun herausgeben, und das Buch, welches auf Pränumeration herauskommen soll, wird nach einer vorläufig davon bekannt gemachten Nachricht folgendes enthalten: 1) Die 150 Psalmen Davids. 2) 1200 und nach dem seit kurzem einige neue Gesangbücher hin und wieder gedruckt worden sind, auch mehrere Liedermelodien. 3) Eine und die andere Abänderung schwerer Stellen in den neueren Liedermelodien, auch wohl einmal eine ganz neue Melodie, beides jedoch ohne Abbruch des gewöhnlichen, welches allemal auch da stehen wird. 4) Eine Herstellung der alten Tonarten, wo solches nämlich füglich war. 5) Die Gellertschen Lieder nach der Ausgabe des Hrn. Cantor Dolet zu Leipzig. 6) Regelmäsige, fliesende auch so viel es die Gravität des Kirchengesangs verstatten wollen, nach dem jetzigen Geschmack gesetzte Bässe. 7) Das Herr Gott dich loben wir, nach der alten, und nach der sehr bequem veränderten Melodie des Hrn. Cantor Rolle zu Berlin, die in Kirchen am besten gesungen werden können. 8) Eine gründliche und deutliche Anweisung den Choral nach diesem Choralbuche zu spielen, oder eine vollständige Choral-Grammatik. 9) Eine gleichmäßige Anweisung zur Erfindung der kleinen Zwischenspiele, zwischen den Zeilen eines Chorals, wobey gar viele auf alle Fälle dieses Choralbuchs passende grössere angedruckt sind. 10) Eine zur Excussion im Präludiren dienende Anweisung. 11) Eine dergleichen wie man bey steigenden und fallenden Gemeinden sogleich mit ihnen auf und abgehen könne, um

den Mißlaut zwischen Gemeinde und Orgel zu vermeiden. 12) 38 theils grössere theils kleinere Präludia aus den gewöhnlichsten Tönen, zum sonderlichen Gebrauch im Präludiren etwan ganz unerfahrner Land-Präceptoren. 13) 16 ganz leicht variirte Liedermelodien, und zwar solche, worauf viele Lieder gesungen werden können, diese können statt der Präludien gebraucht werden. Diese sind, mit Auslassung einiger geringern, die fürnehmsten Stücke dieses Choralbuchs. Es soll zur Erleichterung der Herrn Liebhaber derselben, und welche sich dasselbe durch Pränumeration anschaffen wollen, nicht auf einmal sondern Stückweise herauskommen, so daß das erste Stück ungefähr ein Alphabet, jedes der andern aber, welches man Anhang nennen will, nicht uuter 10 Bogen euthalten soll. Dem ersten werden die Auweisungen sub Nro. 8 und 9. einem jeden andern aber etwas von deu übrigen Dingen der folgenden Numern vorgedruckt. Es ist auch zu glauben, daß der Autor übrr das alles vor einen dieser Anhänge von der Aufkunft, dem Alter, der Verbesserung und der Einführung des Chorals in der Christlichen Kirche handeln werde. Wer sich nun dieses Choralbuchs durch den Weg der Prännmeration versichern will, zahlet auf das erste Heft 1 Rthlr. Vorschuß, und auf die übrigen einen proportionirlichen Nachschuß. Das Luth. Waisenhaus nimmt Bestellungen und Pränumeration an.

Schwabach. Die Endersche Buchhandlung hieselbst will des sel. Past. Rehbergers in Nürnberg Sammlung vollständiger Predigten über alle Sonn- Fest- und Feyertags-Evangelien des ganzen Jahrs in 2 grossen Octavbänden auf Pränumeration, nämlich jeden Theil für 1 fl. 45 kr. herausgeben. Diese Sammlung soll mit zweyerley Anhängen begleitet seyn, nämlich: Die gewöhnliche Kinderlehre, so wie sie jedesmal an den Sonntagen von dem sel. Rehberger gehalten worden; Dann auch: die jeden Sonntag mit der Jugend vorgenommene katechetische Wiederhohlung der Vormittags gehaltenen Predigt. Mit künftiger Ostermesse 1779. soll der erste Band fertig seyn. Das Luth. Waisenhaus nimmt gleichfalls darauf Pränumeration und Bestellungen an.

Hanauisches Magazin.

Vier und vierzigstes Stück.

Wann sind Monopolien schädlich, und wann sind sie unschädlich?

Eine Betrachtung
mit einem Gemälde für Denker

Eigenliebe, gemäßigt durch reife Vernunft, ist schätzbares Gut der menschlichen Seele; und auch ich fühle bisweilen meine Brust von ihr wärmer, fühle, daß sie schlafende Kräfte in mir anfacht. Aber, ob ich sie gleich fühle und nach heitern Grundsätzen ehre: so ist sie doch zu dem Grad in mir nicht gestiegen, daß sie meinen Betrachtungen über wichtige Fragen der Staatskunst den Beyfall zusicherte, der nur dem Denker von grosser Kraft vorbehalten ist. — Nein, dahin strebe auch ich nicht; nur der Ausspruch des Publicums über den Werth, über die Richtigkeit meiner Grundsätze und Betrachtungen ists, den ich zu meiner Belehrung erbitte, wenn ichs wage, einige Untersuchungen anzustellen über die Frage:

Sind Monopolien ohne Unterschied dem Wohl der bürgerlichen Gesellschaft (das ist: dem besondern Wohl eines Staats ohne Rücksicht aufs ganze menschliche Geschlecht im Allgemeinen) nachtheilig; oder giebts Ausnahmen von dieser Regel, und welches sind die Einschränkungen, unter welchen Monopolien unschädlich seyn können?

Dieß ist der wahre redliche Antrieb, der mich bewegt, meine Gedanken auf einigen Bogen dem Publicum zu überliefern.

Wenn hier von Monopolien geredet wird, so ists in jenem ausgebreiteten Verstande, in welchem dieses Wort zwey vorzügliche Begriffe, das **Propolium** oder den **Vorkauf**, und das **eigentliche Monopolium** oder den **Alleinverkauf**, umspannt. Jeder dieser besonderen Begriffe erfordert in Rücksicht auf die aufgeworffene Frage eine eigene Betrachtung, wenn man ihr Genüge leisten will. Die Schädlichkeit des Vorkaufs in einem gewissen Falle, ist drum nicht Schädlichkeit des Alleinverkaufs in gleichem Falle. Deswegen werde ich beyde trennen, ich werde mit philosophischem Blick die hauptsächlichsten Fälle, wo beyde sich denken lassen, überschauen; um bey jedem antworten zu können: „Hier ist Vortheil, hier ist Schaden des Staats.„

Zuerst sey mein Gegenstand der **Vorkauf**. — Vorkauf kann so gedacht werden, daß **ein Volk in dem Gebiete einer auswärtigen Nation berechtigt ist, mit Ausschliesung anderer Nationen, oder auch selbst der Einheimischen, gewisse Natur- und Kunstprodukte einzukaufen.** Es ist gleichgültig, ob das ganze Volk, oder nur gewisse Glieder desselben dieses Recht ausüben.

Man braucht eben keine lange Abwiegung von Gründen und Gegengründen vorzunehmen, um hier zu urtheilen, daß die Nation die ein solches Recht im fremden Gebiete ausübt, das reichste Maas des Vortheils ziehe; und daß die Nation, welche solches über sich gestattet, das Opfer der Vorkaufenden werde. Jene ist die Gesetzgeberin, welche die Preise der Natur- und Kunstprodukte vorschreibt, welche jeden Gewinn sich zueignet; — und diese trägt das traurige Joch, vom Eigennutze der andern abzuhängen, nie Gewinn zu schmecken, und nie das Vortheilhaftere dem weniger Vortheilhaften vorziehen zu können. Schon die Ausschliesung, der blose Mangel der mitwerbenden Nationen, wirkt diese traurige Folgen; — aber wenn

damit gar die Ausschliesung selbst der Einheimischen verbunden ist, dann ist ein solches Volk zum beständigen Todesschlummer verdammt, in welchem nie der Geist der Industrie, des Handels und des Wohlstands erwachen wird.

Man kann nicht leicht bis zu dieser Stufe des Verderbens eines Volks hinabdenken; unterdessen lehren doch Beyspiele seine Wirklichkeit: Wir haben Völker gesehen, denen es untersagt war, die eigene Schätze der mütterlichen Natur zu verarbeiten; ja welche gezwungen waren, sie roh nur Einer Nation zu überlassen; — wir haben aber auch Beyspiele, daß ein Volk oder eine Stadt berechtigt waren, die Kunsterzeugnisse anderer, mit Ausschliesung aller Mitwerber an sich zu kaufen, oder nur auf ihren eigenen Märkten zum Kauf ausbieten zu lassen. Die noch an mehreren Orten blühende Stapelgerechtigkeit erinnere jeden an den letzten Fall.

Soll ich wohl den Rath hier einstreuen, daß jedes Volk bemüht seyn möge, dergleichen Rechte über andere zu erlangen, und daß im Gegentheil jedes solche Lasten ohne Ausnahme von sich abzuwenden, bedacht seyn solle? — Nein, so thörigt es seyn würde, im Glanz der mittäglichen Sonne Licht anzuzünden, so überflüßig wäre auch dieses; — und nie wird eine Nation, welche nur wenig über Barbarey und finstere Trägheit erhaben war, welche fühlte, daß sie Nation sey, ihren Nacken freywillig unter ein solches Joch gebeugt haben. Nur Gewalt und überwiegende Macht können gesitteten Ländern es auflegen.

Eine andere Art des Vorkaufs ist die, wenn **den Einwohnern das Recht gegeben ist, vor Auswärtigen die Produkte ihres eigenen Landes einzukaufen.** Soll ich hier die Frage beantworten: hat der Staat Vortheil oder Schaden? — So muß ich einen Unterschied zwischen Produkten der Natur und der Kunst machen. Will eine Nation ihre natürliche Erzeugnisse nicht halb genutzt verschleudern,

 will

will sie nicht ihrem Vortheil entsagen, und den Gewinn, den die Schöpfung ihrer Bemühung darbot, verschwenderisch andern überlassen: so sey sie bedacht, ihre Naturprodukte selbst zu verarbeiten, und hierdurch Nahrungswege, Bevölkerung und das Vermögen des Staats zu vergrössern. Will sie aber auch ihre Manufakturen zur blühenden Reife erheben, und deren Waaren in dem billigen Preise erhalten, welcher ihnen den Vorzug vor Waaren anderer Nationen gewähren kann: so verhindere sie, daß nicht Auswärtige den Stoff zur Fabrikatur wegziehen, und seine Preise vertheuren. Sie verbiete also Fremden den Einkauf der rohen Produkte, und bewahre sie blos ihren eigenen Manufakturen; — jedoch so, daß jedem des Volks der Einkauf frey bleibe, und dieser nicht auf besondere Staatsglieder eingeschränkt werde.

Hier ist **Vorkauf der Einheimischen**, und diesen befiehlt das Interesse des Staats in Ansehung der **rohen Naturerzeugnisse, welche der Stoff zur Fabrikatur sind.**

Vielleicht steigt hier in mancher Seele der nebliche Einwurf auf: es sey doch ungerecht, dem, welcher die rohen Stoffe erzeugte, den höhern Preiß, den Auswärtige zahlen möchten, zu versagen, und eben dadurch in ihm die Begierde zu grösserer Erzeugung zu ersticken. Sobald das rohe Naturprodukt **nicht Stoff zur inländischen Fabrikatur ist**, dann wär es grausam; — aber sobald es Stoff zur Verarbeitung ist, dann beherzige man nur, daß das rohe Produkt nur Einem Manne kleinen Gewinn, das Verarbeitete aber vielen Menschen Nahrung und Gewinn bringe: so wird man jene Regel unberührt stehen lassen. Das Wohl des Ganzen überwiegt den kleinen Vortheil des Einzelnen. Und ists nicht sehr wahrscheinlich, daß der Auswärtige, welcher Fracht und alle solche Kosten noch bestreiten muß, nie mehr zahlen werde, als der Einheimische? — Nur schränke man den Vorkauf nicht

auf

auf einzelne Bürger ein: so wird auch der Antrieb zur Erzeugung nicht einschlafen.

Aber gilt jene Regel auch von Produkten der Kunst? — Ich würde Feind des Staats seyn, wenn ich sie darauf ausdehnen wollte. Die Blüthe des Handels erfordert, daß er frey sey; — die Bereicherung der Nation befiehlt, daß Auswärtige nicht verhindert werden, die einheimischen Manufakturwaaren frey einzukaufen; — und das Wohl eines Lands will, daß die Fabriken nicht durch den Zwang des inländischen Vorkaufs gedrungen werden, Waaren um Preise wegzugeben, welche die Bemühung nicht vergelten, und welche Auswärtige reichlicher bezahlen würden. — Der freye Einkauf der Fremden macht überdieß grössere Consumtion, grössere Consumtion wirkt grössere Beschäftigung der Arbeiter, und grössere Beschäftigung der Arbeiter erheischt grössere Erzeugung des rohen Stoffs.

Man gestatte daher den Einwohnern keinen Vorkauf, der die Handlung einschränkt, der die Bereicherung des Staats schmälert, der die Nationalbeschäftigung verringert, und der dem Fabrikanten das Gesetz eines unwürdigen Preises vorschreibt. Mit einem Worte: **man dulte keinen Vorkauf der Kunstprodukte, und gebe das Recht dazu, weder dem Fremden noch dem Einheimischen.**

Diese Regel ist allgemein und schließt allen Vorkauf inländischer Manufakturwaaren aus, er geschehe wie er wolle.

Die dritte Art des Propoliums ist endlich diejenige, **wenn gewissen einzelnen Einwohnern der Vorkauf der im Lande selbst hervorgebrachten Naturprodukte gestattet wird.** Von den einheimischen Kunstprodukten in jeder Rücksicht, und vom Vorkauf der Nation ohne Einschränkung auf besondere Staatsglieder in Ansehung des rohen Stoffs, ist so eben geredet worden.

Dieser Fall ist also nur noch übrig, und hier verstehe ich unter Naturprodukten sowohl die, welche Stoff zur Fabrikatur sind; als auch die, welche es nicht sind. Was bey jenen nicht statt hat, ist bey diesen doppelt verwerflich; ja ich behauptete in Ansehung dieser vorhin schon, daß auch der Nationalvorkauf bey ihnen wegfalle, ob ich ihn gleich bey jenen einräumte.

Ich weiß es zwar wohl, es haben mehrere Lehrer der Staatskunst behauptet, daß, ob der Vorkauf der Einzelnen gleich der Regel nach schädlich sey, er alsdann doch zu rathen wäre, wenn man eine Art von Manufaktur in Aufnahme bringen wolle. — Allein ich bin kühn genug zu widersprechen, ich bin kühn genug zu sagen, daß er ohne Ausnahme zu verwerfen sey. Es ist hier ein ganz anderer Fall, als wenn der ganzen Nation der Vorkauf zustehet. Eine ganze Nation bringt Schaaren Käufer, — auch ohne Ausländische, — Mitwerber genug, unter denen der Verkäufer wählen kann. Würde man aber einigen einzelnen Personen denselben einräumen, so würde man diese, da sie nur einige wenige sind, an die allein der Verkäufer gebunden ist, in den Stand setzen, dem Verkäufer die rohen Produkte im niedrigsten Preiß abzubringen; — und was für Folgen werden sich dann zeigen?

Der, welcher die rohen Produkte erzielte, wird abgeschreckt werden, er wird von dieser Bemühung ablassen, und in Kurzem werden die vorkaufenden Fabriken den Stoff zur Verarbeitung entbehren. Ein solcher Vorkauf ist daher das bewährteste Mittel, die aufkeimenden Manufakturen, die man begünstigen wollte, in der Geburt zu ersticken; — ja er wird auch zugleich andere, die eben denselben Stoff auf andere Art verarbeiteten, dessen berauben, und so nicht eine, sondern mehrere Gattungen der Nationalbeschäftigung auf einmal tödten.

Das

Das Interesse, das Wohl des Staats verbietet also auch diesen Vorkauf nach ununistößlichen Gründen.

Dieß sind die drey vorzüglichsten Fälle, wo das Propolium statt finden kann. Sie sind allgemein, sie begreiffen alle besondere Gattungen unter sich: ich werde folglich meinem Gegenstande genug gethan haben, wenn ich unter den näheren Bestimmungen untersuchte, welche dieser Arten dem Staate vortheilhaft, und welche ihm schädlich seyn.

Ich wende mich daher nun zum eigentlichen Monopolium oder zum **Alleinverkauf**, jenem zweiten Ziel dieser Betrachtung.

Der Fall, wenn eine **Nation bey einer auswärtigen das Recht hat, in deren Gebiete gewisse Waaren, mit Ausschließung anderer zu verkaufen**, ist der erste, welcher meine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es hat keinen Einfluß auf das Wesentliche dieses Alleinhandels: ob die verkaufende Nation die Ausübung ihres Rechts allen oder nur einigen ihrer Mitglieder überlasse; — genug, wenn zum Verkauf gewisser Waaren kein anderer, als welcher von der berechtigten Nation ist, zugelassen wird.

Es ist von dem Menschen eben nicht zu erwarten, daß er nie die Grenzen der Redlichkeit und Billigkeit überschrieten werde, und man müste ihn und seine Geschichte wenig kennen, wenn man nicht als eine unausbleibliche Folge dieses Alleinhandels annehmen wollte, daß die dazu berechtigte Nation der andern für hohe Preise elende Waare liefern werde. Welch ein Schaden für diese, — und welcher Vortheil für jene! Der Mangel der um den Verkauf Mitbuhlenden macht diese elend, und jene trozig, stolz und vermessen. Das Uebel ist doppelt, wenn dieser Handel sich auf Waaren, die zur nothwendigen, nicht entbehrlichen Consumtion gehören, erstreckt.

Jeder patriotiche Staatsmann suche daher von seinem Volk einen solchen Handel, da ein anderes allein

allein das Recht hat, ihm Waaren zu verkaufen, abzuwenden; er sorge vielmehr mit wirksamstem Ernste dafür, daß alle auswärtige Waaren von mehrern herbeygeführt werden mögen. Es ist immer ein Uebel für den Staat, von fremden Nationen Waaren empfangen müssen, ein jedoch für alle in gewissen Artikeln fast nothwendiges Uebel. — Der Weise wird ihm aber viel von seiner Kraft benehmen, wenn er bedacht ist, solche Waaren seinem Volke in möglichst geringem Preise zu verschaffen. Und hiezu ist das einzige Mittel, der Zusammenfluß vieler Verkäufer, deren jeder vorzüglichen Abgang wünscht. Einer Nation allein solchen Verkauf zu überlassen, ist Staatsfehler von der wichtigsten Folge, dessen herbe Früchte schon manches Land gekostet hat, und auch, ohne ausdrückliche Verträge, wegen zufälliger Ursachen noch kosten muß.

Ist das aber Staatsfehler, so ists im Gegentheil eine der höchsten Proben der Klugheit, einen **activen Alleinverkauf** seiner Nation bey andern zu erwerben. Die Vortheile davon sind von dem herrlichsten Umfang; sollen sie aber vollkommen seyn, so müssen alle Bürger an diesem Rechte Theil haben können. Dann erst strömt das dem fremden Staate entzogene Blut mit wahrem Leben durch alle Adern.

Vortheil des **activen** und Schädlichkeit des **passiven** Nationalmonopolisms ist also im Licht der einfachsteu Wahrheit hingestellt. Der Weise wird weitreichenden Stoff finden, und mir erlauben, daß ich zum andern Falle des Alleinverkaufs übergehe, wenn nemlich alle **Mitbürger** eines Staats, mit Ausschliesung fremder **Verkäufer** im Lande, selbst das Recht haben, gewisse **Waaren** zu verkaufen. — Mit einem Worte, wenn **durch Einheimische die Auswärtigen ganz vom Verkauf ausgeschlossen werden.** Ist hier, Vortheil, oder ist Schaden für den Staat?

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hanauisches Magazin.

Fünf und vierzigstes Stück.

Fortsetzung der vorigen Betrachtung über die Monopolien.

Es ist der Billigkeit, es ist der Gerechtigkeit, es ist dem grosen Grundsatz der Politik: „dem Staate seine Reichthümer zu erhalten; und ihren Ausfluß aufs möglichste zu verhindern, „ gemäs, daß man den einheimischen Fabriken und Kaufleuten den Vorzug vor Fremden gestatte, daß man den Auswärtigen nicht erlaube, die Waaren, die das Land seinen Mitbürgern selbst liefert, hereinzubringen, und daß man das Vermögen des Staats in diesem Falle nicht Fremden verschwenderisch zum Raub überlasse. — Ja, wenn auch alles dieses nicht wäre, so verbindet wenigstens das Recht der Wiedervergeltung jeden Regenten in Europa, die Einfuhr fremder Manufakturprodukte zu untersagen, wenn das Land sie seinen Bürgern selbst liefert.

Diesen Alleinverkauf der Einheimischen gebietet also der Vortheil des Staats. Doch dieser Vortheil verschwindet, sobald jener die Grenze überschreitet. — Sobald dadurch die einheimische Fabrikanten und Kaufleute berechtigt werden, schlechte Waaren für hohe Preise ihren eigenen Mitbürgern aufzudringen, dann stehet gewiß gesunde Politik und Gerechtigkeit gegen ein solches sonst billiges Monopolium auf. Jene ruft dem Regenten zu: „laß nicht den vorzüglichsten Theil deines Volks, deine würdigsten Kinder, von Mitbürgern

schändlich plündern, und gestatte nicht, daß zugleich der innere Werth der Fabrikatur sinke, und der auswärtige Handel dadurch verwundet werde! „ — und diese sagt mit ernstlicher Stimme: „ es ist grausam, seinem Mitbürger für Gutes Schlechtes aufdringen! „

Diese Stimmen wird der weise Regent hören, er wird Mittel gegen das Uebel suchen, er wird sie aber auch bald finden. — Er gestatte nur alsdann die Einfuhr fremder Waaren; aber er lege auch so viel Impost darauf, daß ihr Preiß nie so gering seyn kann, daß, wenn der Einheimische die gleiche Waare um den nemlichen Preiß verkaufen wolte, er seine Bemühung nicht hinlänglich vergolten bekäme. Ueberhaupt, glaube ich, macht ein solcher klug abgewogener Impost das Verbot der ausländischen Waare ganz entbehrlich.

Wenn ich bisher den Alleinverkauf der Einheimischen unter seiner nähern Bestimmung vertheidigte, so redete ich nur von Kunstprodukten, welche im Lande selbst zu haben sind. Ich redete nicht von **unentbehrlichen auswärtigen Produkten** und dem Rechte, daß sie nur der Einheimische herbeyhohlen und im Lande verkaufen dürfe; ich redete auch nicht von **auswärtigen Produkten der Natur, die Stoff zur Fabrikatur sind.**

So wie diese auswärtige **Naturprodukte** von Fremden herbeygebracht, Fabriken im Lande erwecken und nähren, und der Nation allen Gewinn der Kunst bringen müssen: so würde ich deren Einfuhr auch nie untersagen, oder fremde Verkäufer durch das Recht, daß nur Einheimische sie feil bieten dürften, verdrängen.

Aber soll ich wohl das Nemliche beym innländischen Verkauf **fremder unentbehrlicher Kunsterzeugniße** rathen? — So lang es der Willkühr eines

nes Volks überlassen bleibt, die fremden Verkäufer abzuhalten, so lange wäre es thöricht, den einheimischen kein ausschliesendes Recht zu geben. Es ist allerdings Vortheil des Staats, daß seine Bürger diese fremde Waaren selbst abholen und mit Ausschliesung der Fremden feil bieten dürfen, wenn ich auch nichts als die Fracht rechne, so die Nation dabey gewinnt; zumal da der Grund, der Fremde zum Verkauf rohen Stoffs zulies, hier mangelt. Sobald aber hierinnen Willkühr aufhört, so bald bedarfs auch meines Raths nicht.

Ich schätze euch Länder glücklich, die ihr dieses Recht genieset; überlasse es aber der besondern Klugheit eurer Häupter, euch solches zu erwerben und zu erhalten, und schreite nun zu den **Monopolien im engsten Verstande.**

Dem gemeinen Sprachgebrauche nach verbindet man mit diesem Worte den Begriff **von dem Rechte einzelner Personen im Staate, allein mit Ausschliesung aller andern, gewiße Gattungen von Waaren und Produkten verfertigen und verkaufen zu dürfen.** Dieses ist aber eigentlich der dritte Fall, der beym Alleinverkauf gedacht werden kann, und diesem sey jezt meine Betrachtung in Rücksicht der aufgeworfenen Frage gewidmet.

Mich dünkt, es sey völlig einerley, ob nur einzelne Personen, oder ob ganze Gesellschaften, — der Zutritt dazu stehe auch noch so vielen offen, — dieses Recht ausüben. Der Gewinnst des Monopoliums wird freylich bey Gesellschaften unter mehrern vertheilt, und verliert Etwas von der Unbilligkeit; allein in Rüksicht aufs Allgemeine ists immer die nemliche Sache, und der bürgerlichen Gesellschaft ists gleichviel, ob sie durch einzelne Personen, oder durch mehrere gedrukt werde. Meine Betrachtung wird daher jederzeit auf beyde Arten von Monopolisten gerichtet seyn.

Das gewöhnliche Schiksal aller Dinge auf dieser sublunarischen Welt ist, Vertheidiger und Friede zu haben; und gemeiniglich ist die Frucht des Streits die, daß jeder Theil vollkommenes Recht behaupten will. Man streitet über Regeln, und in der Hitze des Streits vergißt man, daß jede Regel, der guten Wahrheit unbeschadet, Ausnahmen habe. So ist auch das Schiksal der Monopolien im engsten Verstande.

Ich will keine Deklamation weder für, noch wider sie hier anstimmen; Jedermann kann ganze Bücher damit erfüllt lesen; — ich will nicht erzehlen, was ein römischer Senat, was ein großer Regent, was ein berühmter Staatsmann darüber dachte; — nein, ich will kurz, meinem Endzwecke gemäs, untersuchen; ob der Staat Schaden oder Vortheil davon habe? — Und wenn ich so die Regel festgesezt habe; dann will ich sehen, obs nicht Fälle gebe, die eine Ausnahme verdienen.

Das Glück der Völker, der große Zweck der Staatskunst und Weisheit und selbst der Gottheit, erfordert, daß die Menschen die Befriedigung ihrer Bedürfniße auf die leichteste und beste Art erlangen können. Leicht werden sie solche erlangen, wenn die ihnen nöthige Waaren oder Dinge in niedrigem Preise, — und auf die beste Art, wenn sie ihnen von der möglichsten innern Güte verschaft werden. Wäre der Handelnde weniger eigennützig, und der Fabrikant weniger auf Vortheil und Bequemlichkeit bedacht, als sie wirklich die tägliche Erfahrung uns zeiget: so würde ihnen die Pflicht, als Menschen zu handeln, schon Antrieb genug seyn, jenes Glück zu befördern, jenen Erfordernissen zu entsprechen, und dem Nebenmenschen nicht mehr von dem Seinigen abzunehmen, als der strengsten Billigkeit gemäs ist, und seine Erwartung nicht durch schlechte Waare zu täuschen. Die Monopolien würden

bey solchen guten Geschöpfen zum Theil unschädlich seyn.

Allein da diese guten Geschöpfe nichts als Ideale sind: so ists mehr als gewiß, daß Kaufleute und Fabrikanten jede Gelegenheit nutzen werden, einen Vortheil, der dem menschlichen Herzen so natürlich ist, zum Schaden des Mitbürgers zu ziehen. Man gebe einigen wenigen das Recht, allein Waaren verfertigen und verkaufen zu dürfen, man gebe ihnen die Macht, alle andere, die es unter billigern Bedingungen zu thun bereit sind, von der Fabrikatur und dem Verkauf abzuhalten; so werden sie sicher dieses Recht mißbrauchen. Der Bürger wird schlechtere Waare für höheren Preiß bekommen.

Und welches sind die Folgen davon in Ansehung des ganzen Staatsgebäudes? Der Fabrikant und Kaufmann, oder um mich besser auszudruken, einige wenige Personen werden sich bereichern, alle übrige Bürger aber werden nach und nach ihres Vermögens beraubt. Das Vermögen des Staats kommt in einiger Bürger Hände, der andere größte und vorzüglichste Theil wird zum Dienste desselben geschwächt, indem es ihm entzogen wird, und die zum Kreißlaufe nöthige verhältnißmäßig gleiche Vertheilung wird aufhören, und mit ihr das wahre Leben des Staats.

Ferner: eine Fabrikatur und ein Handel, wovon mehrere Menschen sich nähren könnten, wird einigen allein überlassen, die Nationalbeschäftigung wird also geschwächt. Wird die Nationalbeschäftigung geschwächt; so werden die Nahrungswege geschmälert, und werden diese geschmälert; so leidet selbst die Bevölkerung.

Ist hier Glück der Nation, ist hier Wohlfart? — Der Staat leidet im Ganzen, wenn zugleich gegen den

einzelnen Bürger Tyranney und Ungerechtigkeit ausgeübt wird, wenn der erste ursprüngliche Vertrag der bürgerlichen Gesellschaft, die Wohlfart der einzelnen Mitglieder, aufs unheiligste verlezt wird.

Doch ich will nicht einmal der Gründe der Gerechtigkeit gedenken, ich will blos das Wohl des Staats im Ganzen zum Augenmerk haben, und noch einige Schritte weiter in den Folgerungen gehen.

Soll der auswärtige Handel empor gebracht werden, so müssen die Produkte des Landes, um andern den Preiß abgewinnen zu können, zum möglichsten Grad der Vollkommenheit gebracht werden. Das einzige bewährte Mittel dazu ist die Beeiferung der Leute, die solche erzeugen und verarbeiten. Gibt man nun einigen derselben das Recht, mit Ausschliesung aller andern dem Land ihre Waare aufzudringen: so werden sie wenig besorgt seyn, ihr große Vollkommenheit zu geben; — denn der höhere Preiß einer schlechtern Waare, die ihnen abgenommen werden muß, ersezt ihnen den Gewinn, den ihnen auswärts die bessere gewährte. Die Manufakturen werden daher in ewiger Unvollkommenheit schlummern, und nie wird die Nation die Blüthe eines auswärtigen Handels sehen.

Hier stehe ich an einem Abgrund, der mir nichts übrig läßt, als umzukehren und laut zu bekennen: daß **Alleinverkauf einzelner Personen ganz gegen die Wohlfart des Staats** streite, ja daß er Gift sey, der dessen Flor welkend mache, und schon in der Knospe zernage.

Das ist Regel, das ist ewige auf die Natur der Dinge gebaute Wahrheit. Ich brauche sie nicht weiter zu beweisen, denn die Gründe worauf sie ruhet, sind meines Erachtens, nichts als treue Kopie der Natur und

und unwidersprechlich. Darum eil' ich fort, um zu sehen, obs nicht Fälle gebe, wo die Regel verschwinde?

Die Politiker haben verschiedene Ausnahmen gelehrt, die aber nicht alle fest gegen die genauere Prüfung bestehen. Nur einige will ich berühren.

Man sagt: um eine neue angelegte Manufaktur in Aufnahme zu bringen, gestatte man ihr ein Monopolium; — aber ich scheue mich nicht, zu behaupten, daß dieses grad das Entgegengesezte wirken werde. Sollte das Monopolium den Eifer der Fabrikanten anfachen? Das wär' ein Satz gegen alle Kenntniß des menschlichen Herzens, gegen alle Erfahrung. — Nein, es wird ihn ersticken, es wird den Fabrikanten einschläfern und ihm gleich von Anfang eine Neigung zu schlechterer Arbeit einflösen. Er wird also nicht daran denken, seinen Produkten den Werth zu geben, der andern den Preiß abgewinnen könnte. Und diese Neigung ist der aufkeimenden Manufaktur doppelt schädlich; denn sie wird ihr, so wie sie aus der Knospe bricht, den Ruf schlechter Fabrikatur machen, und ein Vorurtheil zuwege bringen, das, selbst bey der nachmaligen Besserung, dem Absatz ihrer Waare beträchtlich schadet.

Ein anderer lehrt: das Monopolium sey dem zu gönnen, welcher eine neue Waare erfinde, deren Bearbeitung aber mit dem Siegel des Geheimnisses verberge.

Was brauchts Monopolium, so lang die Fabrikatur Geheimniß bleibt, das mehr als Monopolium ist? Und ist sie nicht mehr Geheimniß, was für eine Schutzwehr ist da, welche die allgemeine übeln Folgen des Monopoliums abhalten soll? Warum sollen nicht auch andere die Waare verfertigen, warum soll nicht die Nacheiferung ihre Vollkommenheit erhöhen? — Doch, wenn der Erfinder nicht anders, als unter der

Bedingung des Monopoliums das Geheimniß offenbaren will, dann gönne ichs ihm auf gewiße Jahre. Nach diesen erst ernde der Staat die reifen Früchte der Bedingung ein.

Noch ein anderer sagt: alsdann hat der Alleinhandel statt, wenn dessen Gegenstand von solcher Beschaffenheit ist, daß nur der Landesherr selbst, oder eine gewiße privilegirte Gesellschaft im Stande sind, die Kosten dazu aufzubringen. Allein auch hier sehe ich nicht ein, wozu das Monopolium nutzen soll. Ist nur der Landesherr, oder eine gewisse Gesellschaft im Stand die Kosten zu bestreiten: so ists von sich selbst andern unmöglich, Mitbuhler zu werden. Sollten sich aber andere finden, die doch Mitbuhler werden könnten; warum soll diesen untersagt bleiben, ein Gleiches zu unternehmen? In jenem Fall ist Monopolium überflüssig; und in diesem veränderts seine schädliche Natur nicht. Der Fall ist nicht genug bestimmt.

Diese und mehrere ähnliche Ausnahmen verschwinden also vor dem Licht der nähern Untersuchung. — Aber sollte es denn gar keine Einschränkungen geben?

Ja, es finden sich einige, und die erste darunter ist: **daß das Monopolium über eine Fabrikatur und über gewisse Handlungsartikel alsdann gerecht und dem Staate nüzlich sey, wenn derselbe nicht mehr als eine, oder eine gewiße bestimmte Anzahl solcher Fabriken und Handelnder ertragen kann.** Und dieses läßt sich da gedenken, **wo zu Bearbeitung mehrerer eine größere Anzahl Menschen erfordert wird, als die Bevölkerung und ihre gleiche Vertheilung leidet; — und, wo die Consumtion einer gewissen Waare nicht stark genug ist, um mehrere Fabriken und Handelnde zu erhalten.**

So

So wie jene Ausnahmen ungegründet waren, so hoffe ich für diese den Beyfall des Staatsmanns. Ich hoffe ihn auch für die, wenn ich das ausschliesende Recht des Alleinhandels, welches ganzen Handlungsgesellschaften ertheilt wird, nicht unter der Regel begreife; jedoch unter der Voraussetzung, daß nicht nur der Zutritt zur Gesellschaft jedem des Volks gestattet werde, sondern daß auch der Gegenstand ein auswärtiger Handel sey, dessen Kosten zu groß sind, als daß Einzelne, ohne Verbindung sie bestreiten könnten, und daß nur eine und nicht mehrere Gesellschaften bey ihm aufrecht erhalten werden können. Unter diesen nothwendigen Bedingungen billige ich das ausschliesende Recht einer Handlungsgesellschaft, auf welches ich vorhin schon hinblickte.

Außer diesen Einschränkungen weiß ich nun noch eine einzige, und diese stelle ich hiemit vor den Richterstuhl.

Der starke Gewinn, welchen die blos zum Luxus gehörende Waaren dem Fabrikanten und Handelsmanne darbieten, kann leicht verursachen, daß beyde von der Beschäftigung mit solchen Artikeln, die zur nothwendigen Consumtion des Volks gehören, abgezogen werden, daß die fabricirende und handelnde Klasse der Staatsbürger sich hauptsächlich mit sogenannten Galanteriewaaren beschäftige, und daß die nöthigern Gewerbe die erforderliche Menge Hände nicht mehr behalten. Zwey gleiche nachtheilige Folgen erwachsen hieraus. Die Nation leidet Mangel am Nothwendigen, und bekommt dafür das Ueberflüssige, wegen der vielen mitbuhlenden Arbeiter und Verkäufer, in einem so leidlichen Preise, daß tausend, die sonst der Versuchung aus Mangel des Vermögens oder aus Sparsamkeit würden widerstanden haben, jezt in den Strom des Luxus dahingerissen werden, wo sie dem traurigen Untergange zueilen.

In diesem Falle ist ohne Zweifel **Monopolium über die Fabrikatur und den Verkauf der blos zum Luxus gehörenden Waaren** nicht blos Vortheil des Staats, — es ist dessen Einführung wirkliche Pflicht dem Regenten. Durch dieses Mittel werden viele Hände von wahrhaft unnützer Beschäftigung abgehalten, und der nöthigern zugewendet; und die Preise der luxuriosen Dinge werden in der Höhe erhalten werden, die nicht jeder des Volks erreichen kann.

Keiner davon hat ein Recht, sich darüber zu beklagen; denn er wird nur Dinge entbehren, die überflüssig, ja im Uebermaas gebraucht, selbst schädlich für die Nation sind. Der Reiche wird sie haben können, aber sie doch mit mehrerer Sparsamkeit anschaffen; ja er wird auch nicht mit einem Ocean neuer, bey vielen Fabriken und Verkäufern wie Heuschrecken sich vermehrender Moden, in dessen Wirbel er untergehen muß, überschwemmt werden.

Weit entfernt also ist hier Nachtheil des Staats und des Bürgers im Monopolium! — Wohlfart und Heil bringt es in diesem Falle; zumal wenn der Regent, nach den besondern Verhältnissen seines Lands, die Einrichtung klug genug macht, um die Nahrungswege so wenig als möglich dadurch zu verringern. Wie dieses aber zu bewerkstelligen sey, ist izt nicht Gegenstand für mich, ist auch keiner allgemeinen Gesetze fähig. Es bleibt jedem Regenten besondere Sorge.

Genug, daß ich die Ausnahmen, in welchen das Monopolium einzelnen Staatsgliedern zu gestatten sey, zeigte; — genug, daß ich überhaupt den Nutzen und Schaden des Alleinhandels in seinem ausgebreiteten Umfange zu umspannen suchte.

Ich dachte das Ganze mit unverwandtem Blick aufs Besondere, und machte reichhaltige Kürze mir zum großen Gesetz. Der Kluge erwägt jeden Satz in seinem Umfang, und überschaut in ihm die einzelnen Fälle.

Gemälde,
Entworfen für Denker.

Ueber zweymal hundert tausend herrschte August als Vater. Ruhig pflügte sein Volk die Erde, schmiedete Waffen und Pflugscharen aus den Schätzen seiner Gebürge, spann seine Wolle und Leinwand, und machte sich Kleider. August lies forschen, und grub aus den Tiefen der Erde auch Kupfer und Silber, und sein Volk verfertigte bald daraus Gefäße und köstliche Waaren.

Der Landmann verlies seine Tenne und der Sohn des Webers die Werkstätte seines Vaters, und flog zu dieser Quelle des Reichthums. — Aber August befahl, nur eine gewiße Anzahl seines Volks solte sich den Schätzen der Berge widmen; — er bot den übrigen, welche die Erde am besten bauten, welche die feinste Leinwand und Tücher wirkten und welche die Häute der Thiere brauchbarer machten, Preise dar. Auch befahl er: "es soll kein Fremder die Schätze meines Lands, meine Erze, meinen Flachs, und meine Wolle und Häute wegnehmen. Ihr meine Bürger verarbeitet sie, ihr sollt dafür belohnt werden; denn kein Fremder soll Leinwand, Tuch, Leder und Gefäße hereinbringen, und wohlfeiler verkaufen, als ihr!"

Nun arbeiteten Bürger; — und nun kamen, gelockt durch Vortheil, von fern her Künstler, und Weber, und Schmiede, und Arbeiter allerley Art, Bürger zu werden. Sie arbeiteten an der reichen Summe des rohen Stoffs, und machten herrlichere Waare. Fremde Schiffe eilten nun herbey, die schönere Waaren zu hohlen; zufrieden mit Schönheit und wohl-

wohlfeilen Preisen, — denn hundert Verkäufer und Arbeiter eiferten mit hunderten hierinnen um den Vorzug, — zahlten sie Münze, und brachten allerley Materien ihrer Länder. August legte neue Fabriken an, die auch daraus neue Waare machten. Er rufte fremde Arbeiter und Handelnde herbey, und keiner durfte den andern verdrängen. Leben war durchs ganze Land; die Zahl seines Volks war bald zu dreymal hundert tausend gewachsen.

Fern an südlichen Küsten wohnte ein Volk, das zu träg war, die Reichthümer seines Lands zu brauchen. August baute fünf Schiffe, lud darein allerley Waaren, und schickte sie zu jenen Küsten. Das träge Volk gab Baumwolle und Seide, köstliche Erde, Gold und trefliche Häute und Früchte dafür. August gab das alles den Künstlern seines Volks. Sie verfertigten prächtige Stoffe, Porcellan und reiche Stücke daraus; und fremde Käufer eilten mit schweren Summen, die neuen Waaren zu kaufen. Das Volk begehrte mehr der südlichen Produkten, und August gebot: " bauet euch Schiffe und bringet Waaren dahin, und empfanget dort die Stoffe zu eurem Fleiße! "

In tiefer Verehrung dankte dem Fürsten der Bürger; — aber er war nicht kühn genug, sein ganzes Vermögen den Wellen zu vertrauen. August sprach: " tretet zusammen ihr meine Bürger alle, jeder der will, gebe einen Theil seines Vermögens, und dann bauet Schiffe; — Niemand soll euren Handel stöhren." Nun traten sie in eine große Gesellschaft, und je nachdem einer zugeschossen hatte, ward ihm der Theil des Gewinnstes. Reichthum strömte durch diesen Handel herzu, und jeder eilte, Bürger des glücklichen Landes zu werden.

Noch nicht zufrieden, schickte August Gesandten zum südlichen Volk mit Geschenken für seine Häupter. Vergnügt über Geschenke und schöne Waaren, und den bequemlichen Abgang ihrer Produkte, waren sie träg genug, ihm zu geloben: es solle keiner als der Bürger Augusts ihre Produkte hohlen; und keiner als der Bürger Augusts solle Waaren ihnen bringen; denn sie wollten in Trägheit schlummern.

Nun durchstrichen bald hundert Schiffe, begierig nach Schätzen, die Fluten, Stoffe zu hohlen; und hundert folgten nach, ebendieselben Stoffe in veränderter Gestalt für hundertfache Preise wieder zu bringen. Das Land ertönte vom Hammer des Schmidts, von der Axt des Zimmermanns, vom Stuhl des Webers, und vom sumsenden Getümmel der Arbeit; und neue Städte, und Dörfer und Höfe, und Palläste baute man für emsige Heere der Menschen. Auch der Landmann pflügte begieriger das Feld, brachte die Gaben der Erde auf die wartenden Märkte, und kehrte mit reicher Belohnung zurük. Dem Markte Europens glich das Land; — aus allen Nationen drängten sich Käufer; — denn sie konnten wählen unter tausend Buden der Arbeiter und Kaufleute. Die Zahl des Volks stieg in wenig Jahren auf tausendmal tausend.

Aus der köstlichen Erde und aus dem südlichen Golde machten die Bürger Gefäße und niedliche Bilder. Der Fremde staunte sie an, und zahlte große Preise. Neidisch sahen der Schmidt, und der Weber, und der Gerber den größern Gewinn jener Arbeit; liesen den Ambos und die Werkstätte, und arbeiteten solche Gefäße und Bilder. Bald häuften sich damit Buden in Menge, und nun war ihre Summe größer, als die Summe der Käufer.

Die Fabrikanten und Kaufleute, welche zuerst sich damit beschäftigt hatten, stunden nun müssig; und die, welche es zulezt thaten, harrten auf Käufer, forderten geringe Preise, und verarmten. Um sich zu nähren, wollten sie Garten und Feld bauen; aber da waren wenige Schmiede, und die durch sie verfertigte Werkzeuge zu theuer; — sie wollten sich kleiden; da waren aber weniger Weber, als Fabrikanten der Gefäße und Bilder. Sie wollten auf Schiffen arbeiten, aber da fehlten Tücher und Leinwand und nöthige Waaren, und betrübt warteten die Schiffe am Gestade der Ladung.

August sah's. Nur dreyhundert Buden, gebot er, mit zierlichen Gefäßen und Bildern soll mein Land haben, und nur hundert Werkstätte sollen das Puppenwerk liefern. Nun wandten sich die Söhne der Bürger zu anderer Arbeit; und bald tönte das Land wieder vom Hammer des Schmidts, von der Axt des Zimmermanns und von den Stühlen der Weber, gleich vorigen Zeiten.

Die Zahl der Menschen wuchs wieder, die Reichthümer strömten im Wirbel durchs Land, die Schiffe durchschnitten in Schaaren die schäumende Fluten, und aus der Fülle der Menschen nahm August ein kriegerisches Heer, welches das Land vor dem Neide der sonst mächtigern Nationen, beschützte.

Fr—s.

Litte=

Litterarische Nachricht.

In manchen Gegenden unsers Deutschlands wird die Begierde nach Entdeckungen unterdrückt; in andern aufgemuntert. Immer mehr Entdeckungen werden auch immermehr zur Berichtigung so mancher Muthmassungen in der alten Geschichte beytragen. Dieß gilt auch von der römischen Geschichte. Freunden und Forschern der Alterthümer wird daher folgende Nachricht gewiß willkommen seyn. — Herr Neidhart, Pfarrer zu Villbrunn in der Herrschaft Breuberg, und Korrespondent der fränkischen Bienengesellschaft, wird künftiges Frühjahr auf Antrieb verschiedner Freunde der Alterthümer, und besonders des Herrn Grafen zu Erbach Erlaucht, die in der dortigen Gegend befindlichen römischen Todtenhügel aufgraben lassen und durchsuchen. Man kann sich um so mehr von dem Forschungsgeiste des würdigen Herrn Pfarrers versprechen, da er sich auch schon in einem andern Fach als einen unermüdeten, fleissigen und genauen Beobachter, durch sein praktisches Bienenbuch, und noch neuerlich erst durch wichtige Zusätze zu demselben rühmlich bekannt gemacht hat. Ein Stein mit einer Innschrift von einer römischen Legion, der in dortiger Gegend ausgegraben worden und nach Mannheim gekommen ist, und wovon eine Kopie in der Kapelle zu Bullau im Erbachischen eingemauert ist, läßt auch hoffen, daß die Mühe eines fleissigen Forschers nicht unbelohnt bleiben werde.

Sollten sich etwa Liebhaber zu dem praktischen Bienenbuche des würdigen Herrn Pfarrers und zu den Zusätzen zu demselben finden, so können die Bestellungen deshalben im Evang. Luth. Waisenhause gemacht werden.

G.

Anzei-

Anzeigen.

Rollins römische Geschichte, so wie wir sie in 16. Oktavbänden mit Creviers Fortsetzung haben, soll uns jetzt in einem deutschen Auszuge von ungefähr 60. Oktavbogen geliefert werden. Den Liebhabern wird dazu der Weg der Subscription eröfnet, die längstens bis Ende dieses Jahrs offen bleibt. Bey der Subscription wird 1. fl. voraus, und beym Empfang des Werks in der Ostermesse 1779. werden 30. kr. nachgezahlt. Nach verflossener Subscriptionszeit kostet das Exemplar 2. fl. 30. kr. die Namen der Subscribenten sollen dem Werke vorgedruckt werden. Eine nähere Nachricht kann man im Evang. Luth. Waisenhause, wie auch bey mir haben, wo auch die Bestellungen besorgt werden.

Götz.

Die sich selbst erklärende Bibel, oder: die heilige Schrift alten und neuen Testaments, nach des sel. D. Luthers deutscher Uebersetzung, mit beygefügten erklärenden Anmerkungen der besten und bewährtesten Schriftausleger, für alle Classen von Lesern. Das ist der Titel eines Buchs, welches Hr. D. Wilh. Fried. Hezel zu Ilmenau in vier groß Oktavbänden ankündigt, und wovon der erste in der Leipziger Michaelis Meße 1779. erscheinen soll. Jeder Theil soll den Subscribenten, deren Namen als Beförderern des Werks vorgedruckt erscheinen, beym Empfang für einen Conventionsthaler erlassen werden. Nachher kostet er ein Drittheil mehr, wenn man ihn außer der Subscription verlangt. Der Titel zeigt bereits die Absichten dieser Bibelausgabe an, und die versprochene Wahl des Herausgebers macht Hofnung, daß sie sehr gemeinnützig werden kann. Das Waisenhaus nimmt Bestellungen an.

Hanauisches Magazin.
Sechs und vierzigstes Stück.

Ursprung des Martiniweins in Hanau.

Verjährte Gebräuche und seit Jahrhunderten her eingeführte Gewohnheiten haben nicht selten einen in Dunkelheit verhüllten Ursprung, und man muß die Veranlassung dazu oft eher errathen, als man mit Gewißheit darthun kann, warum und zu welcher Zeit dieser oder jener Gebrauch in einem ganzen Lande, in einer Stadt, oder in einem Dorf eingeführet sey. Die mündlichen Erzählungen und Sagen unserer Vorfahren sind nicht hinreichende Nachrichten, sondern meistentheils sehr unsichere Quellen, woraus wir schöpfen, wenn wir die Richtigkeit von Sachen daraus herleiten wollen, die in den Zeiten des grauen Alterthums sich zugetragen haben. Und eben daher entstehen die vielen Widersprüche, weil jeder glaubt, eine erzählte Begebenheit besser und zuverlässiger gehört zu haben, als der andere. Was ist also wohl natürlicher, als daß falsche und irrige Meinungen auf die Nachkommen gebracht werden?

Daß nach einem alten Gebrauch und Herkommen jährlich der sogenannte Martiniwein in der Stadt Hanau ausgetheilt wird, weiß ein jeder hier: seit welcher Zeit aber, und bey welcher Gelegenheit dieser Gebrauch entstanden sey, davon sind die meisten Einwohner dieser Stadt nicht gewiß unterrichtet. Einige, die davon Nachricht gegeben haben, irren sich theils in Ansehung der Zeit, theils aber auch in Ansehung der Personen und anderer historischen Umstände.

Es wird demnach nicht undienlich seyn, wenn wir, wenigstens denen zum Besten, welche mit der vaterländischen Geschichte noch nicht genugsam bekannt sind, den Ursprung dieses Gebrauchs und die Veranlassung dazu, auf eine solche Art erzählen, wie man es in den alten Nachrichten über die Hanauische Historie findet.

Ulrich *IV*. Herr zu Hanau und Münzenberg, welcher in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts diese Länder mit vieler Klugheit und eben so vielem Ansehen regierte, hinterließ bey seinem 1380. erfolgtem Absterben drey Söhne **Ulrich, Reinhard** und **Johann**. **Ulrich** *V*. als der älteste, wurde vermöge des vorher schon eingeführten und im Jahr 1375. festgesetzten **Erstgeburtsrechts** allein regierender Herr und Besitzer der Herrschaft Hanau, dahingegen den beyden jüngern Brüdern eine gewisse standesmäßige Appanage ausgeworfen wurde.

Ulrich *V*. war bey dem Tode seines Vaters noch minderjährig, und gerieth unter eine Vormundschaft, welche ihm und dem Lande nicht die besten Folgen hoffen ließ. Ein jeder suchte von seiner Jugend Nutzen zu ziehen, und bald hier, bald dort ein Stück von der Herrschaft Hanau an sich zu bringen. Mittlerweile erreichte Ulrich die Volljährigkeit und übernahm 1388. selbst die Regierung seiner Lande. Doch hiermit giengen die Sachen nicht besser. Er wurde überall durch die damals überhand genommenen sogenannten **Fehden** beunruhigt, und in den Pfälzischen Krieg wider die Rheinischen Reichsstände mit eingeflochten.

Auch fieng Ulrich selbst an, Veräusserungen vorzunehmen, die den Nachfolgern in der Regierung höchst nachtheilig seyn musten. In dieser Rücksicht bestanden seine Brüder darauf, mit ihnen einen Vergleich einzugehen, vermöge dessen ohne Vorwissen derselben von der Herrschaft Hanau nichts veräussert werden sollte. Als nun diese mit Nachdruck und Ernst darauf hielten,

wur=

wurde solches anders ausgelegt, und man brachte Ulrichen fälschlich bey, daß sie ihm nach dem Leben stünden. Hieraus entstand eine Uneinigkeit mit den Brüdern, welche in eine grosse Verbitterung ausschlug. Alle diese Umstände zusammen genommen, wodurch Ulrichs Leben zu einer Kette von immerwährenden unangenehmen Auftritten wurde, brachten ihm eine Blödsinnigkeit zuwege, die ihn zur Regierung völlig untüchtig machte, ihm aber dennoch so viel Entschliessung übrig ließ, daß er aus Haß gegen seine Brüder den **Erzbischof Johann zu Maynz**, einen gebohrnen Grafen zu Nassau 1403. zu seinem und seiner Lande Vormund annahm, und demselben die beiden Städte **Hanau und Babenhausen** übergab. Ulrich hatte keine männliche Nachkommen, und um so weniger konnten seine Brüder Reinhard und Johann ein solches Verfahren mit gleichgültigen Augen ansehen. Sie widersetzten sich daher gemeinschaftlich diesem, den Hausverträgen entgegen stehenden Vornehmen. Es wurde darauf unter Vermittelung ebengedachten Erzbischofs von Maynz zu Frankfurt 1404. ein Vergleich geschlossen, daß, wenn Ulrich noch männliche Erben erhalten würde, diesen die Succession vorbehalten, die Regierungsverwaltung aber den mehrerwähnten beiden jüngern Brüdern, so lange er, nämlich Ulrich lebte, überlassen werden sollte. Hierauf erfolgte sogleich die förmliche Abdankung Ulrichs, welche im ganzen Lande bekannt gemacht wurde, und er selbst begab sich nach **Schafheim**, sein Leben daselbst in Ruhe zuzubringen.

Reinhard und Johann glaubten nunmehr, daß ihnen auch die beiden Städte Hanau und Babenhausen wiederum würden eingeräumet werden, aber der Erzbischof von Maynz wollte sich hierzu nicht bequemen, und sie sahen sich genöthigt 1405. einen Vergleich mit demselben einzugehen, nach welchem der Erzbischof in dem Besitz der beiden Städte bis an sein Ende verbleiben sollte. Diesem gefiel es in Hanau auch sowohl, daß

 er

er daselbst oft residirt und viele Maynzische Bediente unterhalten hat.

Nachdem der jüngste Bruder Johann 1411. unvermählt und unbeerbt verstorben war, fiel die Regierungsverwaltung, und 1419. nach dem Tode Ulrichs V. der eigenthümliche und würkliche Besitz der ganzen Herrschaft, ohne die beiden Städte Hanau und Babenhausen auf **Reinhard** *II.* Nicht lange nachher starb auch der Erzbischof Johann von Maynz den 23. Sept. 1419. Nach obigem Vergleich hätten also Reinhard II. die Städte Hanau und Babenhausen wieder übergeben werden müssen, allein das Domcapitul zu Maynz verzögerte diese Einräumung, um Zeit zu gewinnen, und wohl gar in dem Besitz dieser beiden Städte sich zu erhalten.

Die Bürgerschaft in Hanau wollte und konnte es nicht zugeben, ihren rechtmässigen Herrn Reinhard II. noch länger von sich entfernet zu sehen, und faßte daher den rühmlichen Entschluß, denselben in den Besitz dieser Stadt wiederum zu setzen, wozu auch Churfürst **Ludwig** von der Pfalz, mit dem Zunamen der **Bärtige**, seinen hülfreichen Arm bot.

Kaum hatten die Maynzischen Bediente, die sich noch immer in Hanau aufhielten, Nachricht von diesem Anschlag erhalten, als sie schon Anstalt machten, noch mehr Truppen von Maynz kommen zu lassen, welche auch bereits zu Steinheim angelangt waren. Diese sollten am Martini Abend, so bald das gewöhnliche 9 Uhrläuten geschehen, in die Stadt hereingelassen werden, um ihre Absichten dadurch zu unterstützen. So geheim auch dieses wohl mag gehalten worden seyn; so konnte es doch der Wachsamkeit der ihrem angebohrnen Herrn mit Treue und Eifer zugethanen Bürgerschaft in Hanau nicht entgehen, von diesem Unternehmen noch zur rechten Zeit etwas zu erfahren. Man machte daher sogleich solche Vorkehrungen, wodurch der von Maynzischer Seite entworfene Plan auf einmal vernichtet wurde.

Man

Man ließ zu dem Ende das 9 Uhrläuten, als das Losungszeichen, wornach die Maynzischen Völker sich richten sollten, für diesen Abend einstellen, wodurch diese irre gemacht wurden, und nicht wußten, wie sie daran waren. Die Hanauischen Bürger hatten inzwischen Reinharden II. von allem Nachricht gegeben, welcher sich zu eben der Zeit gleichfalls bereit gehalten hatte. Alles, was von der Maynzischen Besatzung und Dienerschaft in Hanau war, wurde hinaus getrieben, und noch in derselben Nacht Reinhard II. mit grossem Frohlocken hineingeführt und bis in das Schloß begleitet.

Reinhard II. von der Treue seiner Bürgerschaft gerührt, belohnte dieselbe nicht nur reichlich, sondern wollte auch, daß das Andenken dieser Begebenheit auf die entferntesten Nachkommen gebracht würde. Er verordnete demnach, daß jährlich auf Martini zu immerwährenden Zeiten **jedem Bürger nnd Einwohner der Altstadt Hanau** (denn die Neustadt war damals noch nicht erbauet) **ein Maas Wein** aus dem Herrschaftlichen Schloßkeller gereicht werden sollte. Die Austheilung dieses **Martini Weins** wird auch noch in unsern Tagen zu der bestimmten Zeit beobachtet, so wie auch das 9 Uhrläuten, oder jetzt vielmehr an dessen Stelle das Läuten um 10 Uhr, auf Martini Abend in der Altstadt unterlassen wird.

Beyläufig ist hier noch zu bemerken, daß **Reinhard** *II.* derjenige gewesen, welcher unter den Regenten der Hanauischen Lande zu erst in den **Reichsgrafenstand** versetzt worden, und hat der Römische Kayser **Sigismund** ihn 1429. zu dieser Würde erhoben, welche seine sämtliche Nachfolger nach ihm beständig fortgeführt haben. Auch war dieser nunmehrige Graf Reinhard II. der Stammvater der, durch seine beiden Söhne **Reinhard** *III.* und **Philipp** *I.* **den ältern**, gestifteten **Hanau-Münzenbergischen** und **Hanau Lichtenbergischen** Linien. E.

Von

Von einigen in verschiedenen Orten der Grafschaft Hanau und umher liegenden Dorfschaften noch üblichen alten Gebräuchen.

Wenn einmal in alten Zeiten entstandene Gebräuche durch eine Reihe von undenklichen Jahren ein vermeintliches Recht bekommen haben, und besonders, wenn Vortheile, oder gewisse Feierlichkeiten damit verknüpft gehen, wird es schwer halten, in die Abschaffung derselben zu willigen, noch mehr aber, solche von selbst eingehen zu lassen. Vorzüglich hält der Landmann sehr auf das, was bey seinen Vorfahren Sitte und Gewohnheit war, und er verabscheuet nichts mehr, als alle Neuerungen, welche er als eben so viele Entweihungen der Asche seiner Voraltern ansieht. Wir wollen inzwischen das Andenken dieser nicht entehren, sondern vielmehr ihre Nachkommen, die izt lebende Welt immer noch das thun lassen, was ihre Väter thaten.

Zu diesen alten und in verschiedenen Dorfschaften noch üblichen Gebräuchen gehört das sogenannte **Pfingstreiten**, womit es folgende Beschaffenheit hat. Am zweiten Pfingsttage, Nachmittags nach geendigtem Gottesdienst, kommt eine unbestimmte Anzahl junger Pursche von **Rappoltshausen** auf jungen mit allerley Bändern verschiedener Farben, an Mähnen und Schweifen gezierten Pferden nach **Rüdigheim** in die dasige Commenderie geritten, und erheben 10 kr. welche sie **Wolfsgeld** nennen. Eben diese reiten von da weiter nach **Ober-Issigheim** und nehmen unter gleicher Benennung bey dem dortigen Pferchbeständer eben so viel ein.

An dem nämlichen Tage kommen in gleichem Aufzuge junge Pursche so viel, als schöne und junge Pferde im Dorfe zu haben sind, von **Rüdigheim** nach **Rappoltshausen**, **Langendiebach**, **Ober-Issigheim**, **Hirzbach** und **Marköbel**, woselbst sie bey jedem Pferchbeständer, oder bey dem Pächter, wenn die Pferche Herrschaftlich sind, 10 kr. Wolfsgeld erheben.

Auch

Auch kömmt von **Markköbel** eine willkührliche Anzahl junger Leute zu Pferde nach **Rüdigheim** in die Commenderie, um 10 kr. Wolfsgeld einzufordern. Diese aber kommen nicht, wie die andern am **zweiten**, sondern am **ersten Pfingsttage** und zwar jedesmal vor Sonnen Aufgang **bey Verlust ihres Rechts**. Doch wird ein gewisser Unterschied, das sogenannte Wolfsgeld einzufordern, beobachtet. Jene dürfen mit ihren Pferden in den Hof der Commenderie, und zwar vor das Fenster reiten und rufen: **unser Pfingstrecht!** Welches ihnen dann, ohne weiter zu fragen **wofür**, gereicht wird; diese aber müssen vor dem Thor absteigen, zu Fuß hineingehen, an das Fenster klopfen und sagen: **Hier sind die Pfingstknechte und holen ihr Pfingstrecht!** Wenn darauf gefragt wird: **wofür?** erfolgt die Antwort: **wegen des Wolfs.**

Was zu diesen Pfingstrechten die Veranlassung gegeben, ist eben so ungewiß, als es sich nicht bestimmen läßt, zu welcher Zeit diese Gewohnheit entstanden sey. Diejenigen mögen wohl einigen Grund zur Wahrscheinlichkeit haben, welche sagen, es rühre von denen Zeiten her, da es noch viele Wölfe in den hiesigen Gegenden gegeben, welche grosse Verwüstungen unter den Heerden der Schaafe angerichtet. Um nun diese Raubthiere zu verjagen, und endlich gar auszurotten, wären oben erwähnte Dörfer darinn übereingekommen, daß, so bald in einem derselben bekannt würde, daß Wölfe sich blicken liessen, alsdann sogleich die jungen Pursche auf die raschesten Pferde sich setzen, und den verbundenen Dörfern solches bekannt machen sollten. Wenn man nun die Nachricht davon erfahren, hätte alles geeilet, theils die Heerden zu bewachen, theils die Wölfe aufzusuchen und zu tödten. Den jungen Leuten sey dagegen zur Belohnung und zur Aufmunterung von jedem Pferchbeständer 10 Kreutzer verwilliget worden, welche dieses Geld jedesmal auf Pfingsten mit den nämlichen Ceremonien, wie heutiges Tages geschiehet, abgehohlet hätten.

In der Stadt Ortenberg ist der Gebrauch, daß wenn jemand in den Tagen, da das Johannis Markt gehalten wird, einem andern eine Ohrfeige giebt, den sogenannten Buben Wein, welches drey Ohm beträgt, zur Strafe geben muß, und dieser Wein wird den Knaben auf öffentlichem Markt preiß gegeben, woher er auch seine Benennung hat. Weil hiermit zugleich ein nicht geringer Schimpf verknüpft ist, so nimmt sich ein jeder in Acht, nicht in diese Strafe zu verfallen. Wer also nicht Lust hat, eine Ohrfeige theuer zu bezahlen, der muß es sich während dieser Zeit gefallen lassen, wenn sich jemand der Freyheit bedient, Schimpf- und Scheltworte gegen ihn auszustossen, ohne sich nach der gewöhnlichen Weise auf der Stelle zu rächen.

Den Tag vor diesem Johannis Markt wird zu Ortenberg um 12 Uhr eine Fahne an der Schirne bis um 1 Uhr ausgehängt. Eben so lang läutet man dazu mit einer Glocke, und dieses wird das Freyheits Einläuten genannt. Den Tag nachher wird um eben diese Stunde die Fahne wieder ausgehängt, und eben so lange geläutet wie vorher, welches das Freyheits Ausläuten heißt. Die Bürger dieser Stadt haben auch würklich einige Freyheiten, die darinn besonders bestehen, daß jeder an diesen zwey Tagen alle Getränke verzapfen darf.

In Bleichenbach müssen die Juden jährlich auf den dritten Pfingsttag dafür, daß sie die Freyheit haben, ihr Vieh auf die dortige sogenannte Pfingstweide zu treiben, den Knaben des Dorfs eine Ohm Bier und zwey Maas Brandewein zu vertrinken geben. Diese Weide wird auch nicht eher betrieben, als bis den dritten Pfingsttag Nachmittags.

Ein altes Herkommen hat es noch bis izt zu Markköbel zur Gewohnheit gemacht, daß der Gemeinbecker am Himmelfahrtstag eine Menge sogenannter Pallisaden und Kugelhoppen backt, oder vielmehr backen muß, weil jeder, welcher sonst das ganze Jahr hindurch keine kauft, es wider Pflicht und Gewissen halten würde, an gedachtem Tage sich nicht damit zu versehen. Dieses Pallisaden und Kugelhoppenfest wird dadurch noch feierlicher, daß des Nachmittags nach geendigtem Gottesdienst die Jugend beiderley Geschlechts aus Markköbel und den umliegenden Dörfern sich auf einer gewissen Weide versammelt, wo sie sich im Ringen und Laufen übt, und dabey Wetten anstellet, die aber in Pallisaden und Kugelhoppen bezahlt werden müssen. Doch diese Gewohnheit ist vor zwey Jahren abgeschafft, und nunmehr werden die Pallisaden durch eine Lotterie ausgespielt. E.

Hanauisches Magazin.

Sieben und vierzigstes Stück.

Von der Wasserscheu, oder der tollen Hundswuth.

Die fürchterlichste unter allen Krankheiten ist wohl die Pest; es würde aber der Name der Wasserscheu, oder der tollen Hundswuth noch fürchterlicher werden, wenn diese, gleich einer Seuche, sich geschwind und weitfortpflanzende Landplage durch weise Anstalten einer hohen Obrigkeit nicht gleichsam in der Geburt erstickt würde. Wie können doch Menschen bey der Gefahr der erschrecklichsten Krankheit so sicher seyn? Einer Krankheit, die sie plötzlich in ein rasendes Thier, das seine geliebte Familie, seine Freunde schäumend und beißend anfällt, verwandeln kann; wo sie vernünftige Zwischenräume haben, die sie die Größe ihres gräßlichen Unglücks einsehen lassen, wo sie stets, mit dem heftigsten Durste gepeinigt, um Labung nach Wasser schreien, und wo ihnen, wenn ein Tropfen ihre lechzende Zunge berührt, oder wenn sie nur einer Feuchtigkeit ansichtig werden, der Magen, auf eine erstaunende Art, mit Gichtern aufschwellt; und wo sie endlich, unter einer unbeschreiblichen Marter von abwechselnden Schmerzen, Herzensangst, und Wüthen, ohne einige Hofnung zur Rettung, den Geist aufgeben müssen?

Unter die guten Anstalten, dieser Wuth vorzubeugen und Einhalt zu thun, gehören hauptsächlich:

1) Die Bekanntmachung der Verfügungen, die man zu treffen hat, um zu verhüten, daß die Thiere nicht so leicht wüthend werden.

Die Thiere, besonders die Hunde, werden leichter und öfter wüthend, wenn der Sommer sehr heiß, und die Dürre groß ist. Die kleinen, fließenden Wasser trocknen alsdann aus, und die stehenden faulen. Sie müssen daher oft Durst leiden, und saufen die faulen, von Ungeziefer wimmelnden Pfützen, welches beydes zum Wasserabscheu das Meiste beyträgt. Vorzüglich trift dieses Schicksal die Schoos- Ketten- und Jagd-Hunde. Erstere, weil sie gemeiniglich verzärtelt werden, unter dem Ofen den Winter über den Kopf verbrühen, oft am Wasser Mangel leiden, und mehr mit Fleisch gefüttert werden.*) Die andern, weil sie, wenn sie angebunden sind, gehindert werden, sich an Wasser zu laben, das man ihnen zu reichen vergißt, und wenn sie los sind, gern auf den Fraß von faulem Luder ausgehen; und letztere, weil sie durchs Jagen mehr erhitzt werden, und Gelegenheit haben, aus stinkenden Pfützen begierig zu saufen.

*) Es sind auch diese kleinen, vornehmgepflegte Lieblinge überhaupt weit mehrern und öftern Krankheiten unterworfen, als alle andre Gattungen ihres Geschlechts, die mager gefüttert, und bäurisch erzogen werden. Ja, boshafte Leute wollen sogar behaupten, daß sie, eben so gut als ihre Pflegerinnen, Anwandlungen von Vapeurs, von seltsamen Appetit u. kränklichen Phantasien hätten. Weil aber doch von dem Wohlbefinden dieser artigen Geschöpfe oft die Launen und die Gesundheit ihrer holdseligen Gebieterinnen abhängen, und sie einen nicht geringern Einfluß in große Staatsveränderungen haben können, als der abgeschorne Bart Ludwigs des VII. in Frankreich; so wird es wohl der Mühe werth seyn, das Universalmittel hier bekannt zu machen, dessen sich ein Naturkündiger zu Paris mit bestem Erfolg gegen das sieche Leben dieser Herz- und Schooshündchen bedient hat. Nie waren die Säle seines Lazareths von solchen vierfüßigen Patienten leer, ungeachtet er sie schon nach einer 8 - 14tägigen Kur, nach Erlegung eines Louisd'ors, wieder gesund lieferte. Das Geheimniß seiner Wunderkuren, welches erst nach seinem Ableben, zum Schrecken vieler Damen, entdeckt wurde, bestand kürzlich darinn, daß er die armen Thierchen den bittern Hunger leiden lies, ihnen statt Milch, Wasser, und statt Fleisch und Biskuit, das liebe schwarze Brod, und das nicht einmal satt, auftischte. Der Barbar! —

saufen. Um also das Vieh vor der Wuth zu verwahren, muß man's vor den angegebnen Ursachen hüten, ihm, besonders in großer Hitze, ja keinen Mangel an reinem Wasser lassen, ihm gar kein Fleisch geben, und es nicht hetzen, erzürnen, oder sonst erhitzen, sondern es vielmehr oft, kalt baden.

Eine gleiche Vorsorge hat man in Ansehung des reichlichen Saufens zu tragen, wenn im Winter die Wasser gefroren sind: als zu welcher Zeit die Hunde ꝛc.ꝛc. auch leicht wüthend werden.

Man betrügt sich sehr, wenn man glaubt, durch das sogenannte Wurmschneiden die Hunde vor der Tollheit zu sichern, indem man Beyspiele hat, daß viele Hunde, denen nach allen Regeln der Kunst der Wurm geschnitten wurde, dennoch toll geworden sind, und auch wirklich gebissen haben.

2) Die Bekanntmachung der Kennzeichen, woraus man schließen kann, daß die Wuth bey einem gebissenen Menschen bald ausbrechen werde.

Da sich der Ausbruch der Wuth sehr selten nach der neunten Zahl richtet; da er manchmal in wenigen Tagen (wie es sich bey denjenigen vorzüglich ereignet, die in das Gesicht oder in den Hals gebissen worden) öfters 6. Wochen oder 40. Tagen, und dann und wann erst nach etlichen Jahren erfolgt; so haben die gebissenen Menschen Ursache, sich, ohne Zeitverlust, nach bewährter Hülfe umzusehen, und können nicht sicher seyn, wenn gleich der neunte Tag, oder die neunte Woche glücklich überstanden ist. Da aber viele Gebissene, aus Zuversicht zu diesen Tagen und hochgepriesenen aber unwirksamen Mitteln, oder aus Leichtsinn, eine sichere Kur vernachläßigen, und kleine Wunden gering achten, da diese doch oft weit gefährlicher als die großen sind; indem durch das sogleich erfolgte Bluten einer großen Wunde das Gift ausgespület wird, und auch blos die

Berührung des Geifers die Wuth erregen kann; und da andre deren Biß deswegen keiner Kur würdig achten, weil man wenige Kennzeichen der Wuth an dem Thiere, das sie gebissen, wahrnehmen konnte, indem ihnen die Erfahrungen unbekannt sind, daß schon bey manchen von dem Bisse eines blos heftig erzürnten Menschen oder Thiers, z. B. eines ergrimmten Hahns, die Tollheit erfolgt ist: so muß man solchen ihren Irrthum zu benehmen suchen, sie ernstlich warnen; und wenn sie nicht folgen, sie wenigstens genau beobachten, und oft nachforschen, ob die Narbe der vom rasenden Thier beygebrachten Wunde mit den benachbarten Theilen anfängt zu schmerzen, sich zu entzünden, zu eröffnen, und eine stinkende, scharfe, rothe Jauche daraus fließt; ob sie über Müdigkeit und Schwere der Glieder, über unruhigen Schlaf, der durch Schreckbilder und gichterische Bewegungen je mehr und mehr gestört wird, und über beständiges Frösteln klagen; ob sie schwermüthig und traurig, und durch Herzensbeängstigungen beklemmt werden; ob sie zuweilen Schmerzen im Unterleibe, und starke, den Athem hemmende Krämpfe im Halse empfinden, und sich kalte Schweiße einstellen, (welchen Zustand man die stille Wuth nennt,) und endlich, ob sie, des großen Durstes ungeachtet, einen Abscheu vor dem Wasser, und allem demjenigen, was dem Wasser gleicht, öfters auch vor Feuer und Licht, blicken lassen. So bald man diese Kennzeichen gewahr wird, die uns versichern, daß das verborgene und bisher ruhige Gift anfängt wirksam zu werden, und die nahe völlige Wuth drohet; so müssen die Kranken sogleich mit schicklichen Bändern befestigt werden, damit sie bey plötzlichem Ueberfall von der Tollheit ihren Nebenmenschen nicht beissen können. Ihre Narben müssen geschröpfet, und wenn der Puls fieberhaft ist, eine Ader geöffnet, auch dieses, nach Befinden wiederhohlt, und alle unten erörterte Mittel schleunig angewandt werden.

3) **Die Bekanntmachung derjenigen Kennzeichen, wodurch man gewiß seyn kann, ob z. B. ein gebissener, oder nicht gebissener Hund einen Anfang zur Wuth habe, oder im höchsten Grade toll sey.**

Die Hunde sind allezeit verdächtig, wenn sie traurig werden, und die Menschen fliehen, und sich verkriechen, nicht bellen, aber doch murren, weder fressen, noch vielweniger saufen wollen, die Unbekannten anfaller, und ihren Herrn mit hängenden Ohren und Schwanze fürchten, und wie betrunken herum taumeln, und unter dem Schmeicheln auf einmal zornig und beißig werden. Wenn sie in diesem Zustande beißen, so erfolgt nicht so oft die Wuth daraus. Man muß sie sogleich auf eine geraume Zeit einsperren, und wohl anbinden, und ihnen die behörigen Mittel reichen. Die Katzen aber, an denen man diese Kennzeichen merkt, müssen ohne Barmherzigkeit getödtet werden, weil sie ein noch weit größers Unheil, als die Hunde anrichten können. Wenn die Hunde das Wasser noch mehr verabscheuen, kechzen, die Zunge heraus strecken, mit dem Munde schäumen, einen stockenden Gang haben, und in die Quere laufen, die Augen niederschlagen, eine bleyfarbene Zunge zeigen, ihren Herrn verkennen; wenn sie entweder nur diejenigen beißen, die ihnen in den Weg kommen, oder links und rechts Menschen und Vieh grimmig anfallen, und vor ihnen alle andre gesunde Hunde mit Zeichen einer großen Furcht fliehen: so ist die Wuth bey ihnen schon auf den höchsten Grad gestiegen, und sie sterben am andern Tage; nach 3 - 4. Tagen aber, von der Zeit an gerechnet, wenn sie ihres Herrn Behausung verlassen haben. Man kurirt sie damit, daß man sie todt schießt.

4) **Die Bekanntmachung der Vorsicht beym Vergraben der Tollen und durch die Vernichtung ihrer Geräthe.**

Da dieses animalische Gift, das sich hauptsächlich in

in dem Geifer der Wüthenden äußert, von solcher heftigen, durchdringenden und besondern Art ist, daß es nach vielen Jahren wirksam werden, und vermittelst der Kleider, Betten und übrigen Geräthe, die damit besudelt worden, Gesunde anstecken kann; indem die traurigen Erfahrungen lehren, daß Menschen die lange hernach solche Kleidungen, selbst nachdem sie gewaschen waren, getragen ꝛc. ꝛc. und unter andern eine Weibs-Person, die ein solches geflickt, und unter dem Nähen den Faden abgebissen hat, toll geworden sind: so kann man in Ansehung der Vertilgung solcher infizirten Kleidungen ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. nicht Vorsicht genug anwenden, und in Betracht der schrecklichsten Folgen, auch eine übertriebne Sorgfalt nicht für überflüßig erklären. Man muß deswegen die ganze Kleidung, welche die Bedauernswürdigen zu der fatalen Stunde, als sie vom Wüthenden gebissen, oder blos berührt worden sind, angehabt haben, desgleichen alles Geräthe ꝛc. ꝛc. welches tolle Menschen besudelt oder betastet, ohne Verschonen, durch das Feuer, als das kräftigste Gegengift, verzehren lassen. Die strengste Befolgung dieses Raths ist insbesondre deswegen höchst nöthig, weil der Eigennutz der gefährlichen Nachläßigkeit und Unwissenheit hierinn gern das Wort spricht. Man glaubt, das Waschen wäre hinreichend; der Schrecken verhindert, daß man nicht wahrnimmt, ob, und welche Kleidung, wenigstens durchs Berühren angesteckt worden ist; die erste Vorstellung der Furcht verschwindet nach und nach, und man nähert getrost das Gift dem gesunden Körper, oder giebt es wenigstens den Mäusen, Vögeln, oder andern Thieren Preiß, die, dadurch angesteckt, es andern mittheilen. Dieses kann Anlaß geben, daß die Wuth in manchen Gegenden wie zur Seuche wird. Aus gleichen Gründen müssen die todten Thiere, die toll gewesen, mit dem Strick oder der Kette, die sie etwan anhangen gehabt, tief vergraben, und dieses Vergräbniß wohl mit Steinen gegen das Ausscharren, verwahrt, auch die

Oerter,

Oerter, wo solche Thiere sich aufgehalten oder todt geschossen worden sind, mit häufigem Wasser von allem Unrathe, Blut ꝛc. ꝛc. hinreichend gereinigt werden.

5) **Die Bekanntmachung der innerlichen und äußerlichen Mittel, wodurch dem Ausbruch der Wuth zuverläßig gesteuert wird.**

Es sind von jeher mancherley Mittel gegen diesen abscheulichen Zufall gerühmt worden, und viele nehmen ihre Zuflucht gar zu sympathetischen, abergläubischen Mitteln, zu einem Abra Katabra, zu dem St. Hubertusschlüssel. **) Ein Jeder, der solche verordnet, berufet sich auf glückliche Erfahrungen; wie ungegründet, wie ungewiß aber diese sind, hat schon oft der traurige Ausgang gezeigt, und kann auch leicht daraus geschlossen werden, weil nicht auf jeden Biß von einem Tollen die Wuth erfolgt, und nicht jeder Hund toll ist, der dafür gehalten wird, sondern es sich manchmal zuträgt, daß ein treuer Hund, der seinen Herrn verlohren hat, an fremden Orten, von Knaben gescheucht, herum irrt, die Miene eines tollen annimmt, und daher unschuldiger Weise, den sogenannten quaden Namen bekommt. Viele, die von Thieren, welche den höchsten Grad der Wuth noch nicht erreicht hatten, gebissen wurden, sind auch, ohne daß man ihnen Mittel gereicht hat, Lebenslang von der Wuth befreit geblieben. Und verschiedenen hat der Biß von wüthenden alsdann nichts geschadet, wenn die Zähne vorher durch wollene dicke Kleidung, die den Geifer abgewischt haben, giengen. Welche alle, wenn sie gewisse Mittel gebraucht, den glücklichen Erfolg auf die Rechnung ihrer unfehlbaren Wirkung geschrieben hätten.

Der Beschluß folgt.

**) Alsdann erst hätte man sich Wunderkräfte von diesem, wie von jedem andern Schlüssel, und wenn's auch ein Diebs-Schlüssel wäre, zu versprechen, wenn blos die Wunde damit tief und eilends gebrennt und dadurch verhindert würde, daß sich das Gift nicht mit dem Blute vermischen könnte.

Aufgabe.

Thun reiche oder vornehme Eltern wohl, ihre Kinder gleich von Anfang in einem gewissen Luxus zu erziehen, in welchem sie doch vermuthlich hiernächst bey erwachsenem Alter in der Welt leben werden oder können; oder ist es rathsamer, sie auf eine simple und frugale Art zu erziehen? Man wünscht hierüber keine eilfertige und flüchtige Beantwortung, die man auf der Landstraße der Moral leicht finden zu können glaubt, und wo man auch auf diese Frage bisweilen hingeschielt haben mag, sondern die Prüfung eines denkenden Kopfs, welcher mit der Welt und dem menschlichen Herzen in Kindern und Alten, und mit der Genealogie der Begierden und Leidenschaften wohl bekannt ist, und welcher insonderheit das für und wider in dieser gedoppelten Frage gut auseinander zu setzen weiß, zu seiner Zeit in einem gefälligen Beytrage zu diesen Blättern zu lesen.

Anfragen.

1. Da es in vielen Kellern von den gelbbraunen Schnecken giebt, welche den Haußleuten zu einer großen Last gereichen, indem man genöthiget ist, alles wohl zu verwahren und zuzudecken, wenn solches mit dem Unflath nicht soll beschmutzt werden; so wird derjenige, welcher ein Mittel wider diese lästige Gäste, um sich derselben zu entledigen und sie aus den Kellern zu vertreiben wüßte, gebeten, solches in diesen Blättern bekannt zu machen. Am Tage siehet man sie selten, des Abends aber, und besonders in der Nacht, kommen sie hervor und laufen an Fässern, und was man im Keller hat, herum, und hängen ihren Unflath, der einen Schimmer oder gewissen Glanz von sich giebt, dran. Da wäre nun freylich dieses ein Mittel, daß man solche des Nachts mit einem Licht aufsuchte, und wegschafte: allein in vielen Kellern ist solches öfters wegen der großen Menge Fässer nicht wohl thunlich, und auch gar mühsam.

2. Wie kann aus einem Saal, wo sich 30. bis 50. Personen versammlen, und wo viel geraucht wird, der Tobacks-Dampf, ohne Thüren und Fenster aufzusperren, am besten ausgetrieben werden? Die gewöhnlichen Ventilators oder auch Räder sind schon bekannt, und thun nicht genugsame Wirkung. Weiß jemand eine bessere Maschine dazu anzugeben, so bittet man um eine genaue Beschreibung derselben.

S. 424. Z. 30. Reichsstände l. Reichsstädte.

Hanauisches Magazin.

Acht und vierzigstes Stück.

Beschluß der vorigen Abhandlung von der Wasserscheu und der tollen Hundswuth.

Man kann also keinem Mittel, ohne Gefahr zu laufen, sein Zutrauen schenken, das sich nicht, wenigstens ein halbes Jahrhundert, bey unzähligen von der Wasserscheu befallenen Menschen und Thieren dergestalt bewährt erwiesen hat, daß man von keinem Einzigen, der es in solchem Falle ordentlich gebraucht, sagen kann; er sey von der Wuth befallen worden: das nicht die stille Wuth gebändigt, und die völlige Wuth wenigstens sichtbar gemäßigt hat. Wenn man unter den erwähnten Bedingungen einem Kräutchen eine spezifike Kraft gegen die Wasserscheu getrost zuschreiben kann; so gehört gewiß das **Gauchheilkraut** mit Purpurblümchen (Anagallis flore puniceo) oder, wie es andre nennen: **Geckenheil**, **Heil der Welt**, **rother Meirig** ꝛc. ꝛc. in diese berühmte Klasse.

Es würde hier zu weitläuftig fallen, seine ganze Geschichte zu erzählen; *) welche ausserordentliche Wirkun-

*) Man lese hievon das mehrere in der Streitschrift des Herrn Doktor Bruch de Anagallide die er im Jahr 1758. in Strasburg vertheidigte, und wo, unter vielen andern, mit diesem Kraut glücklich angestellten Versuchen, die Kur derjenigen Menschen, welche von einem wüthenden Wolfe gebissen worden, durch gerichtliche Atteſtate bekräftigt wird. Es war dieses ein höchstrasender Wolf, der, wie eine andre Hyäne, die Gegend unsicher machte, Menschen und Vieh theils völlig zerriß, und theils mit seiner Krankheit, die, wenn das Kraut nicht gebraucht wurde, in kurzem ausbrach, ansteckte.

kungen man vor tausend Jahren von demselben schon angepriesen hat; wie sein Ruhm hernach in Abnahme, (vielleicht weil man ihm zu viel, ja sogar Zauberkräfte, die Macht, den Teufel zu verbannen rc. rc. zugeschrieben hat) und wie er wieder in die Aufnahme, worinn er sich bisher erhalten hat, gekommen ist.

Den vorgesetzten Zweck zu erreichen, wird es hinreichend seyn, blos dasjenige zu sagen, was man von seinem Gebrauche zu wissen nöthig hat. — Es wird bey heller, heißer Witterung, wenn es vollkommen in der Blüthe steht, gesammelt, **) an einem lüftigen, reinen Orte im Schatten getrocknet, und hernach theils zu Pulver gestoßen, theils als Kraut in Säken und Schachteln in einer kühlen aber trocknen Kammer verwahrt. Es wächst in den Gärten, an den Wegen, und zwischen der Saat als ein Unkraut.

Wenn ein Mensch von einem mit der Wuth Befallenen gebissen, oder von dessen Geifer berührt worden ist, so muß er sogleich die Wunde, oder den verunreinigten Platz mit einem laulichten starken Dekokt von Gauchheilkraut, worinn ein wenig Küchensalz aufgelöst worden, fleißig auswaschen. Weil aber keine Zeit zu versäumen ist, so kann er sich anfangs einer jeden wärmlichen gesalzenen Feuchtigkeit, die er bey der Hand hat, selbst seines Harns, bedienen. Wenn dieses geschehen, so streut er von dem trocknen Gauchheilpulver in die Wunde, worunter man etwas weniges gepulvertes Salz mischen kann, und nimmt zugleich von diesem Pulver

**) Der Mann, welcher dieses Mittel vor funfzig Jahren als ein Geheimnis besessen, und weit und breit einen einträglichen Handel damit getrieben, hat es nie anders als an den Johannistagen, zwischen eilf und zwölf Uhr Mittags sammeln lassen. Wer mehr Zutrauen zu diesem Tage und dieser Stunde hat, der kann seine Erndte darnach einrichten.

Pulver, jedoch ohne Salz, ein halbes Quentchen ein, und trinkt etliche Schalen voll von dem ungesalzenen Dekokt drauf. Mittlerweile wird ein lauliches Bad zubereitet, worinn sich der Kranke bis an den Nabel, eine halbe Stunde lang, setzt, welches den folgenden Morgen früh wiederhohlt wird. Man beschickt zugleich den Wundarzt, der den Vollblütigen auch wohl wegen des Schreckens eine Ader öffnen, die Wunden (und selbst die vom Geifer verunreinigten Gegenden) mit einer Lanzette tief schröpfen, erweitern und zu mehrerm Bluten bringen, hernach mit dem Dekokt wieder reinigen und das mit ein wenig gepulverten spanischen Fliegen vermischte Gauchheilpulver einstreuen, den Rändern derselben eine Queckfilbersalbe wohl einreiben, ein Blasenpflaster drüber legen, und sie lande eitern lassen muß. Innerlich wird die besagte Portion Pulver täglich viermal mit dem Dekokt, nach vier Tagen die Hälfte, nach vierzehn Tagen der dritte Theil, und endlich nur alle zween oder drey Tage eine Portion genommen, und damit ungefähr sechs Wochen angehalten. Dabey müssen alle hitzigen Getränke, gewürzhafte, schwer zu verdauende, besonders Fleischspeisen, vermieden, hingegen häufig von einer angenehmen Ptisane, Buttermilch ꝛc. ꝛc. getrunken werden.

Wen diese Kurart nicht hinreichend beruhigt, indem das Gauchheil nicht in allen Gegenden eine gleiche kräftige Wirkung geäussert haben soll, dem will ich rathen, die gleichfalls glückliche Methode des Herrn Doktor Ehrmanns in Strasburg, wodurch er schon viele von der drohenden Gefahr des nahen und völligen Ausbruchs der Wuth befreyt hat, mit oben erwähnter Kurart zu verbinden, oder die Angesteckten bey dem Gebrauche des Gauchheilkrauts zugleich gelind saliviren zu lassen. Zu dieser Absicht werden vorm Schlafengehen, nachdem Morgens merkurialische Purgierpillen, und den Tag über die Pulver und der Thee gebraucht,

auch die erwähnten äusserlichen Mittel angewandt worden, Abends drey Gran Quecksilberpanazee gereicht. Den folgenden Morgen wird die Panazee statt der Pillen wiederhohlt, und zugleich die Hälfte folgender Salbe den Waden und Schenkeln stark eingerieben, den Tag über die Pulver, der Thee, nebst häufigem Gerstentrank, und Nachts die Panazee wieder gegeben. Den dritten Tag wird der Rest der Salbe den Leisten eingerieben, und die Panazee und die Pulver ꝛc. ꝛc. wiederhohlt. Hat diese Portion einen Speichelfluß erregt, so werden die Quecksilbermittel so lange ausgesetzt, als er anhält; läßt er aber innerhalb drey bis vier Wochen (als so lange das Speicheln dauern muß) nach, so müssen sie wiederhohlt, und wenn sich dem ungeachtet Ausbrüche der Wasserscheu melden, so gar verdoppelt, das Gauchheil aber dazwischen, und noch etliche Wochen länger nach obiger Vorschrift fortgebraucht werden. Wenn man einige Nervenzufälle, Zuckungen, Bangigkeit, Traurigkeit ꝛc. bey den Kranken bemerkt, so giebt man täglich ein bis zweymal ein Pulver, das aus sechs Gran Bisam, vier Gran Kampfer, und einem halben Gran Mohnsaft besteht. — Die Salbe wird folgendermaßen zubereitet: Nimm ein Loth lebendigen Quecksilbers, reibe solches mit eben so viel Terbentin, als zur genauesten Vermischung nöthig ist, und mische noch ein oder anderthalb Loth Schweinenschmalz hinzu.

Wenn die Menschen den Sommer oder Herbst gebissen worden sind, so thun sie wohl, wenn sie in den ersten warmen Frühlingstagen, wo das noch etwa verborgene Gift leicht wieder in Bewegung kommt, noch acht Tage lang den Gebrauch des Pulvers wiederholen. Den Thieren giebt man stärkere Portionen; einem Hunde z. B. ein Quentchen. Je grösser das Thier, je mehr erhöhet man nach Verhältniß die Dosis. Man braucht aber nicht so lange damit anzuhalten, als wie bey Menschen.

zwölf bis sechzehn Tage waren immer hinreichend. Die Wunden werden beynahe wie bey Menschen behandelt. Wenn etliche Stücke von einer Heerde gebissen worden sind, so geht man sicher, wenn man der ganzen Heerde das Pulver giebt. Da aber hiezu ein großer Vorrath des Krauts erfodert wird, so ist es nöthig, daß die Schultheisen eines jeden Orts dazu angehalten werden, jährlich eine erforderliche Menge desselben sammlen zu lassen. Ich zweifle nicht, daß die mitgetheilte Methode, von deren immer glücklichem Erfolg ich selbst bey vielen Menschen ein freudiger Zeuge war, allen und jeden, denen dies beängstigende Unglück zustößt, unfehlbar heilsam seyn werde, und rathe nur noch dieses dabey an, daß sie sich blos an dieselbe halten, und dabey alle Schreckbilder verbannen mögen, indem dieses sehr viel zur Kur beyträgt.

Kf.

Eine Anekdote.

Das 85ste Stück der Frankfurter gelehrten Anzeigen, erzählt eine Anekdote, welche auch in diesem Blatte bekannt zu werden verdient. Ich will sie ins Kürzere ziehen.

Der bekannte Premontval durfte sich wegen seiner Schulden nicht mehr öffentlich in Paris sehen lassen. Er bat seinen Freund Beauzen, Mitglied der Französischen Akademie, mit einem Manuscript: Esprit de Fontenelle, zu Fontenellen zu gehen, und ihn um die Erlaubnis zu ersuchen, es drucken zu lassen. Fontenelle, welcher auf die Frage: Warum

Premontval nicht selbst käme? zur Antwort erhielt: er sey krank; die Art der Krankheit errieth, sagte: er besitze ein vortreflichés Mittel wider eine solche Krankheit, und übergab Beauzen einen Beutel mit 1200. Liv. um solchen Premontval zu überbringen. Bald darauf verlies dieser Paris, ohne seinen Wohlthäter je von Person gekannt noch nachher besucht zu haben. Vier Jahre hernach fiel Beauze in Verdun in Krankheit und Dürftigkeit. Ein Officier, welchem er den Vorfall mit Premontval erzählet hatte, beredete ihn mit Mühe, an den großmüthigen Fontenelle zu schreiben. Sechs Tage darauf erhält er eine Antwort mit 600. Liv.

So weit die Anekdote. Nun fährt der Bekanntmacher fort: „ So handelte Fontenelle. — Allein es war ein Franzose; und nun rührts den harten Teutschländer nicht ꝛc. — Aber rührts den Teutomanen nicht, so rührts doch jeden, der Gefühl hat.

Mit Vergnügen, und mit wahrer Rührung des Herzens habe ich diese Anekdote gelesen, und dem Erzähler dafür gedankt. Aber es that mir auch im Herzen weh, da ich auf den harten schimpflichen Vorwurf stieß, welcher uns Deutschen dabey von einem Deutschen gemacht wird. Ich dachte bey mir selbst: Unter was für hainbüchenen Seelen, unter was für starrköpfigen Geschöpfen, und Auswürfen deutschen Bluts, müßtest du nicht leben, wenn man die Deutschen so über einen Kamm nehmen, und sie für so gefühllos, für so ungerecht und nationalgehässig erklären könnte; daß edle und großmüthige Handlungen sie nicht rührten, deswegen nicht rührten, weil sie ein Franzos verrichtet? Wenn ich vermuthen könnte, daß noch viele meiner Landsleute so entehrend von unserm Charakter urtheilten, wenn ich nicht das Zutrauen zu dem gefühlvollen Verfasser jenes Aufsatzes selbst hätte, daß er diese ungerech-

gerechte Beschuldigung gewiß nicht in seiner rosenfarbigen Laune niedergeschrieben, und zu einer andern Zeit selbst wieder zurück nehmen würde; so sollte michs nicht verdriessen, sie ihres Irrthums zu überführen.

Weit gefehlt, daß wir die Franzosen haßten, lieben wir sie gewiß mehr, als jede andere Nation, und das ganz buchstäblich a la Folie. Wie? Wir sollten ihre Possen lieben, und ihre edle, großmüthige, menschenfreundliche Gesinnungen und Handlungen verkennen? nicht davon gerührt werden? — Was für ein verächtliches Volk wären wir!

Wie manche Thränen haben uns Deutschen die theils wahren theils erdichteten Begebenheiten in Schauspielen und Romanen abgelockt, ob gleich der Held ein Franzos war! Wer liebt nicht ihren Heinrich den IV. und Sully, als Fleisch von seinem Fleische und Bein von seinem Bein? Wer hat nicht die seit etlichen Jahren erst bekannt gewordenen Anekdoten des wohlthuenden Charakters eines Helvetius und Montesquien mit innerer Rührung des Herzens gelesen? alle wohlgesittete Leute höret man mit Vergnügen davon sprechen. Wir Deutschen sollten so etwas nicht fühlen? Ich bin überzeugt, der Franzos selbst läßt uns mehr Gerechtigkeit wiederfahren. Nein, ihr Deutschen! denkt nicht schlechter von euch, als euch die Natur geformt hat, und glaubt nicht, daß man entweder Engländer oder Franzos sein müsse, um großmüthig, schön und gerecht denken, empfinden und handeln zu können. Diese beyden Nationen haben so gut ihre Dummbärte und Schurken wie andere, aber wir Deutschen haben gewiß auch unsere Weisen und Edlen so gut wie sie.

H. L.

Ein

Ein Mittel wider die Erdflöhe.

Was die sogenannten Erdflöhe im Frühjahr an den aufgehenden zarten Pflanzen des Kappeskrauts, Kohls, Würsching und Coleraben, und im Sommer an denen weissen Rübentölpen vor einen Schaden thun, so daß solche öfters die ganze Saat verderben, ist eine aus der Erfahrung bekannte Sache. Das gewöhnlichste und gemeinste Mittel wider diese kleine aber sehr schädliche Thierchen, so man gebrauchet, ist dieses: daß man die Pflanzen mit Wasser begiesset, und dann zarte Asche darauf streuet, welches aber sehr mühsam, und so oft muß widerhohlet werden, als die darauf gestreute Asche entweder durch Regen abgewaschen oder durch die Sonne verzehret worden; zu geschweigen, daß öfters gar viele Pflanzen unbestreut bleiben, welche denn ein Raub derselben werden. Auch habe ich wahrgenommen, daß die Pflanzen in ihrem Wachsthum durch dieses öftere Bestreuen mit Asche sehr gehindert werden, und viele, wo solche dick auffället, gar verderben. Ich habe deswegen mit einem erfahrnen Oekonom dem Hrn. B. P. zu F. dem Verfasser des 20sten Stücks in diesem Magazin, gesprochen, welcher mir folgendes bewährtes Mittel wider die Erdflöhe, um solche von dergleichen Pflanzen abzuhalten, sagte: Man solle Schwefelblüth nehmen, dieselbe mit Leinöhl oder Fischtran in einem Löffel einweichen, die Hände inwendig damit bestreichen, und den Saamen also zwischen den beyden Händen nach und nach zart reiben, daß sich die Schwefelblüth an die Körngen anhänget, alsdann muß man den Saamen auf ein Papier auseinander breiten, und solchen wieder gehörig trocknen, damit er im Säen nicht zusammen hängen bleibt, sondern einzeln sich ausstreuen läßt. Ich habe dieses Mittel, daß sehr wenig Kosten und Mühe macht, mit einem guten Erfolg gebraucht, und mache es daher jedem Landmann bekannt.

Bm.

Hanauisches Magazin.
Neun und vierzigstes Stück.

Noch etwas über die Erziehung.

Ueber die Erziehung! — Der Modeton unsers Zeitalters!! — Scheint doch diese Materie beinahe erschöpft zu seyn, wenn man die ungeheure Anzahl von grössern und kleinen Erziehungsschriften überrechnet. — Neues! — Je nun, Neues werd' ich also wol nichts fürbringen — glaub' aber doch, es sey auch Verdienst, wenn man schon oft gesagte, aber verkannte Wahrheiten — sind's zumal solche, die die Menschheit so sehr interessiren — in allerley Vehikeln dem Publikum immer wieder fürs Gesichte bringt — und so seh' ichs ganz gerne, wenn ein jeder nach dem Maas seiner Kräfte in ein grösseres oder kleineres Rad der grossen wohlthätigen Maschine eingreift und einwirkt. —

„Menschenleben müßte sowol im ganzen, als auch „für jeden einzelnen Mann, ein weit vollkommneres „seligeres Leben werden können, wenn — dies und „jen's nicht wär; so viel lehrt der helle, klare Augenschein; und jedermann will's sehen, und jedermann „kanns sehen. Was aber alles zu diesem dies und „jen's gehöre, oder mit andern Worten zu sagen, „wie viel in der Welt ganz nagelneu gemacht, oder „nur abgeändert, oder gar zerstört, oder unter gewissen, ihm gegebenen Richtungen so gelassen werden „müsse — dies kann der hundertste nicht sehen, und „will der tausendste nicht gesehen haben. — Daß man „den Menschen nicht die gehörige Bildung

„giebt — und doch geben könnte, dies mag „bey der ganzen Sache, wohl mehr, als die „Hälfte seyn!„ — Treffend find ich den Gedanken in einem Werkchen, das Menschenfreuden verbreiten soll — und das ich, wenn's schon nicht lauter Kraftsuppe ist, was man da zu kosten kriegt, doch immer gern lese. — Wahr und richtig ist der eben angeführte Satz unsers Verf. und er veranlaßt mich, meine Ideenreihe an diesen Gedanken anzuknüpfen — und den in unsern Tagen mit so vieler Wärme, mit so unermüdetem Eifer bearbeiteten grossen Gegenstand der Erziehung von der Seite des physischen unter meinen Gesichtspunkt zu fassen, und darüber einige Gedanken hinzuwerfen. —

Der Arzt, dessen traurige Pflicht es ist, bei den so mannichfachen Scenen des menschlichen Elendes mit einem forschenden Blicke den Quellen nachzuspüren, die so oft den kaum aufkeimenden Menschen dem Tode zum Raub übergeben — oder ihn doch in Ansehung seines Körpers zum ewigen Siechlinge, und in Rücksicht seines Geistes zum beständigen Heautontimorumenos qualificiren — hat, mehr als jemand, Gelegenheit, die erste Grundlage, nur leider zu oft! in der vernachläßigten oder unrecht angebrachten physischen Erziehung zu entdecken. —

Mögen auch gleich die Fortschritte, die unserm glücklichen Zeitalter in dem wichtigsten Geschäfte der Erziehung vorbehalten waren, noch so gros seyn! — So ist es doch unläugbar gewiß, daß wir noch immer in der physischen Erziehung der Kinder weit zurücke sind. Daß wir diese zu sehr vernachläßigen, und die moralische auf Kosten dieser zu sehr treiben. —

Das Triumvirat der Stifter jener philantropinischen Anstalten, die wir in unsern Tagen entstehen gese-

gesehen — die von einer Parthie mit den erhabensten Lobsprüchen gekrönt — von einer andern aber zu sehr herunter gesetzt, und von wenigen nur mit ruhiger Vernunft und weiser Unterscheidungskraft aus hinlänglicher Erfahrung beurtheilt werden — jene, ohne Partheylichkeit in vieler Hinsicht immer lobenswürdige Männer — deren Absicht ins Grosse gieng, das allgemeine umfaßte, sahen mit Recht die körperliche Erziehung als einen Hauptgrundsatz bey ihren Instituten an. —

Ich zeichne hier eine fürtrefliche Stelle aus dem philantropinischen Erziehungsplan zu Marschlins aus. — „Ein gesunder, fester, starker, gelenksamer und ge„gen die äussern Eindrücke verwahrter Körper — sagt „der scharfsinnige Verf. desselben — ist die Grundlage „der irrdischen Glückseligkeit. Denn von ihr hängt „die Heiterkeit des Geistes, der Genuß aller Güter „und Freuden dieses Lebens, und die Abwartung al„ler unsrer Geschäfte ab. Sie ist also mit Recht das „erste Objekt einer vernünftigen Erziehungsanstalt.„ —

So einleuchtend nun auch dies alles ist; — So darf man doch dreiste behaupten: daß bey der Privaterziehung im Ganzen genommen, eine sorgfältige vernünftige Körperpflege nicht als das erste Objekt — als ein Objekt von den wichtigsten Folgen angesehen werde — und daß daher in unsrer sublunarischen Welt so viele Siechlinge an Seel und Leib herumlaufen. —

Schlechterdings will ich zwar nicht behaupten, daß all' jene Unglückliche auf Rechnung der vernachläßigten oder verzärtelten physischen Erziehung allein zu setzen sind, — denn oft schon liegt in dem ersten Umrisse des Embryons die Bestimmung dazu. Daher ließ der humoristische Sterne den guten Tristram Schandy in so bittre Klagen über seinen Vater ausbrechen. —

Daß es eine Pflicht gegen unsre Nachkommenschaft gebe — ehe sie noch das Daseyn von uns erhalten — daran denken wohl die wenigsten Eltern! — Doch! ich stosse hier unvermerkt auf eine Materie, über die ich den Vorhang will fallen lassen — so reichhaltig sie auch immer wäre, ein ganz artiges Büchelchen in Taschenformate darüber schreiben zu können. —

In keinem Jahrhunderte haben die Aerzte mehr mit Nervenschwäche und Nervenkrankheiten zu kämpfen gehabt, als in dem unsrigen. — In keinem war die Hypochondrie, jenes polypenartige Ungeheuer — so allgemein, so habituell. — Nicht mehr ein Vorrecht des Gelehrten — auch der Handwerker und Bauer seufzet unter ihrer Tyranney — denn die weichlichen Sitten unsers Jahrhunderts haben sich bis auf die niedere Stände verbreitet — und in ihrem Gefolge all' jene Krankheiten, in deren Besitz seit undenklichen Jahren sich nur die gesittetere Stände befanden. — Ihre Folgen sind indessen furchtbar — Entvölkerung! und Verfall der Länder!

Aetas parentum pejor Avis tulit
Nos nequiores mox daturos
Progeniem vitiosiorem. —

Horaz.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Toleranz,
Ein politisches Fragment.

Quand on est maitre, de recevoir dans un Etat une nouvelle Religion, ou de ne la pas recevoir, il ne faut pas l'y établir; quand elle y est etablie, il faut la tolerer.

Montesquieu.

Der politische Grund der Toleranz ist die Bevölkerung. Diese ist also der Maasstab, nach welchem man jene abmessen muß; und wo diese Einschränkung oder Vergrösserung leidet, da muß auch jene in engere oder weitere Schranken gesetzt werden. Dieß ist das unveränderliche Grundgesetz, das alle Streitigkeiten über Toleranz mit einem Worte entscheiden sollte; das man aber auch gemeiniglich verkennt. Selbst Montesquieu that es.

Ist der Staat nicht genug bevölkert: so baut Kirchen und Bethäuser für alle Nationen, und ruft Menschen herbey, zu beten in welchem Tempel sie wollen. Aber ruhig soll jeder zu seinem Tempel gehen, und den nicht stöhren, der nach dem andern eilt; --- und gehorchen soll jeder den Gesetzen des Fürsten. Wer das nicht thut, der soll als Stöhrer der öffentlichen Ruhe abgeschnitten werden vom Körper des Volks. --- Wer will mir hier Einwürfe gegen Toleranz machen, welche dem Staate Bevölkerung, Macht und Blüthe verschaft?

Aber wenn das Land die gehörige Summe Menschen hat, soll man dann auch noch Kirchen und Bethäuser für alle Nationen bauen? --- Die, welche schon gebaut sind, würde ich stehen lassen; --- aber

neue würde ich nicht bauen. Aus welchem Grunde sollte ich das thun? Den einzigen Fall nehme ich aus, wenn durch fremde Glaubensgenossen neue Nahrungszweige ins Land kommen.

Der Magen, welcher nicht gesättigt ist, verträgt wohl Kost von allerlei Art; aber gebt dem, welcher schon gesättigt ist, noch Kost von allerley Art: wird nicht Erbrechen und Unverdaulichkeit erfolgen? Selbst der ungesättigte spürt bisweilen Schmerzen von vielerley Speisen, und muß den Arzt zu Hülfe rufen; wie viel mehr muß man den schon erfüllten damit verschonen?

Die Gesetze der Bevölkerung sind die Gesetze für die Toleranz. — Die Bevölkerung muß gleich vertheilt seyn, die Stände der Bürger müssen Verhältnis gegen einander haben: die Toleranz muß sich also auch darnach richten. --- Dürfen Juden sich nur durch Handel im Lande nähren, so würde es sehr unweißlich seyn, ihre Anzahl so hoch anwachsen zu lassen, daß sie sich selbst und andern Mitbürgern die Nahrung dadurch entzögen, daß der Handel des einen den Handel des andern zernichtete, und wieder vom andern zernichtet würde. Hier wäre also uneingeschränkte Toleranz Sünde gegen die Gesetze der Bevölkerung, und ihre verhältnismäßige Vertheilung. Der Staatsmann, welcher die Zahl der Juden einschränkte, würde nichts thun, als jene Gesetze befolgen; er würde den Namen des Intoleranten nicht verdienen.

Mit diesem Falle stehen alle andere in gleicher Linie; es wird keinen geben, wo nicht Bevölkerung

und Toleranz mit in einander geschlungenen Händen gepaart gehen solten.

Fr--s.

Beantwortung der im 47: Stück geschehenen Anfrage.

Das einzige Mittel, um ein grosses Zimmer im Winter vom häufigen Tobacksrauch, ohne Verlust der Wärme, zu befreien, besteht darinnen: daß man einen langen, schmalen, mit vier Zügen versehenen, sehr stark ziehenden, und vom Boden erhabenen Zirkulirofen dergestalt hinein setze, daß die Feurung im Zimmer geschehen muß. Folglich kann er die Stelle eines holzverschwenderischen Kamins ökonomisch vertreten. Ferner, daß man zween grosse Ventilators, in der durchgebrochnen Decke des Zimmers, einen über den Ofen, den andern gegen über, horizontal befestige, und durch eine drüber gestülpte Rohre, oder eine Art willkührlich eingerichteter hölzerner Schorsteine, dem heraufgepumpten Rauch an einen schicklichen Ort den Ausgang verschaffe. Man kann sich von ihrer Würkung deswegen weit mehr, als von den gewöhnlichen vertikalen, versprechen, weil sie sich beständig in stärkerer Bewegung erhalten. Und endlich, daß man eine eiserne kegelförmige Röhre inwendig durch den Ofen, längs der schmalen Wand, so der Thüre gegen über steht, dergestalt ziehe, daß die beiden Mündungen ausser dem Ofen, die engere über dem Ofen, die weitere trichterförmig eingerichtete aber unter demselben sind. Erlaubt es die Lage des Zimmers, daß der weitere Theil der Röhre durch den Boden desselben gehen, und der daran befestigte Trichter, (der von Blech oder Holz

seyn

seyn kann) die Luft aus einem Gewölbe oder Keller oder aus einem luftigen Gang anziehen kann; so wird dieselbe häufig in die vom Ofen erhitzte Röhre dringen, und, erwärmt, so stark aus der obern engern Mündung heraus blasen, daß die Luft im ganzen Zimmer bewegt, folglich der Tobacksrauch leichter durch die Ventilators zieht, und daß auch so viele Wärme, als dieselbe vermindern, wieder dadurch ersetzt wird. Kf.

Nachricht.

Herr Consistorialrath Wenk in Darmstadt kündigt durch ein gedrucktes Avertissement eine Hessen Darmstädtische Landesgeschichte an, die er in drey Bänden herausgeben will. Diese sollen enthalten; 1. Geschichte der Grafen von Katzenelnbogen. 2. Geschichte der Grafen von Ziegenhain und Nidda, der Grafen von Gleiberg, und der Herrn von Merenberg und Lißberg. 3. Geschichte der Dynasten von Eppenstein, und von Bickenbach; auch die Geschichte der Grafschaft Hanau Lichtenberg aus Schöpflins Alsatia illustrata mit Zusätzen erweitert. Der Specialgeschichte der einzelnen Ländertheile soll endlich die Geschichte des Hochfürstl. Hessen Darmstädtischen Hauses von seiner Stiftung an, in Verbindung mit einer Hessen Darmstädtischen Landesbeschreibung, die Grafschaft Hanau Lichtenberg dazu gerechnet, in einem besondern Werke folgen, welches aber hier nicht mitgerechnet ist. Der Druck wird in künftigem Monath März anfangen. Die Subscribenten zahlen auf den ersten Theil einen Gulden in Conventionsgeld, der Nachschuß kann höchstens nicht über einen Gulden betragen; auf die folgenden Theile wird nicht voraus gezahlt, sondern erst bey Ablieferung jedes Theils. Das ganze Werk kann ohngefähr auf einen holländischen Ducaten zu stehen kommen. Hier in Hanau besorgt Herr Hofgerichtsrath Hundeshagen die Bestellungen der Pränumeranten und Subscribenten.

Hanauisches Magazin.

Funfzigstes Stück.

Fortsetzung der im vierzehnten Stück abgebrochenen Materie.

§. 20.

Die Warzenkäfer (1) machen für sich schon eine natürliche Gattung aus, und ihre Kennzeichen sind sehr bestimmt, daß sie gar leicht von andern Insecten mit Flügeldecken unterschieden werden können. Zwar sie nähern sich auch in manchen Stücken den Leuchtkäfern, wie sie dann Herr Sulzer deswegen Afterscheinkäfer nennt. Mithin folgen sie billig in der Ordnung zu nächst nach ihnen. Ihre Fühlhörner (2) sind fadenförmig; der Brustschild ist platt gedrückt und gesäumt, und verdeckt den Kopf nicht; die Flügeldecken sind biegsam, an den Seiten des Hinterleibes haben sie Falten und Warzen, und fünf Glieder an dem Fußblatte.

Die

(1) Des Herrn Degeer Telephori. Er nahm diesen griechischen Namen von dem Herrn Schäfer her, der ihn zuerst gebraucht hatte, um unsre Käfer weniger zweydeutig zu bezeichnen, als es der Herr von Linne und und der Herr Geoffroy gethan haben. Der letzte beschreibt sie unter dem Namen der Cicindelarum; der erste unter der unschicklichen Benennung der Cautharidum.

(2) Herr Sulzer giebt die Kennzeichen fast eben so an: „Die Fühlhörner des Afterscheinkäfers sind borstengleich, dünne von eilf Gliedern, nach Art der Afterbockkäfer (Leptura L.) Der Brustschild ist gesäumt, und meistens kürzer, als der Kopf. Die Flügeldecken sind sehr weich und biegsam; die Abschnitte des Hinterleibs an den Seiten lappicht. Gesch. S. 51.

Die Fühlhörner (3) sind fadenförmig, oder vielmehr in ihrer ganzen Ausdehnung gleich dick beynahe, indem sie nur sehr wenig gegen ihre Enden abnehmen. Sie sind übrigens, wie gewöhnlich, in zwölf Glieder abgetheilt.

Der Brustschild ist oben platt gedrückt. Seine Seiten runden sich zu, und sind mit einem kleinen erhabnen Umschlage gesäumt. Er deckt nie den Kopf, der immerfort frey und sichtbar bleibt, wenn auch gleich das Insect, nach seiner Gewohnheit, denselben etwas hängen läßt, so lang es in der Ruhe liegt. Der Kopf selbst ist mit zween Zähnen; außer denselben aber mit vier Fühlspitzen an der untern Lippe versehen.

Ihre Flügeldecken sind zwar nicht häutig; aber doch auch lange nicht so hart, als die bey andern Insecten. Sie sind lederartig und biegsam, und geben bey jedem Drucke nach. Sie lassen sich ziehen und zerren; ja bey einigen Arten, selbst nach dem Tode des Insectes, wieder zusammen legen, fast eben so wie das feine Pergament. Ordentlicher weise sind sie überall ohngefähr gleich breit, und am Ende zugerundet. Der Warzenkäfer kann sie auch mit vieler Leichtigkeit öfnen, und augenblicklich davon fliegen. Bey einigen Arten sind die Flügel nicht länger, als der Hinterleib. Sie können also auch sehr leicht Platz unter ihren Decken finden, weil sie nichts weiter, als ihre äußersten Spitzen wieder zusammen legen. Doch man findet auch andre Arten, bey welchen die Flügel zweymal so lang als ihre Scheiden sind. Diese legen sich in der Mitte wieder zusammen.

Die

(3) Beym gestirnten Warzenkäfer, Cantharis Aenea L. ist das erste Glied der Fühlhörner keulenförmig; das zweyte aber in drey Zähne getheilt, davon die zween äußern den mittlern halb bedecken; die übrigen werden nach und nach dünner. Sulzer Gesch. l. c.

Die Haut, welche den Hinterleib decket, ist weich und biegsam. Daher kann ihm auch der Warzenkäfer allerley Biegungen geben. So wohl die obern, als die untern Seiten liegen einwärts tief, sind runzlicht und voller Falten, und haben eine Art von weichen Warzen, grad so wie bey den Leuchtkäfern. Bey einigen Arten treten auch aus dem Brustschilde; ja gar aus der Brust selbst, wenn man sie in der Hand hält, oder wenn man sie berührt, fleischichte und kegelförmige (4) Warzen hervor, welche nachher wieder in den Leib zurück gehen.

Endlich die Fußblätter an allen Füßen sind in fünf sehr kurze Glieder abgetheilt. Das vierte derselben verlängert sich unten in der Gestalt zweener kleinen Ballen. An den Schenkeln befindet sich, da wo sie entstehen, ein großer einförmiger Anhang, grad so wie bey den Lauf- und Sandkäfern.

Es sind unsre Warzenkäfer zum Theil fleischfressende Thiere; ja gar Cannibale, die ihr eignes Geschlecht nicht verschonen. Doch von allen läßt sich dieses nicht mit Gewißheit behaupten. Im Laufe sind sie sehr behend. Man findet sie sehr häufig (5) auf Pflanzen und

 Gräsern.

(4) Diese hervortretende Warzen haben eine Aehnlichkeit mit den Fischblasen. Bey manchen färben sie sich roth; bey manchen gelb. Ob sie die Hitze des Insects in der Begattung vermehren, oder dem Insecte wegen seiner Schwäche, zum Schreckbilde gegen seine Feinde dienen, läßt sich noch jetzt nicht mit Gewißheit bestimmen. So viel aber ist sicher, daß sie diese Theile bey Veranlassungen von der Art heraustreiben. **Sulzer l. c.** Herr Geoffroy hat zuweilen diesen Warzenkäfern eine oder mehrere ihrer Blasen genommen; ja manchen gar alle, und sie blieben nichts destoweniger behend und sehr lebhaft. **Geoffroy Histoire des Insectes** t. I. p. 170.

(5) Es ist sehr wahrscheinlich, daß viele Arten der Warzenkäfer auch von den Blumen, Blättern der Bäume und von Gräsern leben.

Gräsern. Ihre (6) Larven hingegen, welche sechs Füße haben, leben in der Erde und verwandeln sich innerhalb derselben in Nymphen.

§. 27.

Die Colliuren, wozu des Herrn von Linne surinamensischer Afterrüsselkäfer nur noch allein bis jetzt gehört, haben ihren Namen und ihre Ordnung im Systeme von dem Herrn Degeer erhalten. Ihr Brustschild bildet sich, wie ein langer Hals in einer so sonderbaren und von allen andern mit Flügeldecken versehenen Insecten unterschiednen Figur, daß man sie als eine eigne Gattung ansehen muß: zumal da sich ihre Kennzeichen so auffallend auszeichnen. Sie gleichen so sehr den gemeinen Kamelfliegen, Raphidia L. daß man sie ganz bequem unter diese Gattung von Insecten dringen könnte, wenn sie nicht harte und schuppenartige Flügelscheiden hätten: sonderlich in der Figur des Kopfes und in dem langen Brustschilde.

Die Kennzeichen derselben sind fadenförmige Fühlhörner von gleicher Dicke und ohngefähr so lang, als der Kopf und der Brustschild zusammen genommen. Der Kopf ist kegelförmig, und hinten dünn. Die beyden großen Augen springen an demselben hervor. Der Brustschild ist sehr lang, schmal und walzenförmig. Die Fußblätter endlich theilen sich alle in fünf Gelenke. Die

(6) Von der Larve und Verwandlung dieses Geschlechts, dessen schier so viel ist, als des Sandes am Meer, weiß man noch sehr wenig. Die Würmer des Schifwarzenkäfers, Cantharis navalis L. sind durch die große Gefahr und durch den Schaden bekannt worden, den sie verursachen. Sie bohren in dem Eichenholze so zum Schifbaue gebraucht wird, herum, und wenn ihrer eine Menge in solchen Planken, die wirklich zum Schiffe gebraucht werden, gewohnt haben, oder noch wohnen: so findet das Wasser gar leicht aller Orten Eingang.

§. 28.

Die **Laufkäfer** (1) sind nicht schwer zu erkennen. Ihr Körper ist eiförmig und gewölbt gebaut. Ihre Fühlhörner gleichen langen Fäden. Im Laufen aber sind sie, wie jeder gleich den ersten Augenblick an ihnen gewahr wird, außerordentlich lebhaft. Doch wir müssen sie etwas genauer betrachten.

Ihre Fühlhörner sind beynahe kegelartige Fäden. Der Brustschild ist vornen und hinten abgestutzt, in der Mitte gewölbt, und hat auf den Seiten einen Umschlag. Der Hinterleib ist eiförmig und wölbt sich. An der Base der Hinterschenkel befindet sich ein großer Anhang. An allen Fußblättern sind fünf Glieder, worunter die an den vordern breit und platt gedrückt sind.

Die langen Fühlhörner, die aber doch immer noch kürzer, als der Leib sind, bilden sich fadenförmig, doch so, daß sie an der Dicke gegen das Ende zu abnehmen. Sie bestehen aus eilf beynahe walzenartigen Gliedern, wovon das erste, oder dasjenige, welche sie alle mit dem Kopfe verbindet, länger, als die andere ist. Ihre Befestigung haben sie vor den Augen erhalten.

Der Kopf ist ziemlich lang und lauft vor. Die Augen in demselben sind rund und springen hervor, das ist, sie gehen weit aus dem Kopfe heraus. Die beyden starken Zähne oder Kinnladen desselben sind kurz; aber dick und stark. Sie krümmen sich, und haben auf der innern Seite nur einen einzigen kleinen Zahn; unten aber einen Haufen kleiner Haare. Der Fühlspitzen sind vier an demselben angebracht, zwo von außen, und zwo von innen. Ohngefähr sind dieselben in der Größe einander gleich; allein die erstern haben vier Glieder,

(1) Des sel. Linne und Schäfers Carabus; des Geofroy Bupreſtis.

der, und die andern nur drey. Alle Gelenke derselben sind glatt und unbehart, und das letzte ist am Ende abgestutzt und breiter, als die andern. Die beyden äussern stehen auf einem verlängerten und schalenartigen Stücke, und haben zween andre Theile neben sich, wovon der eine gleich einem walzenartigen Stiele in zweyen Gliedern sich theilet, und der andere ein verlängertes und platt gedrucktes Stück ist, das sich in einem schalenartigen Häckchen endiget und seiner ganzen Länge nach mit einer Franze von rothen Haaren versehen ist. Folglich befinden sich, eigentlich zu sprechen, sechs Fühlspitzen am Kopfe, und zwey Stücke mit Häckchen. Alle diese Theile sind sehr beweglich und an der untern Lippe befestiget.

Der Brustschild ist oben nur um etwas weniges gewölbt. Fast könnte man ihn richtiger als platt beschreiben. Gegen die Seiten zu hat er einen hohen und scharfen Umschlag. Vornen und hinten schneidet er sich in die Quere ab. Bey manchen Arten verlängert sich derselbe in stumpfen und winklichten Spitzen, die aber nie bey solchen vorkommen, wo der hintre Rand grad ausläuft. Der vordre Rand ist allzeit einwärts um etwas ausgehölt, und oben befindet sich bey allen Arten eine der Länge nach fortlaufende Linie, oder eine Furche. Bey manchen hat man eine Aehnlichkeit mit einem Herzen, dessen Spitze abgestutzt ist, finden wollen. Bey einigen ist er viel schmäler, als die Flügelscheiden; bey manchen hat er eine gleiche Breite mit denselben. Immerfort ist er breiter, als der Kopf.

Die Flügeldecken, welche bey den größern Arten sehr gewölbt und erhabner, als bey den kleinern sind, laufen gegen das Ende spitz zu, und haben fast immer rimenförmige, oder doch sehr feine Streifen der Länge nach. Ihre Seiten sind scharf und haben einen erhabnen Umschlag. Von unten her verlängern sie sich auch ein wenig, um einen Theil der Brust zu umfassen.

Bey

Bey einigen Arten zeichnen sie sich durch ausgehölte Puncte aus, und diese sind zuweilen glänzend und so zu reden vergoldet. Das Schildchen auf dem Rücken ist sehr klein. Das allersonderbarste bey denselben ist dieses, daß sie in manchen Arten wahre und ächte Flügel decken, die doch bey manchen andern Arten gänzlich fehlen. Und nichts destoweniger sind diese Flügelscheiden bey allen von einander abgesondert, und scheinen sich aufzuthun und von dem Leibe zu entfernen. Gemeiniglich haben die größern Arten keine Flügel. Bey denen Arten, die sie haben, sind sie nicht länger, als der Hinterleib. Ihr Ende legt sich zusammen, und es sieht verzerrt aus, wenn sie auf dem Rücken des Thiers liegen. Auch ihre Oberfläche ist nicht sehr gleich. Sie hat gleichsam Runzeln und wird durch Nerven befestiget. Bey dem allen haben doch auch die Laufkäfer, denen die Flügel fehlen, auf der Seite der Brust statt derselben ein langes plattes und schmales Stück, welches in seiner Breite sich allmählich mindert, und in eine Spitze endiget. Es ist hautartig und biegsam, wiewohl um etwas weniger, als die Flügel, und mit Nerven der Länge nach versehen. In seiner natürlichen Lage liegt es längst der Seite des Hinterleibes unter der Scheide. Mit einem Wort diese beyden Stücke sind gleichsam der rohe Anfang, oder Verstümmlungen von Flügeln, die aber zum Fluge nichts taugen, und um so viel weniger, da sie bey einigen Arten sehr kurz sind; so kurz, daß man sie nicht einmal so gleich beym ersten Augenblicke gewahr wird. Dieser Umstand theilt natürlicherweise die Insecten dieser Gattung in zwo Familien ab; in geflügelte und ungeflügelte.

Die Ringe des Hinterleibes, der oben sehr stark sich wölbt, sind hier mit einer weichen und beweglichen Haut bedeckt, und es schützen sie die schalenartigen Decken gegen jeden Zufall. Allein die beyden letzten Ringe haben, weil sie mehr ausgesetzt sind, da sie die Scheiden nicht decken, wenn das Thier den Hinterleib hervorstreckt, eine harte schalenartige Haut sowohl oben, als unten

Die

Die Füße sind lang und dünn. Das Schienbein endiget sich in zween Dörnern, wovon der eine sehr lang ist. Das Fußblatt theilt sich in fünf schmale Glieder, die ungefähr walzenartig und nur an dem Ende ein wenig dicker sind, wo sie kleine Spitzen oder Dörner haben. Aber die Gelenke an den vordern Fußblättern sind breit, und haben eine plattgedruckte und kegelförmige Gestalt, wodurch sie dann zum umwühlen der Erde sehr bequem werden. Ballen findet man keine an den Gelenken der Fußblätter dieser Thiere. Die Hinterschenkel, welche unten der ganzen Länge nach eine falzenförmige Hölung haben, sind an ihrer Base ganz nahe am Leibe mit einem eiförmigen und verlängerten Anhange versehen, welchen Herr Geoffroy mit einem verstümmelten zweyten Schenkel vergleicht, und als ein wesentliches Kennzeichen dieser Insecten betrachtet. (Herr Sulzer nennt dieses Stück den Keulschenkel.) Allein man findet es auch noch bey andern Insecten mit Flügeldecken, z. B. bey Kolbenkäfern, bey den Warzenkäfern, und bey den Wasserkäfern mit borstenförmigen Fühlhörnern, wo dieser Anhang eben so dick und so deutlich, als bey den Laufkäfern vorhanden ist. Doch mag man wohl sich merken, daß er bey diesen letzten sehr groß erscheint.

Es leben die Laufkäfer gern in der Erde, und unter Steinen, wo sie sich verstecken. Man sieht sie aber auch sehr schnell auf der Erde, in den Gärten und auf den Feldern laufen, wo die größern Arten sich gewöhnlich nur des Nachts über sehen lassen. Des Tags über verbergen sie sich, und am meisten in der Erde. Also sind sie Nachtwandler. Zwar die kleinern Arten trift man auch bey Tage häufig an. Sie leben alle mit einander vom Fleische, und sind die Wölfe unter den Insecten, weil sie vom Raube leben, und die Würmer und Raupen, die sie finden, auffressen. Ihre Larven sind noch wenig bekannt. Sie leben in der Erde.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hanauisches Magazin.

Ein und fünfzigstes Stück.

Ueber die ganz weissen Vögel, die von anders gefärbten Aeltern erzeugt werden.

Der verstorbene Herr Hofrath Günther trägt in dem ersten Stück des vortreflichen Naturforschers seine Muthmassung über diese sonderbare Naturerscheinung vor. Er legt den bekannten Satz Newtons von der Farbenlehre zum Grund, daß die Empfindung der weissen Farbe dem Auge dadurch mitgetheilt werde, wenn von der Oberfläche eines Körpers alle auffallende Lichtstralen abprallen, und in einer unzertrennten Vermischung ins Auge zurück fallen. Daraus folgert er, daß also die Oberfläche eines Körpers eine gehörige Festigkeit und Dichtigkeit besitzen müsse, wenn er weiß aussehen solle. Dieß wendet er nun auf die weissen Vögel an, und schließt: Ein weisser Vogel wird daher solche Federn haben müssen, deren Fibern, Kanälchen und Zwischenräumlein mit lauter dichten und fest zusammenhangenden Theilchen angefüllt sind, welche vermöge ihrer innern Dichtigkeit den Lichtstralen den Durchgang verwehren und sie nöthigen können, genau vereinigt, und ohne sich in andre Farben zu zertrennen, wieder abzuprallen. Den Grund dieser Dichtigkeit findet er nun in dem Alter der brütenden Vögel, und glaubt, daß anomalisch weisse Vögel nur

von bejahrten Aeltern herkämen. Doch glaubt er auch, daß eine jählinge Veränderung des Futters, der Lebensart und des Himmelsstrichs etwas zur Verdickung der Säfte beytragen könne.

Mir fielen dabey hauptsächlich diese Zweifel ein. Der erste: Die Erfahrung lehrt, daß man öfters ordentlich gefärbte Jungen von weissen Aeltern, wie ich hernach selbst ein Beyspiel unter Nro. 3. anführen werde, und ordentlich gefärbte und weisse Jungen in einem Neste zugleich von anders gefärbten Aeltern findet. So hat man noch in diesem Sommer zu Eberstadt im Darmstädtischen in einem Nest junger Schwalben zwey ganz weisse und zwey von der gewöhnlichen Farbe angetroffen. Günther trägt zwar diesen Zweifel selbst vor, und sucht ihn dadurch zu heben, daß er behauptet, die bejahrten Aeltern dieser Vögel hätten zu der Zeit, als die ersten Eier ihrer Brut in Bewegung gesetzt werden sollten, noch Vorrath an Kräften und Lebensgeistern gehabt, die sie durch den Winter und in den muntersten Tagen des Frühjahrs gesammlet hätten, diese erschöpften sie aber durch die Befruchtung der ersten Eier. Allein diese Beantwortung befriedigt mich nicht, indem man nicht wohl den Mangel der Kräfte und Lebensgeister für die Ursache der zähen und dicken Säfte annehmen kann, ohne sich in neue Schwierigkeiten dadurch zu verwickeln.

Mein zweyter Zweifel war dieser: Es giebt doch so manche gewöhnlich weisse Vögel, so viele weißbunte; wie läßt sich das mit der Güntherischen Meynung vereinigen? — Vielleicht, dachte ich, haben gewöhnlich weisse Vögel von Natur solche zähe und dicke Säfte, welche den Lichtstralen den Durchgang verwehren, und also die weisse Farbe verursachen. — Vielleicht sind die Kanälchen der anders als weißgefärbten Federn bey

weiß

weißbunten Vögeln so gebildet, daß sie die zähen Säfte, die sich in den Fibern und Röhrchen der ganz weissen Federn befinden, nicht einlassen, sondern nur gleichsam das Feinste aus denselben ausscheiden. Das Schneehuhn (Lagopus Linn.) bestärkte mich in dieser Muthmassung. Im Winter, wenn vielleicht Kälte und Veränderung des Futters seine Säfte verdickt, ist es ganz weiß; im Frühjahr, wenn die Kälte nachläßt, und wieder besseres Futter hervorkommt, werden seine Säfte hier und da dünner, und es ist braun und weiß gesprenkelt, bis es im Sommer ganz graubraun wird.

Wie groß war nicht meine Freude, als ich hierauf im 4ten Stück des Naturforschers sah, daß Herr Baron von Zorn im Namen der Gesellschaft der Naturforscher zu Danzig, dem Herrn Günther unter andern, mir minder wichtig scheinenden Einwürfen, auch meinen zweyten Einwurf gemacht hatte! Aber zu meinem Misvergnügen wurde in dieser Abhandlung gar nichts zur Auflösung des Zweifels vorgebracht. Ich mußte mich also mit meinen eignen Muthmassungen beruhigen, und mir auch die übrigen Zweifel des Herrn von Zorn zu heben suchen, z. B. daß alle schwache Aeltern auch immer schwächliche weisse Jungen erzeugen, und die von Natur ganz weissen Vögel auch schwächlich seyn müßten; — allein ich habe schon vorhin gesagt, daß man wohl nicht nöthig habe, die Schwächlichkeit als eine Ursache zäher Säfte, wenigstens nicht als die einzige, anzunehmen. Hierinn bestärkt mich der verdienstvolle Herr Schröter, welcher an einem gewissen Orte sagt, daß Alter und Hinfälligkeit, wovon sich unsre Haare weiß färben, bey den Hühnern und Vögeln zwar eine gleiche Wirkung hervorbringen könnten, allein sie könnten unmöglich die einzigen seyn. Auch Büffon behauptet in seiner von Herrn Martini herausgegebenen Vögelgeschichte, daß die Vögel sowohl, als andre

 Thiere

Thiere in den nördlichen Ländern fast überall eine weisse Farbe anzunehmen pflegten, und glaubt, daß dieß von dem Einflusse des Himmelsstrichs herrühre. Ferner wendet **Herr von Zorn** ein, daß es auch in heissen Ländern weisse Vögel gebe; — aber man behauptet ja nicht, daß die Kälte die einzige Ursache zäher Säfte sey; auch das Futter, und andre Umstände können die Säfte verdicken.

Nun wurde meine Freude noch grösser, als ich das 12te Stück des Naturforschers erhielt. Denn in demselben fand ich, daß **Herr D. Otto** die Zornischen Zweifel in einer eigenen Abhandlung über diese Materie zu widerlegen sucht, und mit meinen obigen Muthmassungen ziemlich übereinstimmt. Da es in einer angenehmen Kürze vorgetragen ist, so will ich es hieher setzen. „**Herr B. von Zorn** wendet ein 1) daß die bunten „Vögel in den Zwischenräumchen der Fibern sehr unterschiedene Säfte haben, und 2) die alten grauen „Aeltern alsdenn schwächliche graue Junge zeugen „müßten; 3) daß die weissen Vögel, die immer wieder weisse Junge zeugten, als, die Schwäne, Gänse, „Pfauen, nicht schwächer wären; 4) es sey die „Wirkung der Einbildungskraft nicht genug widerlegt; „5) es gebe auch in südlichen Ländern weisse Vögel, „Cacatu, Fasanen, u. a. diese Einwendungen, fährt „**Herr Otto** fort, treffen wohl nicht alle Herrn Günthers Meynung. Denn 1) es könnten an einem Ort „und in gewissen Federn zähere, festere Theile aus den „Säften, als an andern niedergelegt werden. — „2) es könnten einige alte Thiere noch gute Säfte zur „Zeugung besitzen, ob gleich andre sie nicht hätten, „die desfalls in ihren übrigen Kräften nicht schwächer „wären. 3) Die Beyspiele von zahmen und nicht „anomalisch weissen Vögeln sind nicht wider des Herrn „Günthers Meynung. 4) Die Wirkung der Einbil-

„dungs-

„dungskraft ist nicht besser bewiesen als widerlegt. „5) Die Kälte ist nicht als die einzige Ursache der „weissen Farbe angegeben, also kann sie auch in den „südlichen Ländern statt finden, ohne von den Vorältern herzukommen.„ — Hier führt noch Herr Otto an, daß er unter andern weissen Vögeln einen wohl noch nicht beschriebenen weissen Kiebitz mit rothem Schnabel und Füssen besitze, und beschreibt hernach eine weisse Feldmaus.

Halle scheint in seiner Naturgeschichte der Vögel eine ähnliche Meynung in Ansehung der Vögel, deren Schnäbel sich im Frühjahre färben, zu haben. „Bevor die Zeit zu den Liedern herankommt, sagt er, beschäftigt sich gleichsam die Natur damit, die Schnäbel, oder die Flöten dieser kleinen Komponisten zu Stande zu bringen. Die Wirkungen davon äussern sich in einer **neuen Farbe**, womit sie sie von aussen verschönert, **nachdem die innern Springkräfte vorher von den Ansätzen des begeisterten Bluts** zugenommen haben. Und so bald dieses am Schnabel vorhergegangen ist, so nehmen auch ihre Gesänge den Anfang, die Natur besorgt einige Tage vorher das Harz zu ihren Violinen. Ausserdem dringen in eben dieser Zeit an dem männlichen Geschlechte allerley Schönheiten hervor. **Die Farben der Federn frischen sich auf, wenn der Vogel in der Freyheit lebt**, an einigen verschönert sich die Brust, die Farbe der Schwungfedern, der Federbusch am Kopfe, die Schwanzfedern; da indessen die Gefangenen unter ihren Ketten einen nur geringen Antheil an den prächtigen Umkleidungen der übrigen Stutzer nehmen.„ Mir kommt es so vor, als wenn sich Halle hier der Meynung sehr nähere, daß die verschiedenen Farben der Vögel von der verschiedenen Beschaffenheit der Säfte, die sich in ihren Federn befinden, herrühre. Wenigstens

stens giebt er Anlaß auf diese Gedanken zu gerathen, da man ohnehin weiß, wie vielen Einfluß der Frühling und die Freyheit auf die Beschaffenheit der Säfte des thierischen Körpers haben.

Ich gebe nun als einen Beytrag zu den Verzeichnissen der hin und wieder in den Kabinetten sich befindenden anomalisch weissen Vögel, auch eiue kurze Beschreibung derjenigen, die sich in dem Kabinette der Durchlauchtigsten **Prinzessin Friederike** zu Hessen, befinden.

1) **Ein weisser Staar.** Kopf und Hals sind ganz weiß, der Rücken schmutzig weiß, so daß er etwas ins Braune fällt, die Schwingfedern nach dem Kiel zu wie der Rücken, an der Spitze ganz weiß, die Deckfedern, Brust und Bauch wie der Rücken, die mittlern Ruderfedern ganz weiß, die an beyden Seiten fallen ins Bräunliche. Schnabel und Füsse sind wie bey den gewöhnlich gefärbten blaßgelb. Er wurde zu Anfang des Heumonats in diesem Jahr in der Gegend von Bruchköbel bey Hanau unter einem Trupp gewöhnlich gefärbter Staare geschossen. — Ich habe bey allen Ornithologen, die ich nachzuschlagen Gelegenheit hatte, nirgends etwas von weissen Staaren gefunden, als bey Brisson, der ihn für eine Nebenart des gemeinen Staaren hält, aber Schnabel und Füsse anders gefärbt angiebt, als bey meinem Exemplar; er sagt nämlich, daß der Schnabel aus dem Gelben ins Rothe falle, und die Füße blaßfleischfärbig wären.

2) **Ein schneeweisser Rabe**, aus Norden, Schnabel und Füsse blaßgelb.

3) **Ein weisser Rabe**, dessen Weiß hier und da ins ganz Hellbraune scheinet, Schnabel blaß aschgrau, Füsse

Füsse bräunlich. — Brisson, und mit ihm noch andre geben Norwegen, Island, und andre kältere Länder als das Vaterland der weissen Raben an. Allein, daß auch andre Länder solche Seltenheiten hervorbringen, das bestätigen ausser meinem Exemplare, das bey Darmstadt gefunden wurde, und in seinem Neste drey schwarze Jungen hatte, auch unter andern die Berichte **Kolbens** und **Geßners**. Nach jenem werden ganz weisse Raben durch ganz Indien, und schwarze mit einer weissen Stirne und Bauch, wie auch graue auf dem Vorgebirge der guten Hofnung angetroffen. Dieser erzählt folgendes: „Joan Carus, als er mit den Hispaniern in das neugefunden Land geschift, hat er daselbst weisse Rappen und Amßlen gesehen."

4) Eine sehr schöne **glänzend weisse Schwalbe** von Treysa in Hessen. Sie flog im Sommer 1777. in eine Stube; man fieng sie, und setzte sie in einen Bauer, in dem sie sich aber den Kopf einstieß.

Zum Schlusse füge ich noch hinzu, daß ich mich erinnere, in des **Plinius** Naturgeschichte gelesen zu haben, daß zu seiner Zeit eine weisse Nachtigall, welches etwas ganz ungewöhnliches sey, um 300. Gulden (nach unserm Gelde) verkauft worden sey, um der Agrippina, Gemalin des Kaysers Claudius, ein Geschenk damit zu machen.

G.

Ein bewährtes Mittel wider den Brand in den Früchten, und besonders in dem Weizen.

Ein erfahrner Oekonom, welcher, diesem Uebel zu steuren, schon mancherley Versuche angestellt hatte, ist endlich auf folgendes Mittel verfallen, wovon er die erwartete Wirkung am besten gespühret hat, und welches er hier dem Publicum mittheilt. Es bestehet darinn: Man nehme frischen Kalch, nach Proportion der Aussaat, z. B. zu 100. Pfund Weizen, 10. Pfund Kalch, thue solchen in eine Butte, lösche ihn schnell ab, und giese so viel Wasser dazu, daß es eine ziemlich scharfe Kalchlauge giebt, so, daß ungefehr 150. Pfund Wasser auf 10. Pfund Kalch gerechnet werden. In diese noch warme Lauge, worinn auch der aufgelöste Kalch bleibt, schütte man den zum Aussäen bestimmten Weizen, und fege solchen darinn mit Besen und Händen über eine Stunde lang, thue ihn sodann mit durchseihenden Gefässen heraus in Körbe, daß die Lauge ablaufen kann, und schütte ihn nachher mit samt dem Kalch, der noch an den Körnern haftet, zu einem spitzen Haufen auf dem Speicher, steche ihn alle 6. Stunden ein paarmal durcheinander, damit er sich nicht zu stark erhitze, und säe ihn gleich den folgenden Tag darauf, wenn er gleich recht warm ist, in den Acker. Bey dem Weizen zur Aussaat ist kein Unterschied zu machen; wär es auch sehr brandigter und noch neuer Weizen, so kann doch selbst diese Sorte Saatweizen, der gemachten Probe nach, den reinsten Weizen geben.

O.

Hanauisches Magazin.

Zwei und fünfzigstes Stück.

Auf das zu Ende sinkende Jahr 1778.

Auch du eilst nun dahin, zu dem vergangenen
Unwiederruflichen des grossen Weltjahrs Theil!
Das der Vater der Zeit einst aus dem Chaos rief
Von stralenden Sonnen umringt.

Dank, unsterblicher Dank, sey dir, Vater der Zeit!
Für jeden frohen Tag, jede festliche Stund,
Die uns mit ihm erschien, die uns glücklicher schuf,
Dein freundliches süsses Geschenk!

Dank, unsterblicher Dank, sey dir, Vater der Zeit!
Auch für der Leiden Maas, mit ihm uns zugesandt,
Von dir uns zugesandt, uns künftgem Glück zu weihn,
Dein dunkleres gutes Geschenk!

O Jahr! verklag uns nicht, jetzt da du von uns weichst
Zum Thron des Ewigen, mit unsrer Thaten Reih!
Weltrichter! blick auf uns mit schonender Geduld,
Mit seliger Leitung zu dir!

Medicinischer Zuruf bey den bevorstehenden Bällen.

Es ist nicht allein eine, unter den Sternguckern ausgemachte, Wahrheit, daß oft wiederkehrende Nordscheine, und die drauf folgende, anhaltende, nasse Witterung, und der unsre Atmosphäre schwer drückende kalte Duft den schädlichsten Einfluß auf die Gesundheit und das Leben der Bürger unserer sublunarischen Welt haben können. Gehemmte Ausdünstungen, Katarrhen, Betäubung der Nervengeister, Vapeurs, Hypochondrie, Menschenhaß und Selbstmord sind die gewöhnlichen Folgen von diesen fürchterlichen Meteoren. Das mürrische, jeder brausenden Lustbarkeit unholde Geschlecht der Aeskulape, welches mit allen Ausschweifungen in einen ewigen Krieg verwickelt ist, und gegen jedes dran gränzendes Vergnügen ernsthaft die Stirne runzelt, und den drohenden Zeigefinger reckt, rühmt, räth und verordnet, unterstützt von Vernunft, Erfahrung und Autorität, die himmlischen Harmonien, die Beschäftigungen der Engel, die Musik, nebst einem belebenden Tänzchen, als ein kräftiges Gegengift, gegen diese drohenden Kranckheiten des Leibes und der Seele. Wem also Ruhe, Gesundheit und Leben lieb ist, wer kein abgesagter Feind von Geselligkeit, von unschuldiger Ergötzlichkeit, vom Lieblingsvergnügen artiger Damen, folglich von ihnen selbst ist, dessen grobe Nerven nicht blos zu rauhen Sitten gestimmt sind; der wird gewiß begieriger nach diesen angenehmen Heilsmitteln greifen, als nach den ekelhaften und weit theurern Füllseln der Apothekerbüchsen.

Unter dem angerühmten Tänzchen verstehe ich aber nur ein solches, welches mit Mäßigung und Zurückhaltung, mit Zucht und Ehrbarkeit, vorgenommen wird; dessen Absicht eine heilsame Leibesübung und unschuldige Gemüthsermunterung ist, wobey die Tugend nicht Gefahr läuft, und auf welches keine Nachreue folgt; einen Tanz, so jeder Leibesbeschaffenheit angemessen ist, und wovon freilich vollblütige, zum Blutspeien, und andern Blutflüssen geneigte, sehr schwächliche, schwindsüchtige Personen, und zu gewissen Zeiten die Damen, ausgeschlossen sind; einen Tanz, der nicht zu sehr erhitzt, ermüdet oder entkräftet, sondern etwas nachlässig und nur einige Stundeu getrieben, und unter und nach welchem die sorgfältigste Vorsicht angewendet wird: der folglich in einem geräumlichen, hohen, zugfreien, weder mit Staub noch Lichterdampf angefüllten Zimmer mäßig angefangen, etwas lebhafter, aber ja nicht bis zu starken Schweisen, und zum Verlust der Lebensgeister fortgesetzt, und, nach der allenfalls erfolgten Erhitzung, nicht auf einmal, sondern nach und nach, sehr mäßig, beschlossen worden; wo gleich darauf die so nöthige Umkleidung in der nächsten Nachbarschaft des Tanzsaals vorgenommen, und wo endlich eine jede, auch geringe Verkühlung, und besonders das kalte Trincken, wie Gift vermieden werden muß. Wird das Tanzen nicht unter diesen Bedingungen mit dieser Behutsamkeit unternommen, so ist es ein Werk der Unsinnigen, das nur von Unsinnigen angepriesen werden kann; denn es führt

— — — mit Freuden ins gewisse Grab.

Haller.

Wie oft sind nicht plötzliche Todesfälle, Blustürzungen, Schlag- und Steckflüsse rc. die Folgen eines unvorsichtigen und übertriebenen Tanzes gewesen? und wie erschreck-

 lich

lich muß nicht der Zustand eines solchen Tänzers seyn, der, noch truncken von betäubender Lust, in dem finstern Todesthale aus seinen süßen Träumen einst erwacht, und sich, statt dort mit muthwilligen Larven, hier mit fürchterlichen Schreckbildern umringt sieht, die seine Seele mit Angst, Reue und Verzweifelung anfüllen!

Es wird noch manchem die warnende Begebenheit im Andenken seyn, wo beynahe die Hälfte einer zahlreichen Gesellschaft, die sich, nach einem heftigen Tanz, beym Nachhausefahren verkühlt, in eine unheilbare Lungensucht verfallen ist. Wie manche Schöne hat sich nicht den natürlichen Purpur ihrer Wangen weg- und sich zu einem schmachtenden Gerippe getanzt, welchem der sonst so gefällige Schmeichler, der Spiegel, nun allen Trost versagte, und die häßlichsten Vorwürfe machte? — So wahrscheinlich der Gewinnst von Unglücksfällen ist, worauf eigennützige Wundärzte, bey eingefallenem Glatteis, hoffen, so gewiß ist er den Aerzten von den einträglichen Curen der Katarrhen, schmerzhaften Flüsse, Gicht, heftigen Krämpfe, Pleuresie rc. worauf sich diejenigen, welche in die Klasse der filzigten Lohndiener gehören, bey jedem Karneval nicht ohne Grund freuen.

Bey der leichtsinnigen Jugend werden diese Warnungen leider! keine tiefen Eindrücke machen, wenn sie gleich ein Zeuge von abschreckenden Beispielen gewesen ist. Wie ist es aber möglich, daß vernünftige Aeltern sorgenlos seyn können, wenn sie sehen, daß ihre Kinder auf solche Art mit Freuden in das gewisse Grab eilen? Wie ist es möglich, daß eine Mutter, die verzagt, wenn ihr Sohn zur nahen Schlacht angeführt werden soll, in die Hände klatschen kann, wenn sich ihre Tochter durch einen rasenden aber geschickt und lange ausgeführten Walzer, wonach sich ihre lechzende Zunge mit einem kühlenden Trunck labet, in gleiche Gefahr stürzt? Zittert, zärtliche Mütter!

vor

vor den fürchterlichen Folgen, die ein ohne Mäßigung und Behutsamkeit unternommener Tanz haben kann, wenn eure Tochter dadurch aufs Krankenlager gestreckt, und dort mit Angst und Pein gefoltert wird, wenn ihr die bebende Brust an die eurige drückt, und ihr von Reue pochendes Hertz fühlt, wenn ihr die Thränen, die aus den schönen, nun halbgebrochenen Augen rollen, als so viele Ankläger eurer Unbesonnenheit jammernd wegküßt, und ihre letzten Seufzer und gebrochenen Worte, die auf ihren erblassenden Lippen schweben, als Vorwürfe eurer strafbaren Nachsicht mit bebendem Munde schluchzend aufnehmt, und wenn das edle Herz, das kurz vorher nur für euch, und vielleicht einen tugendhaften Jüngling schlug, dem es sein Glück machen sollte, durch eure Schuld anfängt in seinen Lebensbewegungen kraftlos zu zaudern, und gichterisch zu wanken, endlich, tödtlich gelähmt, still steht: — Kann alsdann euer Zustand trauriger, euer Schicksal grausamer seyn? Bedenkt's!!!

Kf.

Auszug eines Briefs an S * * *
B. den 6. Nov. 1778.

Endlich bin ich im Stande, Ihnen die verlangte Nachricht, von dem Anbau der Rhabarber in unserer Gegend mitzutheilen. Es sind hier drey Gattungen bekannt, wovon der Saame nicht schwer zu bekommen ist. Die Persische, mit breiten runten Blättern; die Rhapontische, welche auch runde Blätter hat, und etwas besser ist, als die erste; endlich die Astrakanische mit zackigten Blättern, und die beste. Diese Pflanzen erfordern alle ein schweres wohlgedüngtes Land,

das

das drey Schuh tief regolt werden muß. Der Saame wird im Frühling, wie der Kohlsaaame gesäet, und nach Johannis kann man die Pflanzen aussetzen. Sie müssen drey Schuh weit im Quadrat von einander versetzt werden, indem sie wegen ihrer grossen Blätter viel Raum einnehmen, und die Wurzel zu ihrer Vervollkommnung viel Nahrung braucht. So läßt man sie 5. bis 6. Jahre ohne weitere Pflege stehen, außer daß man sie von dem Unkraut reinigt, und zuweilen auflockert. Bey dem Aussetzen der Pflanze hat man darauf zu sehen, daß die Wurzel von den Nebenwurzeln gehörig gesäubert werde, und diese ihr die Nahrung nicht entziehen mögen. Im sechsten Jahre nimmt man sie zum Trocknen heraus. Einige thun dieses im Nachsommer und um Jacobi, andere thun es mit mehrerm Grund im März. Um Jacobi hat sich die Wurzel zur Vertheilung ihrer Säfte in dem Stengel und in den Blättern zu sehr entkräftet, da sie im Frühjahr hingegen den ganzen Vorrath der Kräfte noch beysammen hat, den sie den Winter über gesammlet und haushälterisch bewahret. — Das Trocknen hat man für die gröste Schwierigkeit bey dem Anbau dieses Products in unserer Gegend gehalten. Durch folgenden Versuch aber ist sie nicht so groß gefunden worden. Man schneidet die Wurzel in Stücke, etwa ein Pfund schwer. Diese Stücke werden in Papiere gewickelt, mit Bindgarn angeschnürt, auf den Boden oder in ein lüftiges Zimmer gehängt, und oft umgewendet. Die Sonnenwärme ist zu stark, trocknet sie zu schnell, macht sie runzlicht, und ziehet die Kraft aus. Wenn sie so in der Luft die Hälfte eingedürrt sind, alsdann bringt man sie in eine warme Stube, aber nicht zu nah bey dem Ofen, wendet sie oft um, bis sie ihre völlige Härte erlanget haben. Alsdann raspelt man das Obere ab, und sie sind zum Gebrauche fertig.

M.

Nachrichten.

Carlsruh. Der gelehrte Herr Professor Böckmann kündigt in einer besonderen Abhandlung auf 3 Bogen in 8. unter dem Titel: „Wünsche und Aussichten zur Erweiterung und Vervolkommnung der Witterungslehre„ eine unter Fürstl. Autorität und freigebiger Unterstützung getroffene sehr nützliche Anstalt in den Markgräfl. Badenschen Ländern an, welche alle Nachahmung verdient, daß vom 1. Jan. des nächstbevorstehenden Jahrs an, in 12 —— 16. Orten des dasigen Landes, die ihrer besondern Lage wegen den meisten und mercklichsten Veränderungen in der Witterung ausgesetzt sind, genaue Beobachtungen nach richtigen Barometern, Thermometern und Hygrometern, ordentlicher Weise dreimal des Tags zu gleicher bestimmter Zeit mit aller Pünktlichkeit angestellt werden sollen. Die Landphysici, die Geistlichen und die Vorsteher der Gemeinden verbinden damit ihre Berichte, welche sie von Zeit zu Zeit wegen ansteckender Krankheiten, Anzahl der Todten, und Veränderungen in der Fruchtbarkeit des Landes, einzusenden haben, woraus hernach alle drey Monathe meteorologische Tabellen mit dergleichen kurz beygefügten Bemerkungen verfertigt werden sollen. Dieses Institut ist von einer so grossen Nützlichkeit, daß wir nächstens davon eine umständlichere Beschreibung mittheilen wollen.

Hildesheim. Herr Rector Meyer bey dem Andreanischen Gymn. kündigt ein wichtiges Werk für die Künste unter folgendem Titel an: „Aphrodite, oder das Grundgesetz der schönen Natur, nach welchem die Dichter und Künstler der Vorwelt arbeiteten, aus ächten Quellen des griechischen Alterthums erklärt, und mathematisch befestigt. Ein noch nie unternommenes Werk über die Künste, auf Pränumeration.„ Er nimmt Hogarths Wellenlinie an, welche er deutlicher und bestimmter erklären, und sowohl auf Poesie, als auf die schönsten Werke der Kunst anwenden will, dazu ihm das berühmte Naturalien-Kabinet zu Braunschweig, die Gallerie zu Salzthalen, und einige andere Sammlungen von Statuen, Antiken und Bildern ihre Schätze dargeboten haben. Das ganze Werk soll in 3 Bänden in 4to mit 3 grossen Kupferplatten bestehen, und jeder an anderthalb Alph. stark werden. Der Preis ist

4 Reichs-

4 Reichsthaler, nach alten Louisd'or oder in Conventionsmünze in der Pränumeration, welche man entweder zusammen gleich, oder 2 Rthlr. vor, und das übrige nach dem Abdruck bezahlen kann. Die Pränumeranten erhalten dafür ein Exemplar mit aller typographischen Zierde auf gutem Papier. In künftiger Michaelismesse 1779. soll der erste Theil erscheinen, und so von Messe zu Messe mit den übrigen fortgefahren werden. In dem angehängten Namenverzeichnisse finden wir für Hanau den Herrn Prof. Bergsträßer ersucht, sich der Pränumeration anzunehmen.

Magdeburg. Der Herr Conventual Schummel, welcher schon aus verschiedenen lehrreichen Schriften, zum Unterricht der Kinder, bekannt ist, wird auf Ostern des nächsten Jahres Kosmologische Gespräche für Kinder herausgeben, worinn er versuchen wird, die Mathematik zur Kinderwelt herabzuziehen.

Cassel. Auch hier wird ein neues Gesangbuch, zum Gebrauch der Ev. Luth. Kirche in den Hessen-Casselschen Landen, von den dasigen würdigen Predigern dieser Gemeinde veranstaltet, wovon wir nach dem mitgetheilten Plan nicht anders als Gutes in der Ausführung erwarten können. Er stimmt gröstentheils, sowohl was die Abtheilung der Materien, als auch die Wahl der Lieder selbst betrifft, mit dem unsrigen überein, und wird nach dem löblichen Vorgang des dort eingeführten schönen Gesangbuchs bey den Ev. Ref. Gemeinden, in keine schlechte Sammlung herunter sinken, da man überall von den bekannten besten und neuesten geistlichen Liederdichtern gute Gesänge gewählt hat. Die Sammlung dürfte aber wohl noch nicht sobald im Druck vollendet seyn, da man noch mit dem Entwurf beschäftigt ist, und Vorkehrungen zum Druck zu machen hat. Die unsrige ist bereits bis in den 17ten Bogen abgedruckt, und wird hoffentlich in künftigem Jahr bey guter Zeit fertig seyn. Möchte doch überall dieses wesentliche Stück des öffentlichen Gottesdienstes und der Erbauung mit Ernst und gutem Geschmack bald verbessert werden!

